# Victor Hugo's
# sämmtliche Werke.

Dritter Band.

## Han von Island.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1835.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

# Han von Island.

Von

Victor Hugo.

---

Uebersetzt

von

Adrian.

---

Zweiter Theil.

---

Frankfurt am Main, 1835.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

# Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Löwe.

Oh!

Theseus.

Gut gebrüllt, Löwe!

Shakspeare's Sommernachtstraum.

Man nennt mich den Wolf mit den glänzenden Augen; ich wandere in der Einsamkeit.

Edda.

Reiginn spricht: Da bist du, Sigurdur, fröhlich und von Siegesglück strahlend, während du dein Schwert Gramr im Grase reinigst; du hast meinen Sohn getödtet, aber ich selbst bin zum Theil schuld daran ... Setze dich hierher und halte Fafnir's Herz an das Feuer, ich will sein Herz essen, nachdem ich sein Blut getrunken habe.

Das Adlerweibchen spricht: Da ist Sigurdur; da sitzt er, mit Blut bedeckt. Er röstet Fafnir's Herz am Feuer ... Er schicke diesen grauharigen Schwätzer in die Hölle, indem er ihm den Kopf abschlägt.

Fafnir's Gesang.

Erhebe dich, sprach er, daß ich dich tödte, wie du meinen Sohn getödtet.

Tausend und Eine Nacht. 3te Nacht.

Der Reisende, der in unsern Tagen die schneebedeckten Berge durchwandert, welche den Smiasen See

umgeben, findet keine Spur mehr von dem, was die Norweger des 17ten Jahrhunderts die Ruine von Arbar nannten. Man hat nie erfahren können, welcher menschlichen Bauweise und welcher Art Gebäude diese Ruinen, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, angehörten. Wenn man aus dem Walde tritt, welcher das südliche Ufer des Sees bedeckt, kömmt man, nachdem man einen da und dort mit Wänden von Mauerwerk und Ueberbleibseln von Thürmen bedeckten Abhang erklommen hat, an eine gewölbte Oeffnung, die in die Seite des Berges geht. Diese Oeffnung, welche jetzt durch Erdgerölle ganz vermacht ist, war der Eingang in eine Art Galerie, die in den Felsen gehauen war und den Berg von einer Seite zur andern durchschnitt. Diese, durch kegelförmige, von Punkt zu Punkt in der Wölbung angebrachte Luftlöcher schwach beleuchtete Galerie lief in einen länglich runden, saalartigen Raum aus, der zur Hälfte in den Felsen gehauen und oben in celtischem Style ausgemauert war. Rund um diesen Saal sah man in tiefen Nischen roh gearbeitete Granitstatüen. Einige dieser mysteriösen Bildnisse waren von ihren Fußgestellen gestürzt und lagen auf Steinplatten mit anderm unförmlichem, von Kräutern und Moos bedecktem Trümmerwerk übereinander, welches Eidechsen und Spinnen und alle die häßlichen Insekten, welche in der Erde und in Ruinen erzeugt werden, durchkrochen.

Nur durch eine dreieckige Thüre, der Oeffnung der

Galerie gegenüber, drang das Licht in diesen Raum. Man hätte dieser Thüre, obschon sie sich zu ebener Erde öffnete, den Namen eines Fensters geben können, denn sie ging auf einen unermeßlichen Abgrund hinaus, und man begriff nicht, wohin drei oder vier Stufen einer Treppe führten, welche über dem Abgrund draußen und unter diesem seltsamen Ausgange angebracht waren.

Dieser Saal war das Innere einer Art riesenhaften Thurmes, welcher, wenn man ihn von der Seite des Abgrundes sah, von weitem einer der Spitzen des Berges glich. Dieser Thurm lag einsam, und, wie schon angedeutet worden, Niemand wußte, welchem Gebäude er angehört hatte. Man bemerkte nur oben, auf einer für den verwegensten Jäger unzugänglichen Bettung eine Masse, welche man wegen der Entfernung für ein sich wölbendes Felsstück oder für die Trümmer eines ungeheuern Schwibbogens nehmen konnte. — Dieser Thurm und dieser verfallene Bogen waren den Landleuten unter dem Namen der Ruinen von Arbar bekannt. Man wußte von dem Ursprunge des Namens nicht mehr, wie von dem Ursprung des Baues.

Auf einem in der Mitte dieses elliptischen Saales liegenden Steine sitzt ein kleiner in Thierhäute gekleideter Mann, welchem wir im Verlaufe dieses Werkes schon öfter zu begegnen Gelegenheit hatten. Er kehrt dem Lichte, oder vielmehr der unbestimmten Dämmerung, welche während des Glanzes der Mittagssonne in den

düstern Thurm dringt, den Rücken. Dieser Schimmer, der stärkste, der das Innere des Thurmes natürlich erleuchten kann, reicht nicht hin, um unterscheiden zu können, welcher Art der Gegenstand ist, zu dem der kleine Mann sich niederbeugt. Man hört einige dumpfe Seufzer und sollte glauben, sie gingen von diesem Körper aus, da derselbe von Zeit zu Zeit schwache Bewegung gewahren läßt. Manchmal richtet der kleine Mann sich empor und führt an seine Lippen eine Art Becher, dessen Form die eines Menschenschädels zu sein scheint und der mit einem schäumenden Getränke gefüllt ist, dessen Farbe man nicht sehen kann, und welches er mit langen Zügen hinabschlürft.

Plötzlich erhebt er sich lebhaft.

„Ich höre Fußtritte in der Galerie, glaube ich; sollte es der Kanzler der beiden Königreiche schon sein?"

Diesen Worten folgt ein schreckliches Gelächter, das sich mit einem wilden Brüllen endigte, welchem plötzlich ein Geheul von der Galerie her antwortet.

„Oh! Oh!" sagt der Inhaber der Ruine von Arbar: „das ist kein Mensch — aber es ist immer ein Feind; es ist ein Wolf."

Wirklich kömmt plötzlich ein Wolf unter der Wölbung der Galerie hervor, bleibt einen Augenblick stehen und nähert sich dann seitwärts dem Manne, mit dem Bauche die Erde streifend und glühende, in der Dunkel-

heit funkelnde Augen auf ihn werfend. Dieser immer stehend und die Arme gekreuzt, betrachtet ihn.

„Ah! es ist der alte grauharige Wolf, der älteste Wolf in den Wäldern um den Smiasen. — Guten Tag, Wolf; deine Augen leuchten; du bist hungrig und der Wohlgeruch der Leichen zieht dich an! — Du wirst auch bald hungrige Wölfe anziehen. — Sei willkommen, Wolf des Smiasen; ich habe stets gewünscht, dir zu begegnen. Du bist so alt, daß man sagt, du könntest nicht sterben. — Man wird dies morgen nicht mehr sagen."

Das Thier antwortete mit einem scheußlichen Geheul, machte einen Satz nach hinten und stürzte mit einem Srunge auf den kleinen Mann.

Dieser wich nicht einen einzigen Schritt zurück. Rasch wie der Blitz preßte er mit seinem rechten Arm den Bauch des Wolfes zusammen, der sich vor ihm aufgerichtet und seine zwei Vorderpfoten auf seine Schultern geworfen hatte; mit der linken Hand schützte er sein Gesicht vor dem gähnenden Rachen seines Feindes, indem er die Kehle des Thieres mit einer solchen Kraft faßte, daß dieses, gezwungen den Kopf aufzuheben, kaum einen Schrei des Schmerzes hervorbringen konnte.

„Wolf des Smiasen," sagte der Mann frohlockend, „du zerreißest meinen Rock, aber deine Haut wird ihn ersetzen."

In dem Augenblicke, in welchem er diesem Siegesausruf einige Worte in einer seltsamen Sprache beige-

fellte, machte eine krampfhafte Anstrengung des sterbenden Wolfes, daß er über die Steine stolperte, die im Saale zerstreut lagen. Sie fielen Beide und das Brüllen des Menschen vermischte sich mit dem Geheul des Thieres.

Der kleine Mann, der bei seinem Falle genöthigt war, die Kehle des Wolfs fahren zu lassen, fühlte die schneidenden Zähne sich schon in seine Schultern eingraben, als die beiden Kämpfer, die sich über einander wälzten, gegen eine große, weiße, zottige Masse stießen, welche in dem dunkelsten Theile des Saales lag.

Es war ein Bär, der brummend aus seinem schweren Schlaf erwachte.

Kaum hatten sich die trägen Augen dieser neuen Personage hinreichend geöffnet, um den Kampf sehen zu können, als er sich mit Wuth nicht auf den Menschen, sondern auf den Wolf stürzte, an dem eben die Reihe war zu triumphiren; er faßte ihn mit seinem Rachen in der Mitte des Leibes und befreite so den Kämpfer mit menschlichem Antlitz.

Weit entfernt, sich für einen so großen Dienst dankbar zu beweisen, erhob sich der Letztere ganz blutbedeckt, warf sich auf den Bären und gab ihm einen kräftigen Tritt in die Rippen, wie wohl ein Herr seinem Hunde thut, wenn dieser sich vergangen hat.

„Freund! wer ruft dich? in was mischest du dich?“

Diese Worte unterbrachen wüthende Ausrufungen und Zähnegeknirsch.

„Hebe dich weg!“ setzte er brüllend hinzu.

Der Bär, welcher zumal einen Fußtritt von dem Menschen und einen Biß vom Wolfe erhalten hatte, ließ eine Art kläglichen Brummens hören, senkte seinen schweren Kopf und ließ das hungrige Thier los, das sich mit neuer Wuth auf den Menschen warf.

Während der Kampf fortdauerte, kehrte der zurückgewiesene Bär an den Platz zurück, wo er schlief, setzte sich ernst hin, ließ einen gleichgültigen Blick über die zwei wüthenden Feinde irren und beachtete das friedlichste Schweigen, indem er abwechselnd eine seiner Vorderklauen über seine weiße Schnautze streifen ließ.

Aber der kleine Mann hatte in dem Augenblick, wo der Patriarch der Smiasenwölfe ihn wieder angefallen, den blutigen Rachen des Thieres gepackt; dann gelang es ihm durch eine unerhörte Anstrengung von Kraft und Gewandtheit, seine ganze Kehle mit der Hand zu fassen. Der Wolf sträubte sich mit den letzten Anstrengungen der Wuth und des Schmerzes; ein schwärzlicher Schaum floß aus seinen zusammengepreßten Lippen und seine Augen, die gleichsam vom Zorn geschwellt waren, schienen aus ihren Kreisen treten zu wollen. Derjenige der zwei Kämpfer, dessen Gebein durch scharfe Zähne gebrochen, dessen Fleisch durch glühende Nägel zerrissen war, war nicht der Mensch, sondern das wilde Thier; der,

dessen Gebrüll den wildesten Ton, den schrecklichsten Ausdruck hatte, war nicht das Thier des Waldes, sondern der Mensch.

Endlich preßte dieser, indem er alle seine, durch den langen Widerstand des alten Wolfes erschöpften Kräfte zusammennahm, mit seinen zwei Händen die Kehle mit solcher Kraft zusammen, daß das Blut aus den Naselöchern und dem Rachen des Thieres sprang; seine Flammenaugen erloschen und schlossen sich halb; er schwankte und fiel leblos zu den Füßen seines Siegers nieder. Die stete schwache Bewegung seines Schweifes und das krampfhafte, augenblickliche Zittern, das durch seinen ganzen Körper lief, kündigte allein an, daß er noch nicht ganz todt war.

Plötzlich erschütterte ein letzter Krampf das sterbende Thier und die Anzeichen des Lebens verschwanden.

„Jetzt bist du todt, Luchs," sagte der kleine Mann, indem er ihn gemächlich mit dem Fuß wegstieß; „glaubtest du noch zu altern, nachdem du mit mir zusammengekommen? Du wirst nicht mehr leisen Schrittes über den Schnee laufen, dem Geruche und der Spur deiner Beute folgend; du bist jetzt selbst gut für die Wölfe oder die Geier; du hast während deines langen Mord- und Blutlebens viele am Smiasen verirrte Reisende verschlungen; jetzt bist du selbst todt; du wirst keinen Menschen mehr fressen; es ist schade."

Er bewaffnete sich mit einem schneidenden Steine,

setzte sich auf die warme und zuckende Leiche des Wolfes, zerschnitt die Gelenke der Glieder, trennte den Kopf von den Schultern, riß die Haut in ihrer ganzen Länge über dem Bauche auf und streifte sie ab, wie man eine Weste auszieht, und nach einem Augenblick war der furchtbare Wolf des Smiasen nichts mehr, als ein nacktes blutiges Gerippe. Er warf diese abgezogene Haut über die von Bissen zerfleischten Schultern, indem er die nackte Seite der feuchten und mit langen Blutadern bezeichneten Haut nach außen kehrte.

„Man muß sich wohl," murmelte er zwischen den Zähnen, „mit der Haut der Thiere bekleiden, da die des Menschen zu schlecht ist, um gegen die Kälte zu schützen."

Während er, noch häßlicher unter seinem häßlichen Siegeszeichen, so mit sich selbst sprach, hatte sich der Bär, den seine Unthätigkeit langweilen mochte, wie verstohlen dem andern in dem Schatten verborgenen Gegenstand genähert, dessen wir im Anfange dieses Kapitels gedacht haben, und bald erhob sich in diesem dunklen Theile des Saales ein Geräusch arbeitender Zähne mit schwachem, schmerzvollem Todesstöhnen gemischt. — Der kleine Mann wandte sich um.

„Freund!" rief er mit drohender Stimme. „Ach, erbärmlicher Freund! — Hierher, komm hierher!"

Er hob einen großen Stein auf und warf ihn dem Ungeheuer an den Kopf, das sich, durch den Anprall

ganz verwirrt, seinem Schmause langsam entzog und seine rothen Lippen leckend, vor seinem Herrn keuchend niederfiel, zu dem es, indem es seinen Rücken bog, den ungeheuern Kopf erhob, als wollte es ihn seiner Unbescheidenheit wegen um Verzeihung bitten.

Jetzt ließ sich zwischen den zwei Ungeheuern, — denn man kann dem Bewohner der Ruine von Arbar diesen Namen wohl geben — ein Austausch von bedeutungsvollem Brummen vernehmen. Das des Mannes drückte Herrschaft und Zorn, das des Bären Bitte und Unterwerfung aus.

„Dort," sagte der Mann endlich, indem er mit seinem gekrümmten Finger auf das abgeschälte Gerippe des Wolfs zeigte, „dort ist deine Beute; laß mir die meinige."

Der Bär beroch die Leiche des Wolfs, schüttelte den Kopf unzufrieden und wandte seinen Blick auf den Mann, der sein Gebieter schien.

„Ich verstehe," sagte dieser, „dieser ist schon zu todt für dich, während der andere noch zuckt. — Du bist sehr delikat in deinen Genüssen, Freund, grade wie der Mensch; du willst, deine Bissen sollen noch leben, während du sie zerreißest; du fühlst das Fleisch gern unter deinem Zahn ersterben; du erfreuest dich nur dessen, was leidet: wir gleichen uns; — denn ich bin nicht Mensch, ich bin über dieser erbärmlichen Gattung; ich bin ein wildes Thier wie du. — Ich wollte, du könntest

sprechen, Kamrad, Freund, damit du mir sagen könntest, ob sie meiner Freude gleicht, die Freude, von der deine Bäreneingeweide zittern, wenn du Menscheneingeweide verschlingst; aber nein, ich möchte dich nicht sprechen hören, weil ich fürchten müßte, deine Stimme möchte mich an die menschliche Stimme erinnern. — Ja, knurre zu meinen Füßen; laß dies Knurren hören, das im Gebirge den verirrten Ziegenhirt beben macht; es spricht mich wie eine Freundesstimme an, weil es ihm einen Feind ankündigt. Erhebe deinen Kopf zu mir, Freund, lecke meine Hand mit der Zunge, die so oft Menschenblut getrunken hat. — Du hast weiße Zähne wie ich; es ist jedoch nicht unsere Schuld, wenn sie nicht roth sind wie eine frische Wunde; aber Blut wascht Blut ab. — Ich habe mehr als ein Mal aus der Tiefe einer schwarzen Grotte die jungen Mädchen von Scole oder von Oelmo ihre nackten Füße im Wasser der Bergströme waschen sehen, indem sie mit sanfter Stimme sangen; aber ich ziehe diesen wohlklingenden Stimmen und diesen atlaßartigen Gesichtern deinen zottigen Rachen und dein rauhes Brummen vor; sie schrecken den Menschen."

Unter diesen Worten hatte er sich niedergesetzt und seine Hand den Liebkosungen des Ungeheuers überlassen, das, sich zu seinen Füßen auf dem Rücken wälzend, sie auf tausendfache Weise an ihn verschwendete, wie ein Wachtelhündchen auf dem Sopha seiner Gebieterin seine ganze Artigkeit entfaltet.

Auffallend war noch die verständige Aufmerksamkeit, mit welcher es die Worte seines Herrn anzuhören schien. Die seltsamen Laute, welche dieser einfließen ließ, schienen besonders von ihm verstanden zu werden und dieses Verstehen gab er dadurch zu erkennen, daß er den Kopf plötzlich erhob, oder einige wirre Töne aus der Tiefe des Schlundes ausstieß.

„Die Menschen sagen, ich flöhe sie," sagte der kleine Mann wieder, „aber sie fliehen mich; sie thun aus Furcht, was ich aus Haß thun würde .... Indessen weißt du, Freund, daß ich einem Menschen gerne begegne, wenn ich Hunger oder Durst habe."

Plötzlich sah er in den Tiefen der Galerie ein röthliches Licht glimmen und allmählig heller strahlen, indem es die alten feuchten Mauern schwach färbte.

„Da kömmt grade einer. Wenn man von der Hölle spricht, zeigt Satan sein Horn. — Hola, Freund," sagte er zu dem Bären gewendet, — „hola! erhebe dich!"

Das Thier richtete sich augenblicklich empor.

„Wohlan, man muß deinen Gehorsam belohnen, indem man deinem Appetit Genüge thut."

So sprechend, bückte sich der Mann zu dem auf der Erde liegenden Gegenstand nieder. Man hörte etwas, das dem Krachen der durch die Axt gebrochenen Gebeine glich; aber es mischten sich weder Seufzer noch Gestöhne mehr darein.

„Es scheint," murmelte der kleine Mann, „es leben

jetzt nur noch zwei in diesem Arbar-Saale. — Hier, Freund, vollende deinen angefangenen Festschmauß."

Er warf das, was er von dem zu seinen Füßen hingestreckten Gegenstand getrennt hatte, gegen die dreieckige Thüre. Der Bär stürzte sich auf diese Beute so gierig, daß der schnellste Blick nicht hätte entscheiden können, ob dieses Stück wirklich nicht die Gestalt eines menschlichen, mit einem grünen Stoffe von der Schattirung der Schützen von Munkholm, bekleideten Armes habe.

„Man kommt näher," sagte der kleine Mann, das Auge fest auf das Licht richtend, das heller und heller wurde. — „Kamrad, Freund, laß mich einen Augenblick allein . . . He! hinaus!"

Das gehorsame Ungeheuer stürzte auf die dreieckige Thüre zu, stieg die äußern Treppen rückwärts hinab und verschwand, in seinem Rachen seine triefende Beute mitnehmend, mit einem Freudengeheul.

In demselben Augenblicke zeigte sich ein ziemlich großer Mann am Ausgang der Galerie, deren sich windende Tiefen noch ein unbestimmtes Licht widerstrahlten. Er war in einen langen braunen Mantel gehüllt und trug eine Blendlaterne, dessen Lichtpunkt er dem kleinen Manne grade in das Gesicht hielt.

Dieser, stets noch auf seinem Stein sitzend und die Arme gekreuzt, rief aus:

„Sei unwillkommen, der du hierher kömmst, von einem Gedanken und nicht von einem Instinkt geleitet.“

Aber der Fremde gab keine Antwort und schien ihn aufmerksam zu betrachten.

„Betrachte mich!“ fuhr er fort, indem er den Kopf erhob, „du wirst vielleicht in einer Stunde keinen Hauch der Stimme haben, um dich zu rühmen, mich gesehen zu haben.“

Der Ankömmling schien, indem er sein Licht über die ganze Person des kleinen Mannes hingleiten ließ, mehr erstaunt noch, als erschreckt.

„Nun, worüber staunst du?“ sagte der kleine Mann mit einem Lachen, das dem Tone eines zerbrechenden Schädels glich, „ich habe Arme und Beine wie du, nur werden meine Glieder nicht wie die deinigen, die Speise der Bergkatzen und der Raben sein.“

Der Fremde antwortete endlich mit leiser, aber fester Stimme, so als fürchtete er blos, draußen gehört zu werden:

„Hört, ich komme nicht als Feind, sondern als Freund.“

Der Andere fiel ihm in das Wort:

„Warum hast du dich dann nicht deiner menschlichen Form entkleidet?“

„Meine Absicht ist, Euch nützlich zu werden, wenn Ihr der seid, den ich suche . . .“

„Das heißt von mir Nutzen zu ziehen. Mann, du

verlierst deine Mühe. Ich weiß nur denen nützlich zu sein, welche des Lebens müde sind.“

„An Euern Worten,“ versetzte der Fremde, „erkenne ich in Euch wohl den Mann, den ich brauche, aber Euer Wuchs . . . Han von Island ist ein Riese; Ihr könnt nicht Han sein.“

„Man zweifelt jetzt zum erstenmal, Angesicht meiner, daran.“

„Wie? Ihr wärt es?“ und der Fremde näherte sich dem kleinen Manne. „Aber man sagt, Han von Island sei von riesenhaftem Baue . . .?“

„Füge meinen Ruf an meinen Wuchs und du wirst mich höher, als der Hekla sehen.“

„Wahrhaft! Antwortet mir, ich bitte Euch; seid Ihr wohl Han von Klipstagur in Island?“

„Nicht mit Worten antworte ich auf diese Frage,“ sagte der kleine Mann, indem er sich erhob; und der Blick, den er dem unvorsichtigen Fremdling zuwarf, ließ ihn drei Schritte zurückweichen.

„Begnügt Euch, ich bitte, sie mit diesem Blicke zu lösen,“ antwortete er mit einer fast bittenden Stimme, indem er auf den Ausgang der Galerie mit einem Auge schaute, in welchem sich die Reue, ihn überschritten zu haben, malte. „Euer Intresse allein hat mich hierher geführt . . .“

Beim Eintritt in den Saal stand dem Fremden, welcher den, zu dem er trat, nur unbestimmt sehen

konnte, noch einige Kaltblütigkeit zu Gebot; als sich aber der Bewohner von Arbar mit seinem Tigergesicht, seinen untersetzten Gliedern, seinen blutigen mit einer noch frischen Haut kaum bedeckten Schultern, seinen großen, mit Nägeln bewaffneten Händen und seinem feuersprühenden Blick sich erhoben hatte, zitterte der verwegene Fremdling, wie ein unkundiger Reisende, der einen Aal zu streicheln glaubt und sich von einer Schlange gebissen fühlt.

„Mein Intresse," antwortete das Ungeheuer. „Du kömmst also, um mir Nachricht zu geben, daß eine Quelle zu vergiften, ein Dach niederzubrennen, oder ein Arkebusier von Munkholm zu morden ist . . .?"

„Vielleicht. — Hört. Die Bergwerker von Norwegen empören sich. Ihr wißt, wie viel Unheil eine Empörung anrichtet."

„Ja, Mord, Nothzucht, Heiligthumsschändung, Brand, Plünderung . . ."

„All das biet' ich Euch an."

Der kleine Mann begann zu lachen.

„Ich bedarf deines Anerbietens nicht, um es zu nehmen."

Das wilde Hohnlächeln, welches diese Worte begleitete, machte den Fremden von Neuem zittern. Er fuhr demungeachtet fort:

„Ich trage Euch im Namen der Bergwerker den Oberbefehl über den Aufstand an."

Der kleine Mann schwieg einen Augenblick. Plötzlich nahm sein düsteres Gesicht einen Ausdruck höllischer Bosheit an.

„Machst du mir diesen Antrag wirklich in ihrem Namen?“ fragte er.

Diese Frage schien den Fremden außer Fassung zu bringen; aber überzeugt, daß der Andere ihn nicht kenne, sammelte er sich leicht.

„Warum empören sich die Bergwerker?“ fragte der kleine Mann.

„Um sich von der königlichen Vormundschaft zu befreien.“

„Nur deswegen?“ erwiederte der Andere in demselben höhnischen Tone.

„Sie wollen auch den Gefangenen von Munkholm befreien.“

„Ist dies der einzige Zweck des Aufstandes?“ widerholte der kleine Mann mit jenem Tone, der den Fremden außer Fassung brachte.

„Ich kenne keinen anderen,“ stammelte der Letztere.

„Oh, du kennst keinen anderen!“

Diese Worte wurden in demselben spöttischen Tone gesprochen. Der Fremde beeilte sich nun die Verlegenheit, in welche sie ihn versetzte, zu beseitigen, unter seinem Mantel eine große Börse hervorzuziehen, die er dem Ungeheuer zu Füßen warf.

„Hier ist der Ehrensold für Euern Oberbefehl.“

Der kleine Mann stieß den Sack mit den Füßen zurück.

„Ich mag dergleichen nicht. Glaubst du denn, ich würde, wenn mich nach deinem Golde oder nach deinem Blute gelüstete, deine Erlaubniß erwarten, um meine Lust zu befriedigen?"

Der Fremde machte eine Geberde der Verwunderung und fast des Schreckens.

„Es ist ein Geschenk, welches mir die Bergwerker für Euch gaben."

„Ich will es nicht, sage ich dir, das Gold hat keinen Werth für mich. Die Menschen verkaufen wohl ihre Seele, aber sie verkaufen ihr Leben nicht. Man ist gezwungen es zu nehmen."

„Ich werde also den Häuptern der Bergwerker ankündigen, daß der gefürchtete Han von Island sich beschränkt, den Oberbefehl über sie anzunehmen . . .?"

„Ich nehme ihn nicht an."

Diese mit kurzem Tone ausgesprochenen Worte schienen den angeblichen Abgesandten der empörten Bergwerker sehr unangenehm zu berühren.

„Wie?" sagte er.

„Nein!" wiederholte der Andere.

„Ihr weigert Euch, an einem Unternehmen Theil zu nehmen, das Euch so viele Vortheile verspricht?"

„Ich kann wohl ganz allein die Meierhöfe plündern, die Dörfer verwüsten, die Bauern oder Soldaten morden."

„Aber bedenkt, daß Euch Straflosigkeit zugesichert ist, wenn Ihr das Anerbieten der Bergwerker annehmt.“

„Versprichst du mir auch im Namen der Bergwerker Straflosigkeit?“ fragte der Andere lachend.

„Ich will Euch nicht verhehlen,“ antwortete der Fremde mit geheimnißvoller Miene, „daß es im Namen einer wichtigen Person geschieht, die an dem Aufstande Theil nimmt.“

„Und ist diese mächtige Person selbst sicher, daß sie nicht gehängt wird?“

„Wenn Ihr sie kenntet, würdet Ihr den Kopf nicht so schütteln.“

„Ah! Nun, wer ist sie denn?“

„Eben das kann ich Euch nicht sagen.“

Der kleine Mann trat näher und schlug dem Fremden, immer mit demselben teuflischen Lächeln, auf die Schultern.

„Soll ich dir es sagen?“

Die Bewegung, welche der Mann im Mantel wider Willen machte, war zumal die des Schreckens und des beleidigten Stolzes. Er war eben so wenig auf die trotzige Frage des Ungeheuers, als auf seine rauhe Vertraulichkeit gefaßt.

„Ich halte dich zum Besten,“ fuhr der Letztere fort. „Du weißt nicht, daß ich alles weiß. Diese mächtige Person ist der Großkanzler von Dänemark und Norwe-

gen und der Großkanzler von Dänemark und Norwegen bist du."

Er war es in der That. An den Ruinen von Arbar angekommen, zu welchen wir ihn mit Musdämon auf dem Wege sahen, wollte er die Sorge, den Räuber, von welchem er weit entfernt war zu glauben, er kenne und erwarte ihn, zu verlocken, keinem Fremden anvertrauen. Der Graf von Ahlefeld konnte in der Folge, bei all seiner Feinheit und all seiner Macht, nie entdecken, durch welches Mittel Han von Island so gut unterrichtet gewesen. War es ein Verrath von Musdämon? Es ist wahr, Musdämon hatte dem edlen Grafen den Gedanken eingegeben, sich persönlich zu dem Räuber zu begeben; aber welchen Vortheil konnte er aus einer solchen Treulosigkeit ziehen? — Hatte der Räuber bei einem seiner Opfer Papiere gefunden, welche sich auf das Vorhaben des Großkanzlers bezogen? Aber Friedrich von Ahlefeld war mit Musdämon das einzige lebende Wesen, das von dem Plane seines Vaters wußte, und er war, bei all seinem Leichtsinn, nicht thöricht genug, um ein solches Geheimniß auszuplaudern. Uebrigens war er zu Munkholm in Garnison, wenigstens glaubte es der Großkanzler. — Die, welche die Fortsetzung dieser Scene lesen, werden, ohne mehr als der Graf von Ahlefeld im Stande zu sein, diese Frage zu lösen, sehen, welche Wahrscheinlichkeit für diese letztere Annahme vorhanden war.

Eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften des Grafen von Ahlefeld war seine Geistesgegenwart. Als er seinen Namen von dem kleinen Manne so rauh nennen hörte, konnte er einen Ausruf des Erstaunens nicht zurückhalten, aber im Nu wechselte in seinem blassen, stolzen Gesichte der Ausdruck der Furcht und des Staunens mit dem der Ruhe und der Zuversicht.

„Wohlan, ja!“ sagte er, „ich will offen gegen Euch sein. Ich bin wirklich der Kanzler. Aber seid auch Ihr offen . . .“ —

Ein schallendes Gelächter unterbrach ihn.

„Habe ich mich vielleicht bitten lassen, um dir meinen Namen und dir den deinigen zu sagen?“

„Sagt mir mit derselben Aufrichtigkeit, wer Euch gesagt hat, wer ich sei?“

„Hat man nicht gesagt, Han von Island's Auge dringe durch die Berge?“

Der Graf wollte beharren: — „Seht in mir einen Freund . . . — “

„Deine Hand, Graf von Ahlefeld!“ sagte der kleine Mann grob. Dann sah er dem Minister in das Gesicht und rief: — „Wenn unsere zwei Seelen in diesem Augenblick unsern Körpern entflöhen, Satan würde, glaube ich, zögern, bevor er entschiede, welche von beiden die des Räubers ist.“

Der stolze Herr biß sich die Lippen; aber in der Mitte zwischen der Furcht vor dem Ungeheuer und der

Nothwendigkeit es zu seinem Werkzeug zu machen, gab er seine Unzufriedenheit nicht zu erkennen.

„Scherzt nicht mit Euerm Vortheil; nehmt die Leitung des Aufstandes an und vertraut auf meine Dankbarkeit.“

„Kanzler von Norwegen, du zählst auf den Erfolg deiner Unternehmung, wie eine alte Frau, welche an das Kleid denkt, das sie sich mit gestohlenem Hanf spinnen will, während die Klaue der Katze ihren Spinnrocken in Verwirrung bringt.

„Noch einmal denkt nach, ehe Ihr mein Anerbieten zurückweißt.“

„Noch einmal, ich, der Räuber, sage dir, dem Großkanzler der beiden Königreiche, nein!“

„Ich erwartete eine andere Antwort nach dem ausgezeichneten Dienst, den Ihr mir schon geleistet.“

„Welchen Dienst,“ fragte der Räuber.

„Ist nicht durch Euch der Hauptmann Dispolsen ermordet worden?“ antwortete der Kanzler.

„Möglich, Graf von Ahlefeld; ich kenne ihn nicht. Wer ist der Mann, von dem du mir sprichst?“

„Wie? Wäre das eiserne Kistchen, das er bei sich hatte, zufällig nicht in Euere Hände gekommen?“

Diese Frage schien den Erinnerungen des Räubers eine bestimmte Richtung zu geben.

„Wartet,“ sagte er, „ich erinnere mich in der That

dieses Mannes und seines Kistchens. Es war am Gestade von Urchthal."

„Wenn Ihr?" sagte der Kanzler, „mir wenigstens dieses Kistchen zurückstellen könntet, würde meine Dankbarkeit gränzenlos sein. Sagt mir, was ist aus diesem Kistchen geworden? denn es ist in Eurer Hand."

Der edle Minister beharrte so lebhaft bei dieser Frage, daß es dem Räuber auffiel.

„Dieses eiserne Behälter ist also von sehr großer Wichtigkeit für Deine Gnaden, Kanzler von Norwegen?"

„Ja."

„Was wird meine Belohnung sein, wenn ich dir sage, wo du es wiederfindest?"

„Alles was Ihr nur verlangen könnt, mein theurer Han von Island."

„Wohlan, ich werde dir es nicht sagen."

„Pah, Ihr lacht! Denkt des Dienstes, den Ihr mir erzeigen werdet."

„Ich denke gerade daran."

„Ich werde Euch ein unermeßliches Vermögen sichern — ich werde von dem Könige Euere Begnadigung fordern."

„Fordere vielmehr die deinige von mir!" sagte der Räuber. „Höre mich, Großkanzler von Dänemark und Norwegen, Tiger verschlingen keine Hyänen. Ich will dich lebendig von meinem Angesicht gehen lassen, weil du ein böser Mensch bist und weil jeder Augenblick dei-

nes Lebens, jeder Gedanke deiner Seele ein Unglück für die Menschheit und ein Verbrechen für dich gebiert. Aber komm nicht wieder, denn ich würde dich lehren, daß mein Haß Niemand verschont, nicht einmal die Lasterhaften. Was deinen Hauptmann angeht, so schmeichle dir nicht, daß ich ihn deinetwegen ermordet hätte: seine Uniform hat ihn verdammt, so wie den andern Elenden, den ich auch nicht ermordet habe, um dich mir zu verbinden, ich schwör' es dir."

Bei diesen Worten hatte er den Arm des edlen Grafen gefaßt und ihn zu dem in der Dunkelheit liegenden Körper gezogen. Im Augenblick, wo er seine Betheurungen schloß, fiel das Licht der Blendlaterne auf diesen Gegenstand. Es war eine zerfleischte und wirklich mit der Offiziersuniform der Munkholmer Schützen bekleidete Leiche. Der Kanzler trat mit einem Gefühle des Schauers heran. Plötzlich haftete sein Blick auf dem bleichen, blutigen Gesichte des Todten. Dieser blaue, halbgeöffnete Mund, diese emporgesträubten Haare, diese schwarzblauen Wangen, die erloschenen Augen hinderten ihn nicht, ihn zu erkennen. Er stieß ein furchtbares Geschrei aus:

„Himmel! Friedrich! mein Sohn!"

Man zweifle nicht daran, die dem Anscheine nach vertrocknetsten und verhärtetsten Herzen hegen immer in ihren tiefsten Falten eine ihnen selbst unbekannte Liebe, welche sich unter den Leidenschaften und Lastern, wie

ein geheimnißvoller Zeuge oder ein künftiger Rächer zu verbergen scheint. Man sollte glauben, sie sei da, um das Verbrechen einst mit dem Schmerze bekannt zu machen. Schweigend erwartet sie ihre Stunde. Der lasterhafte Mensch trägt sie in seiner Brust und fühlt sie nicht, weil keiner der gewöhnlichen Unfälle stark genug ist, um die dichte Rinde der Selbstsucht und der Bösartigkeit zu durchdringen, von welcher sie umhüllt ist; sobald aber einer der seltenen wahren Schmerzen des Lebens sich unerwartet zeigt, stürzt sie sich wie ein Schwert in den Abgrund dieser Seele und dringt in das Innerste. Jetzt enthüllt sich die unbekannte Liebe dem unglücklichen Bösewicht um so mächtiger, je weniger er sie kannte, um so schmerzlicher, je weniger er sie fühlte, weil der Stachel des Unglücks das Herz viel tiefer erschüttern mußte, um es zu treffen. Die Natur erwacht und entfesselt sich; sie überliefert den Unglücklichen nie gekannter Trostlosigkeit, unerhörter Qualen; in einem Augenblick fühlt er alle Leiden vereinigt, deren er während so vielen Jahren gespottet hatte. Die entgegengesetztesten Qualen zerreißen ihn zu gleicher Zeit. Sein Herz, auf dem eine düstere Erstarrung lastet, wird eine Beute krampfhafter Martern. Es scheint, als sähe er jetzt die Hölle in seinem Leben und als habe sich ihm etwas enthüllt, das mehr ist, als Verzweiflung.

Der Graf von Ahlefeld liebte seinen Sohn, ohne es zu wissen. Wir sagen „seinen Sohn,“ weil er den

Ehebruch seiner Gemahlin nicht kannte und Friedrich, seines Namens Erbe in grader Linie, in seinen Augen diesen Titel hatte. Da er ihn immer noch zu Munkholm glaubte, war er weit entfernt, zu erwarten, ihn in dem Thurme von Arbar wieder zu finden und — todt wieder zu finden. Aber da war er, blutend, bleich; er war es — er konnte nicht daran zweifeln. Man kann sich denken, was in ihm vorging, als die Gewißheit, daß er ihn liebte, unerwartet mit der Gewißheit, daß er ihn verloren, in seine Seele drang. Alle die Empfindungen, welche diese zwei Seiten kaum schildern, brachen zumal wie Donnerschläge über sein Herz herein. Durch Staunen, Schrecken und Verzweiflung so zu sagen niedergeschmettert, stürzte er zurück, rang die Hände und widerholte mit kläglicher Stimme:

„Mein Sohn! mein Sohn!"

Der Räuber lachte; und es war schauerlich, dieses Lachen in das Gestöhne eines Vaters vor der Leiche seines Sohnes sich mischen zu hören.

„Bei meinem Ahnen Ingulph! du kannst schreien, Graf von Ahlefeld, du wirst ihn nicht wieder erwecken."

Plötzlich verfinsterte sich sein wildes Gesicht und er sagte mit düsterer Stimme:

„Beweine deinen Sohn, ich räche den meinigen."

Der Ton eiliger Schritte in der Galerie unterbrach ihn und in dem Augenblicke, wo er erstaunt sich umwendete, stürzten vier Männer von hohem Wuchse mit ge-

zücktem Säbel in den Sal; ein Fünfter, klein und dick, eine Fackel in der einen und einen Degen in der andern Hand tragend, folgte ihnen. Er war in einen braunen, dem des Großkanzlers ähnlichen Mantel gehüllt.

„Gnädiger Herr!“ rief er, „wir haben Euch gehört, wir eilen Euch zu Hülfe!“ — Der Leser hat ohne Zweifel Musdämon und die vier bewaffneten Diener, welche das Gefolge des Grafen ausmachten, bereits erkannt.

Als die Strahlen der Fackel ihr lebhaftes Licht in dem Saale verbreiteten, blieben die fünf neuen Ankömmlinge vor Schrecken betäubt, stehen; und es war in der That ein schauderhaftes Schauspiel. Auf der einen Seite die blutigen Reste des Wolfs, auf der andern der entstellte Leichnam des jungen Officiers; dann dieser Vater mit den hohlen Augen, mit dem wilden Geschrei, und bei ihm der schreckliche Räuber, der sein scheusliches Gesicht, in welchem sich ein unerschrockenes Staunen malte, den Eindringenden zuwandte.

Als der Graf diese unerwartete Verstärkung sah, bemächtigte sich der Gedanke an Rache seiner und warf ihn aus der Verzweiflung in die Wuth.

„Den Tod diesem Räuber!“ rief er, indem er seinen Degen zog. „Er hat meinen Sohn ermordet! — den Tod! den Tod!“

„Er hat den Herrn Friedrich ermordet?“ sagte Musdämon und die Fackel, die er trug, beleuchtete nicht die geringste Bewegung auf seinem Gesichte.

„Den Tod! den Tod!" widerholte der wüthende Graf und sie stürzten alle sechs auf den Räuber. Dieser wich, durch diesen ungestümmen Angriff überrascht, mit einem wilden Brüllen, welches eher Zorn als Furcht ankündigte, gegen die dreieckige Oeffnung zurück.

Sechs Klingen waren gegen ihn gerichtet und sein Blick war entflammter, seine Züge waren drohender, als die seiner Angreifer. Er hatte seine Streitaxt ergriffen und schwang sie, durch die Zahl seiner Feinde gezwungen, sich nur zu vertheidigen, mit einer solchen Raschheit in seiner Hand, daß der Kreis der Schwingung ihn wie ein Schild bedeckte. Da er jedoch durch den vorhergehenden Kampf mit dem Wolfe ermüdet war, wich er unmerklich zurück und sah sich bald bis an die Schwelle des dreieckigen Ausgangs getrieben.

„Meine Freunde!" rief der Graf: „Muth! werfen wir das Ungeheuer in diesen Abgrund."

„Ehe ich hinabfalle, werden die Sterne hinabfallen," erwiederte der Räuber.

Die Angreifenden verdoppelten indessen ihren Eifer und ihre Kühnheit, als sie den kleinen Mann gezwungen sahen, eine Stufe der über den Abgrund hängenden Treppe hinab zu steigen.

„Recht! Auf ihn hinein!" begann der Großkanzler wieder: „er muß hinabstürzen! Noch einmal die Kräfte gesammelt! Elender, du hast dein letztes Verbrechen begangen. — Muth, meine Freunde!"

Ohne zu antworten nahm der Räuber, während er mit seiner Rechten die schrecklichen Bewegungen der Axt fortsetzte, mit der Linken ein Horn, das an seinem Gürtel hing, setzte es an den Mund und ließ mehre Male einen rauhen, gehaltenen Ton hören, dem plötzlich ein aus dem Abgrund kommendes Geheul antwortete.

Einige Augenblicke darauf, als der Graf und seine Diener, die dem kleinen Mann immer näher rückten, sich eben freuten, ihn auf die zweite Stufe hinabgedrängt zu haben, erschien der ungeheure Kopf eines weißen Bären, an dem gebrochenen Ende der Treppe. Die Angreifenden wichen, halb überrascht und halb erschreckt, zurück.

Schwerfällig kletterte der Bär vollends die Treppe herauf, indem er ihnen seinen blutigen Rachen und seine scharfen Zähne zeigte.

„Dank, mein wackerer Freund!" rief der Räuber, und warf sich, die Ueberraschung der Angreifenden benützend, auf den Rücken seines Bären, der rückwärts nieder zu steigen begann und den Feinden seines Herrn stets seinen drohenden Kopf zeigte.

Bald konnten sie, von ihrer ersten Betäubung zurückgekommen, das Ungeheuer, den Räuber ihrem Angriffe entziehend, in den Abgrund hinabsteigen sehen, wie es ohne Zweifel heraufgekommen war, indem es sich an alte Baumstämme und an Felsenvorsprünge anklammerte. Sie wollten Steinstücke auf dasselbe nieder stürzen, ehe

sie aber eine dieser alten Granitmassen, welche seit so langer Zeit hier lagen, vom Boden aufgehoben hatten, waren der Räuber und sein seltsames Reitthier in einer Grotte verschwunden.

---

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

> Nein, nein! Lachen Sie nur nicht! denn sehen Sie, Marinelli, was mich so herzlich lachen macht, das hat auch seine ernsthafte — sehr ernsthafte Seite, wie Alles in der Welt! — Zufall! Ein Zufall wär' es, daß der Prinz nicht daran gedacht, mich hier zu sprechen?! Glauben Sie mir, das Wort Zufall ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall — am wenigsten das, wovon die Absicht so klar in die Augen leuchtet.
>
> Lessing, Emilie Galotti.

Ja, eine hohe Vernunft enthüllt sich oft in dem, was die Menschen Zufall nennen. In den Begebnissen waltet so zu sagen eine geheimnißvolle Hand, die ihnen gewissermaßen Weg und Ziel vorschreibt. Man schreit über die Launen des Glücks, über die Wunderlichkeit des Schicksals, und plötzlich gehen aus diesem Chaos schrekkende Blitze oder wunderbare Strahlen hervor, und die menschliche Weisheit beugt sich vor den hohen Lehren des Geschickes.

Hätte zum Beispiel, als Friedrich von Ahlefeld in

einem prachtvollen Sale vor den Augen der Schönen Kopenhagens den Prunk seiner Kleidung, die Lächerlichkeit seines Ranges und die Anmaßung seiner Reden auskramte, jemand, der mit der Zukunft vertraut war, den Leichtsinn seiner Gedanken durch ernste Weissagungen getrübt; hätte er ihm gesagt, diese glänzende Uniform, die seinen Stolz ausmachte, würde eines Tages seinen Tod herbeiführen; ein Ungeheuer mit menschlichem Antlitz würde sein Blut trinken, wie er, der leichtsinnige Schlemmer, die französischen und böhmischen Weine trinke; seine Haare, für die er nicht genug Essenzen und Wohlgerüche auftreiben könne, würden den Staub einer unterirdischen Höhle, wo wilde Thiere haus'ten, fegen; der Arm, dessen Stütze er den liebenswürdigen Damen von Charlottenburg mit so vieler Anmuth darbot, würde wie ein halb zerfressener Rehknochen einem Bären vorgeworfen werden; — wie hätte Friedrich wohl auf diese traurigen Prophezeiungen geantwortet? durch ein lautes Gelächter und durch Possen; und, was das Entsetzlichste dabei ist, jeder Vernünftige hätte dem Thoren beigestimmt.

Betrachten wir dieses Geschick aus einem noch höhern Gesichtspunkt. — Ist es nicht ein wundersames Geheimniß, das Verbrechen des Grafen und der Gräfin von Ahlefeld als Strafe auf sie zurückfallen zu sehen? Sie haben ein schändliches Komplott gegen die Tochter eines Gefangenen angezettelt; diese Unglückliche findet

zufällig einen Beschützer, der es für nothwendig erachtet, ihren Sohn, der von ihnen mit der Ausführung ihres abscheulichen Planes beauftragt ist, zu entfernen. Dieser Sohn, ihre einzige Hoffnung, wird weit von dem Schauplatz seiner Verführung entfernt; und kaum hat er seinen neuen Aufenthaltsort erreicht, so läßt ihn ein anderer rächender Zufall den Tod finden. So haben sie, indem sie ein junges unschuldiges und ihnen verhaßtes Wesen entehren wollten, ihren schuldigen und geliebten Sohn in das Grab gestoßen. Durch ihre Schuld sind diese Elenden unglücklich geworden.

---

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Sieh da, unsere schöne Gräfin! Wie sehr bedaure ich, Madame, daß ich mir die Ehre Ihres Besuches für heute so wenig zu Nutzen machen kann. Ich bin beschäftigt. Ich bin nicht allein. — Ein andermal, meine liebe Gräfin. Jetzt halten Sie länger sich nicht auf — ja nicht länger.

Lessing, Emilie Galotti.

Der Statthalter von Drontheim ließ den Tag nach seinem Besuche zu Munkholm in aller Frühe seinen Reisewagen anspannen, indem er abzureisen hoffte, während die Gräfin von Ahlefeld noch schlief; aber diese hatte, wie schon gesagt, einen leichten Schlaf.

Der General hatte eben die letzten Aufträge an den Bischof, in dessen Hände die Statthalterschaft einstweilen übergehen sollte, unterzeichnet. Er erhob sich, nachdem er seinen mit Pelz gefütterten Reiserock angezogen hatte, um wegzugehen, als der Diener die edle Kanzlerin anmeldete.

Dieser widrige Zufall brachte den alten Krieger, der vor den Kartätschen von hundert Kanonen, aber nicht vor der Arglist einer Frau zu lachen gewöhnt war, ausser Fassung. Er sagte demungeachtet der abscheulichen Gräfin mit ziemlich viel Anstand sein Lebewohl und ließ die üble Laune erst dann auf seinem Gesichte gewahren, als er sah, daß sie sich mit jener schlauen Miene, die nur vertraulich scheinen wollte, zu seinem Ohre neigte.

„Nun, edler General, was hat er Euch gesagt?"

„Wer? Poel? Er hat mir gesagt, der Wagen sei eben bereit..."

„Ich spreche von dem Gefangenen von Munkholm, General."

„Ah!..."

„Hat er auf Euer Verhör genügende Auskunft gegeben?"

„Aber... ja, in der That, Frau Gräfin," sagte der Statthalter, dessen Verlegenheit man sich denken kann.

„Habt Ihr Beweise, daß er an dem Komplotte der Bergwerker Theil genommen?"

Ein Ausruf entfuhr dem General Levin.

„Edle Dame, er ist unschuldig!“

Er hielt inne, denn er hatte eine Ueberzeugung seines Herzens und nicht seines Verstandes ausgesprochen.

„Er ist unschuldig!“ wiederholte die Gräfin mit bestürzter, obschon ungläubiger Miene; denn sie bangte, Schumacher möchte dem General wirklich jene Unschuld dargethau haben, welche anzuschwärzen für das Intresse des Großkanzlers so wichtig war.

Der Statthalter hatte Zeit gehabt nachzudenken; er antwortete auf die wiederholten Fragen der Großkanzlerin mit einem Tone der Stimme, welcher sie beruhigte, weil er Zweifel und Verwirrung verrieth:

„Unschuldig ... — Ja, wenn Ihr wollt....“

„Wenn ich will, Herr General?“ und die ruchlose Frau brach in ein lautes Gelächter aus.

Dieses Lachen beleidigte den General.

„Edle Gräfin,“ sagte er, „Ihr werdet mir erlauben, von meiner Unterredung mit dem gewesenen Großkanzler nur dem Vicekönig Rechenschaft abzulegen.“

Er verbeugte sich tief und ging in den Hof hinab, wo ihn sein Wagen erwartete, dessen rasches Rollen den Bewohnern von Drontheim ankündigte, daß ihr Vater sich von ihnen entferne.

„Ja,“ sagte die Gräfin von Ahlefeld, als sie wieder in ihren Gemächern war: „gehe nur, irrender Ritter, denn deine Abwesenheit befreit uns von dem Beschützer unserer Feinde. Geh, deine Abreise ist die Losung zur

Rückkehr meines Friedrich. Man denke sich nur, er wagt es, die hübschesten Kavaliere von Kopenhagen in diese scheusliche Gebirge zu schicken! Glücklicherweise wird es jetzt nicht schwer sein, seine Zurückberufung zu erwirken."

Bei diesem Gedanken wendete sie sich an ihre Lieblingszofe.

„Meine liebe Lisbeth, laßt doch von Bergen zwei Dutzend jener kleinen Kämme kommen, welche unsere Modeherrn in ihren Haaren tragen; erkundigt Euch auch nach dem neuen Roman der berühmten Scudery und tragt Sorge, daß man das Aeffchen meines theuern Friedrich regelmäßig jeden Morgen in Rosenwasser wasche."

„Wie, meine gnädige Frau?" fragte Lisbeth, „darf Herr Friedrich zurückkehren?"

„Ja freilich! und damit es ihm einiges Vergnügen mache, mich wieder zu sehen, muß man alles thun, was er wünscht; ich will ihm bei seiner Rückkehr eine Ueberraschung bereiten."

Arme Mutter!

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

Bernard folgt Arlança's Ufern,
Wie der Leu den Jägern nachjagt,
Sieg nur oder Tod ersehnend.
In der Hand die schwere Lanz',
Die sein ganzes Hoffen, eilet
Bernard an Arlança's Rand
Raschen, festen Schrittes hin,
Er, der tapfre, edle Mann.
Spanische Romanze.

Jetter.
Nennt den Namen nicht, er ist tödtlich.
Clärchen.
Den Namen nicht? Wie? — Was soll das, Freunde? gute, theure Nachbarn, Ihr träumt! besinnt Euch! Seht mich nicht so starr und ängstlich an? Blickt nicht schüchtern hie und da bei Seite. . . .
Jetter.
Gott bewahre uns! Da gibt's ein Unglück.
Goethe, Egmont.

Als Ordener vom Thurme herabgestiegen war, wo er die Seeleuchte von Munkholm gesehen, hatte er sich lange angestrengt, seinen armen Führer Benignus Spiagudry allenthalben aufzusuchen. Lange hatte er ihm gerufen; nur das sich brechende Echo der Ruinen hatte geantwortet. Dieses unbegreifliche Verschwinden über-

raschte, aber erschreckte ihn nicht; er schrieb es einem plötzlichen Schrecken des furchtsamen Aufsehers zu und nachdem er sich edel Vorwürfe gemacht, ihn einige Augenblicke verlassen zu haben, entschloß er sich, die Nacht auf dem Felsen von Oelmo hinzubringen, um ihm Zeit zu lassen, zurückzukommen. Er nahm nun einige Nahrung zu sich, hüllte sich in seinen Mantel, legte sich an dem erlöschenden Feuer nieder, drückte einen Kuß auf Ethel's Haarlocke und schlief bald ein, denn man kann mit einem unruhigen Herzen schlafen, wenn das Gewissen ruhig ist.

Mit der aufgehenden Sonne war er auf; aber er fand von Spiagudry nichts als seinen Ranzen und seinen Mantel, die im Thurm zurückgelassen worden waren, was ihm ein Zeichen einer sehr eiligen Flucht zu sein schien. Da er jetzt verzweifelte, ihn, wenigstens auf dem Felsen von Oelmo, wiederzufinden, beschloß er, ohne ihn abzureisen, denn am folgenden Tag mußte er Han von Island zu Walderhog treffen.

Man hat aus den ersten Kapiteln dieses Werkes erfahren, daß Ordener sich zeitig an die Mühseligkeiten eines irrenden und abenteuerlichen Lebens gewöhnt hatte. Er hatte den Norden von Norwegen schon mehre Male bereist und bedurfte jetzt, da er wußte, wo der Räuber zu finden, keinen Führer mehr. Der nordwestlichen Richtung zugekehrt, trat er daher seine einsame Reise an, auf welcher er keinen Benignus Spia-

gudry mehr hatte, um ihm zu sagen, wie viel Quarz und Spath in jedem Hügel war, welche Sage sich an jedes Gemäuer knüpfte und ob diese oder jene Erdspalte von einer Strömung der Sündflut oder irgend einer alten vulkanischen Erschütterung herrührte.

Er ging einen ganzen Tag durch diese Berge fort, welche, wie Rippen, von Strecke zu Strecke von der Hauptkette, welche Norwegen in seiner Länge durchschneidet, auslaufen und sich allmählig gegen das Meer hinab senken, in welches sie abfallen, so daß alle Gestade dieses Landes nur eine Reihe von Vorgebirgen und Buchten, und das ganze Innere nur eine Folge von Bergen und Thälern darbieten, eine seltsame Gestaltung des Bodens, welche veranlaßte, daß man Norwegen mit einer großen Wallfischgräte verglich.

Das Reisen in diesem Lande war eben nichts sehr bequemes. Bald diente ihm das steinige Bett eines vertrockneten Bergstroms als Weg, bald mußte er auf schwanken Brücken von Baumstämmen die Wege selbst überschreiten, welche die am vorigen Tag entstandenen Bergströme zum Bett gewählt hatten.

Uebrigens reis'te Ordener manchmal ganze Stunden, ohne an die Gegenwart der Menschen in diesen unbebauten Gegenden anders gemahnt zu werden, als durch die zufällige, abwechselnde Erscheinung der Flügel einer Windmühle auf dem Gipfel eines Hügels, oder das Klopfen einer fernen Schmiede, deren Rauch wie

ein schwarzer Federbusch nach den Launen des Windes hin und her flatterte.

Dann und wann begegnete er einem Landmann auf einem kleinen Pferde mit grauem Haar und gesenktem Kopf, wilder noch als sein Herr; oder einem Pelzhändler, der in seinem mit zwei Rennthieren bespannten Schlitten saß, hinter welchem ein langes Seil befestigt war, dessen zahlreiche Knoten, die auf den Steinen des Weges aufsprangen, die Wölfe zu erschrecken bestimmt waren.

Wenn dann Ordener den Kaufmann nach dem Wege zu der Grotte von Waldenhog fragte, hieß es: — Haltet Euch immer nordwestlich, so werdet Ihr das Dorf Hervalyn erreichen, über die Schlucht von Dodlysar setzen, und diese Nacht Gurb noch erreichen können, das nur zwei Meilen von Walderhog entfernt ist. — So antwortete gleichgültig der herumziehende Kaufmann, der nur mit den Namen und der Lage der Orte bekannt war, welche er in seinem Geschäfte zu besuchen hatte.

Stellte Ordener dieselbe Frage an den Landmann, so schüttelte dieser, ganz voll von den Sagen des Landes und den Erzählungen am Heerde, mehrmals den Kopf und hielt sein graues Rößlein an, indem er sagte: — „Walderhog! Die Höhle von Walderhog! Die Steine singen dort, die Gebeine tanzen dort und der böse Geist von Island wohnt dort; gewiß wollen Euer Edeln nicht in die Grotte von Walderhog gehen!“

„Ei, freilich!“ antwortete Ordener.

„Euer Edeln haben also Ihre Mutter verloren, oder das Feuer hat Ihren Meierhof abgebrannt, oder der Nachbar hat Ihr fettes Schwein gestohlen.“

„Nein, wahrlich nicht!“ versetzte der junge Mann.

„Dann hat ein Zauberer den Geist des edeln Herrn behext.“

„Guter Mann, ich frage Euch nach dem Wege nach Walderhog.“

„Auf diese Frage antworte ich eben, Herr! Lebt also wohl. Immer nördllch! ich weiß wohl, wie Ihr hin gehen werdet, aber ich weiß nicht, wie Ihr zurückkehrt.“

Und der Landmann entfernte sich, indem er sich bekreuzte.

Zu der traurigen Einförmigkeit dieses Weges gesellte sich die Unbequemlichkeit eines feinen durchdringenden Regens, welcher gegen die Mitte des Tages den Himmel überzogen hatte und die Beschwerden des Weges vermehrte. Kein Vogel wagte sich in die Luft und Ordener, der unter seinem Mantel erstarrte, sah über seinem Haupte nur den Habicht, den Geier-, oder den Fischer-Falken, der bei seiner Annäherung mit einem Fische in seinen Klauen aus dem Schilfe eines Teiches ungestümm davonflog.

Es war schon dunkle Nacht, als der junge Wanderer, nachdem er den Zitterespen- und Birkenwald, der sich an die Schlucht von Dodlysar lehnt, hinter sich hatte,

zu dem Dorfe Gurb gelangte, wo Spiagudry, wenn der Leser sich dessen noch erinnert, sein Hauptquartier aufschlagen wollte. Der Theergeruch und der Steinkohlendunst ließen Ordener gewahren, daß er sich einem Fischerdorfe nähere. Er ging auf die erste Hütte zu, welche die Dunkelheit ihn erkennen ließ. Der niedrige, enge Eingang war nach norwegischer Sitte mit einer großen durchsichtigen Fischhaut vermacht, welche in diesem Augenblicke durch das rothe, zitternde Licht eines angezündeten Feuers grell gefärbt war. Er pochte an der hölzernen Einfassung der Thüre und rief: — „Ein Reisender!"

„Herein, herein!" rief eine Stimme im Innern. In demselben Augenblicke hob eine dienstfertige Hand die Fischhaut auf und Ordener wurde in das kegelförmige Heiligthum eines Norwegischen Küstenfischers eingelassen. Es war eine Art runden Zeltes von Holz und Erde, in dessen Mitte ein Feuer glänzte, wo die Purpurflamme des Torfes sich der weißen Helle der Tannen beigesellte. Bei diesem Feuer saß er an einem mit hölzernen Tellern und irdenem Geschirre bedeckten Tische, der Fischer, seine Frau und zwei in Lumpen gekleidete Kinder. Auf der entgegengesetzten Seite schliefen zwischen Netzen und Rudern zwei Rennthiere auf einem Lager von Blättern und Häuten, dessen Verlängerung bestimmt zu sein schien für die Besitzer der Wohnung und für die Gäste, wenn es dem Himmel gefiel, solche

hierher zu führen, als Bett zu dienen. Auf den ersten Blick konnte man diese innere Einrichtung der Hütte nicht erkennen, denn ein beißender, drückender Rauch, der kaum durch eine in der Höhe des Kegels angebrachte Oeffnung den Ausweg fand, hüllte alle diese Gegenstände in einen dichten, beweglichen Schleier.

Ordener hatte die Schwelle kaum überschritten, als der Fischer und seine Frau sich erhoben und seinen Gruß mit offener, wohlwollender Miene erwiederten. Die Norwegischen Landleute lieben die Reisenden, vielleicht eben so sehr wegen des bei ihnen so lebendigen Gefühls der Neugierde, als wegen ihres natürlichen Hanges zur Gastfreiheit.

„Herr," sagte der Fischer, „Ihr müßt Hunger haben und frieren. — Hier ist Feuer, um Euern Mantel zu trocknen, und vortreffliches Rindenbrod, um Euern Appetit zu stillen. Eure Edlen werden uns dann gütigst sagen, wer Sie sind, woher Sie kommen, wohin Sie gehen, und welche Geschichten die alten Weiber ihres Landes sich erzählen."

„Ja, Herr," setzte die Frau hinzu, „und Ihr könnt' diesem vortrefflichen Rindenbrod, wie mein Herr und Gatte sagt, ein köstliches Stück Stockfisch, mit Wallfischöl schmackhaft zugerichtet, beigesellen. — Setzt Euch, Herr Fremdling."

„Und wenn Euer Edeln die Kost des h. Usuph *)

*) Usuph, der Schutzheilige der Fischer.

nicht lieben,“ sagte der Mann, „so haben Sie nur einen Augenblick Geduld und ich stehe Ihnen dafür, Sie sollen ein prächtiges Stück Rehbraten, oder wenigstens den Flügel eines Edelfasans kosten. Wir erwarten die Rückkehr des besten Jägers, der in den drei Provinzen zu finden ist. Ist's nicht wahr, meine gute Maase?“

Maase, wie der Fischer seine Frau nannte, ist ein norwegisches Wort, das Mewe bedeutet. Diese schien dadurch keineswegs beleidigt, weil es vielleicht ihr wirklicher Name, oder ein zärtlicher Beiname war.

„Der beste Jäger! ich glaub' es gewiß,“ antwortete sie mit Nachdruck. „Es ist mein Bruder, der berühmte Kennybol. Gott segne seine Wanderungen! Er bringt einige Tage bei uns zu und Ihr könnt, Herr Fremdling, aus derselben Tasse mit ihm einige Züge guten Biers trinken. Er ist ein Wanderer wie Ihr.“

„Schönen Dank, meine brave Wirthin,“ sagte Ordener lächelnd: „aber ich werde genöthigt sein, mich mit Euerm appetitlichen Stockfisch und einem Stücke Rindenbrod zu begnügen. Ich werde nicht Muße haben, Euern Bruder, den berühmten Jäger, zu erwarten. Ich muß sogleich weiter reisen.

Die gute Maase, zumal unzufrieden über die schnelle Abreise des Fremden und geschmeichelt durch das Lob, das er ihrem Stockfisch und ihrem Bruder angedeihen ließ, rief:

„Ihr seid sehr gut, Herr.... aber wie? Ihr wollt uns so schnell verlassen?“

„Ich muß.“

„Ihr wollt Euch in dieser Stunde und bei solchem Wetter in die Berge wagen?“

„Es geschieht eines wichtigen Geschäftes wegen.“

Diese Antworten des jungen Mannes stachelten die angeborne Neugierde seiner Wirthe eben so sehr, als sie ihre Verwunderung erregten.

Der Fischer stand auf und sagte:

„Ihr seid bei Christoph Baldus Braal, Fischer, aus dem Dorfe Gurb.“

Die Frau setzte hinzu:

„Maase Kennybol ist seine Frau und Magd.“

Wenn die Norwegischen Landleute einen Fremden höflich um seinen Namen fragen wollten, war es Sitte, ihm den ihrigen zu sagen.

Ordener versetzte:

„Und ich bin ein Reisender, der weder des Namens, den er führt, noch des Wegs, dem er folgt, gewiß ist.“

Diese seltsame Antwort schien dem Fischer Braal nicht zu genügen.

„Bei der Krone Gormon's des Alten,“ sagte er, „ich glaubte, es gebe in diesem Augenblick in Norwegen nur einen Mann, der seines Namens nicht gewiß wäre. Dies ist der edle Freiherr von Thorwick, der sich jetzt, wie man versichert, Graf von Daneskiold nennen wird,

wegen seiner ruhmwürdigen Vermählung mit der Tochter des Kanzlers. Dies ist wenigstens, meine gute Maase, die neueste Neuigkeit, welche ich von Drontheim mitgebracht habe. — Herr Fremdling, ich wünsche Euch Glück zu dieser Aehnlichkeit mit dem Sohne des Vicekönigs, des großen Grafen Gyldenlöwe."

„Da Euer Edeln," fügte die Frau mit einem vor Neugierde flammenden Gesichte hinzu, „uns nichts sagen zu können scheinen, hinsichtlich dessen, was Sie betrifft, könnten Sie uns vielleicht von dem erzählen, was in diesem Augenblicke sich begibt; zum Beispiel, von dieser merkwürdigen Heirath, von welcher mein Herr und Gatte reden hörte."

„Ja," antwortete dieser mit wichtiger Miene, „sie ist jetzt das allerneueste. Ehe ein Monat vergeht, ehelìgt der Sohn des Vicekönigs die Tochter des Großkanzlers."

„Ich bezweifle es," sagte Ordener.

„Ihr bezweifelt es, Herr? Ich kann Euch versichern, daß die Sache richtig ist. Ich habe sie aus guter Quelle. Derjenige, der sie mir mitgetheilt hat, hörte sie von Herr Poel, dem Lieblingsdiener des edeln Freiherrn von Thorwick, das heißt, des edeln Grafen von Daneskiold. Hat vielleicht seit sechs Tagen ein Sturm das Wasser getrübt? Wäre diese große Verbindung aufgelößt worden?"

„Ich glaube es," antwortete der junge Mann lächelnd.

„Wenn dem so ist, Herr, habe ich Unrecht. Man

darf das Feuer nicht anzünden, um den Fisch zu backen, ehe das Netz über ihm zugezogen ist. Aber ist dieser Bruch gewiß? von wem habt Ihr die Nachricht?"

„Von Niemanden," sagte Ordener. „Ich bestimme das so in meinem Kopfe."

Bei diesen naiven Worten konnte der Fischer nicht umhin, die Norwegische Höflichkeit durch ein schallendes Gelächter zu beeinträchtigen.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, Herr. Aber man sieht leicht, daß Ihr wirklich ein Reisender, und ohne Zweifel ein Fremder seid. Ihr glaubt also, die Begebenheiten würden Euern Einfällen folgen und das Wetter sich nach Eurem Willen verdunkeln oder aufhellen?"

Hier begann der Fischer, der, wie alle Norwegischen Landleute, in den National-Angelegenheiten sehr bewandert war, Ordener zu erklären, aus welchen Gründen diese Heirath nicht zurückgehen könne; sie sei für das Interesse der Familie von Ahlefeld nothwendig; der Vicekönig könne es dem König, der sie wünsche, nicht abschlagen; man behaupte überdies, eine wahrhafte Liebe vereinige das künftige Ehepaar. Mit einem Worte, der Fischer Braal zweifelte nicht, daß diese Verbindung statt finden werde; er hätte eben so gewiß sein mögen, daß er des andern Tags den verwünschten Seehund tödte, welcher den Teich von Marter-Vick heimsuchte.

Ordener fühlte sich wenig geneigt, eine politische Un-

terhaltung mit einem so rauhen Staatsmann fortzusetzen, als die Dazwischenkunft einer neuen Person ihn aus der Verlegenheit zog.

„Er ist's! Es ist mein Bruder!" rief die alte Maase, und es bedurfte nichts weniger als der Ankunft eines Bruders, um sie der beschaulichen Bewunderung zu entreißen, mit welcher sie die langen Reden ihres Mannes anhörte.

Dieser reichte ihm erst die Hand, während die zwei Kinder sich lärmend an den Hals ihres Oheims warfen.

„Sei willkommen, Bruder!" sagte er, und wandte sich dann zu Ordener: „Herr, hier ist unser Bruder, der bekannte Jäger Kennybol, aus dem Kole-Gebirg."

„Ich grüße Euch herzlich," sagte der Bergbewohner, indem er seine Bärenfellmütze abnahm. „Bruder, ich habe an Euern Küsten schlechte Jagd gehabt, wie du ohne Zweifel auf unsern Bergen einen schlechten Fischfang haben würdest. Ich glaube, ich würde meine Jagdtasche noch eher füllen, wenn ich in den neblichen Wäldern der Königin Mab Kobolde und Spuckgeister jagte. Schwester Maase, du bist die erste Mewe, der ich heute in solcher Nähe einen Gruß zurufen konnte. — Hier, Freunde, Gott erhalte Euch in Frieden! um dieses abscheulichen Auerhuhns willen hat der erste Jäger des Drontheimhuus bis zu dieser Stunde und bei solchem Wetter die Waldlichtungen durchstreift."

Bei diesen Worten zog er aus seiner Waidtasche

ein weißes Huhn und legte es auf den Tisch, indem er behauptete, dieses magere Thier sei keinen Flintenschuß werth.

„Aber," setzte er zwischen den Zähnen hinzu, „treue Büchse Kennybol's, du wirst bald edleres Wild jagen. Wenn du keine Gemsen= oder Ellend=Röcke mehr erlegst, wirst du Grün= und Roth=Röcke zu durchboren haben."

Maase erschreckten diese Worte, die sie halb gehört hatte.

„Herr!" fragte sie: „was sagst du da, mein guter Bruder? ..."

„Ich sage, es tanze immer ein Kobold auf einer Weiberzunge."

„Du hast recht, Bruder Kennybol," rief der Fischer. „Diese Evatöchter sind alle neugierig wie ihre Mutter. — Sprachst du nicht von Grünröcken?"

„Bruder Braal," erwiderte der Jäger etwas wirsch, „ich vertraue meine Geheimnisse nur meinem Feuerrohr, weil ich gewiß weiß, daß es sie nicht ausplaudert."

„Man spricht im Dorfe," fuhr der Fischer unerschrocken fort, „von einem Aufstande der Bergwerker. Bruder, hast du vielleicht etwas davon gehört? ..."

Der Bergbewohner nahm seine Mütze wieder auf und zog sie bis auf die Augen herab, indem er einen schiefen Blick auf den Fremden warf; dann beugte er sich zu dem Fischer nieder und sagte mit kurzer, leiser Stimme:

„Stille!“

Dieser schüttelte wiederholt den Kopf.

„Bruder,“ sagte er, „der Fisch hat gut stumm sein, er geräth darum doch in die Reusen.“

Eine augenblickliche Stille entstand nun. Die beiden Brüder betrachteten sich mit ausdrucksvoller Miene und die Kinder zogen dem auf dem Tische liegenden Huhn die Federn aus; die gute Frau hörte, was man nicht sagte und Ordener beobachtete.

„Wenn Ihr heute Fasttag habt,“ sagte plötzlich der Jäger, welcher die Unterhaltung sichtbar auf etwas anderes zu bringen suchte, „so wird es morgen anders sein. Bruder Braal, du kannst den König der Fische fangen, ich verspreche dir Bärenfett, um ihn schmackhaft herzurichten.“

„Bärenfett!“ rief Maase. „Hat man vielleicht einen Bären in der Umgegend gesehen?... Patrik, Curler, meine Kinder, ich verbiete Euch, die Hütte zu verlassen.... Ein Bär!“

„Beruhige dich, Schwester, du wirst ihn morgen nicht mehr zu fürchten haben. Ja, ich habe wirklich zwei Meilen ungefähr von Surb einen Bären bemerkt; einen weißen Bären. Er schien einen Menschen, oder vielmehr ein Thier davon zu tragen — doch nein, es konnte ein Ziegenhirte sein, den er entführte, denn die Ziegenhirten kleiden sich in Thierhäute. — Uebrigens ließ die Entfernung mich es nicht deutlich unterscheiden....

Was mich in Erstaunen setzte, war, daß er seine Beute auf seinem Rücken und nicht zwischen den Zähnen trug."

„Wirklich, Bruder?"

„Ja, und das Thier mußte todt sein, denn es machte durchaus keine Bewegung, um sich zu vertheidigen."

„Aber," fragte der Fischer scharfsinnig, „wie konnte es sich auf dem Rücken des Bären erhalten, wenn es todt war?"

„Dies eben habe ich nicht begreifen können. Uebrigens wird es der letzte Schmaus des Bären gewesen sein. Ich habe beim Eintritt in das Dorf sechs guten Kameraden einen Wink gegeben und morgen, Schwester Maase, werde ich dir den schönsten weißen Pelz bringen, der je über den Schnee eines Berges gelaufen ist."

„Nimm dich in Acht, Bruder," sagte die Frau, „dir sind wirklich sonderbare Dinge vor Augen gekommen. Dieser Bär ist vielleicht der Teufel...."

„Bist du toll?" fiel der Bergbewohner lachend ein: „der Teufel wird sich in einen Bären verwandeln! In eine Katze, in einen Affen, gut, dergleichen hat man gesehen; aber in einen Bären — ah! bei dem heiligen Eldoa, dem Teufelsbeschwörer, du würdest einem Kinde oder einer alten Frau mit deinem Aberglauben Mitleiden einflößen."

„Bruder, du warst mein Herr, ehe mein geschätzter Mann seine Augen auf mich warf, handle, wie dein Schutzengel es dir eingeben wird."

„Aber," fragte der Fischer den Bergbewohner, „in welcher Gegend hast du denn diesen Bären getroffen?"

„In der Richtung vom Smiasen nach Walderhog."

„Walderhog?" rief die Frau und machte ein Kreuz.

„Walderhog!" wiederholte Ordener.

„Aber, mein Bruder," sagte der Fischer, „ich hoffe, du wirst doch nicht den Weg nach der Grotte von Walderhog einschlagen?"

„Ich? Gott bewahre mich! der Bär that es."

„Wirst du ihn vielleicht morgen dort aufsuchen?" fiel Macse erschreckt ein.

„Nein, gewiß nicht! Wie soll nur, meine Freunde, ein Bär es wagen, sich in eine Höhle zu flüchten, wo ..."

Er hielt inne und alle drei bekreuzten sich.

„Du hast recht," antwortete der Fischer, „ein gewisser Instinkt sagt den Thieren dergleichen.

„Meine guten Wirthe," sagte Ordener, „was ist denn so schreckliches in dieser G otte von Walderhog?"

Alle drei sahen sich mit einem starren Erstaunen an, als wenn sie eine solche Frage nicht begriffen.

„Ist dort das Grab des Königs Walder?" setzte der junge Mann hinzu.

„Ja," erwiederte die Frau, „ein steinernes Grab, das singt."

„Und das ist nicht alles," sagte der Fischer.

„Nein," fuhr sie fort, „man hat in der Nacht die Gebeine der Verstorbenen dort tanzen sehen."

„Und das ist nicht alles," sagte der Bergbewohner.

Alle schwiegen, als wagten sie es nicht fortzufahren.

„Nun," fragte Ordener, „was ist denn noch Uebernatürliches dort?"

„Junger Mann," sagte der Bergbewohner ernsthaft, „Ihr dürft nicht so leichthin sprechen, wenn Ihr einen alten grauen Wolf, wie ich bin, schauern seht."

Der junge Mann antwortete mit einem leisen Lächeln: „Ich hätte indessen gern alles erfahren, was sich Wunderbares in dieser Grotte von Walderhog begibt, denn eben dorthin führt mein Weg."

Bei diesen Worten erstarrten die drei Zuhörer vor Schrecken.

„Nach Walderhog! Himmel! Ihr geht nach Walderhog?" fragte der Fischer. „Und er sagt das," fuhr er fort, „wie man sagen würde: Ich gehe nach Lewig, um meinen Kabeljau zu verkaufen! oder an die Waldlichtung Ralph's, um Häringe zu fangen! — Nach Walderhog, großer Gott!"

„Unglücklicher junger Mann!" rief die Frau, „Ihr seid also ohne Schutzengel geboren? Kein Heiliger des Himmels ist also Euer Patron? Ach, es ist zu wahr, da Ihr nicht einmal Eueren Namen zu wissen scheint."

„Und welcher Beweggrund," fiel der Bergbewohner ein, „können Euer Edlen an einen so schrecklichen Ort führen?"

„Ich habe Jemanden etwas zu fragen," antwortete Ordener.

Das Staunen der drei Leute verdoppelte sich mit ihrer Neugierde.

„Hört, Herr Fremdling,“ sagte der Fischer, „Ihr scheint bei uns nicht recht bekannt zu sein; Euer Edeln täuschen sich ohne Zweifel; Sie können nicht nach Walderhog gehen wollen.“

„Wenn Ihr übrigens,“ setzte der Bergbewohner hinzu, „mit irgend einem menschlichen Wesen sprechen wollt, würdet Ihr Niemanden finden . . . “

„Als den bösen Feind,“ sagte die Frau.

„Den bösen Feind? Welchen bösen Feind?“

„Ja,“ fuhr sie fort, „ihn, um den das Grab singt und die Verstorbenen tanzen.“

„Ihr wißt es also nicht, Herr?“ sagte der Fischer, indem er seine Stimme dämpfte und sich Ordener näherte, „Ihr wißt es also nicht? Die Grotte von Walderhog ist der gewöhnliche Aufenthaltsort von . . . “

Die Frau fiel ihm in das Wort:

„Mein Herr und Gatte, sprecht diesen Namen nicht aus, es bringt Unglück.“

„Wessen Aufenthaltsort?“ fragte Ordener.

„Eines eingefleischten Belzebubs,“ sagte Kennybol.

„In der That, meine guten Leute, ich weiß nicht, was ihr meint. Man hatte mich wohl benachrichtigt, Walderhog sei die Wohnung Han's von Island . . . “

Ein dreifacher Schreckensruf erhob sich in der Hütte.

„Wohlan! Ihr wißt es! Dieser ist der böse Feind!"

Die Frau zog ihre wollene Haube tiefer herab und betheuerte bei allen Heiligen, sie habe diesen Namen nicht ausgesprochen.

Als der Fischer ein wenig von seiner Betäubung zurückgekommen war, betrachtete er Ordener starr, als sei an diesem jungen Manne etwas, das er nicht begreifen könnte.

„Herr Wanderer, ich glaubte, ich würde nie, wenn ich auch ein noch längeres Leben zu leben hätte, als mein Vater, der in seinem hundertundzwanzigsten Jahre starb, einem menschlichen Wesen, das seine Vernunft hat und an Gott glaubt, den Weg nach Walderhog anzugeben haben."

„Ohne Zweifel," rief Maase, „aber Euer Edeln werden nicht in diese verfluchte Grotte gehen, denn den Fuß dort hineinsetzen, heißt: einen Bund mit dem Teufel schließen wollen."

„Ich werde gehen, meine guten Wirthe, und ihr könnt mir keinen größern Dienst erzeigen, als wenn ihr mir den kürzesten Weg angebt."

„Der kürzeste Weg, um dahin zu gehen, wohin Ihr gehen wollt," sagte der Fischer, „ist, Euch von der Höhe des nächsten Felsen in den nächsten Bergstrom zu stürzen."

„Gelangt man denn zu demselben Ziele," fragte Ordener mit ruhiger Stimme, „wenn man einen fruchtlosen Tod einer nützlichen Gefahr vorzieht?"

Braal schüttelte den Kopf, während sein Bruder einen forschenden Blick auf den jungen Mann warf.

„Ich verstehe," rief der Fischer plötzlich, „Ihr wollt die tausend Königsthaler gewinnen, welche der Obersyndicus auf den Kopf dieses isländischen Teufels gesetzt hat?"

Ordener lächelte.

„Junger Herr," fuhr der Fischer mit Rührung fort, „glaubt mir, entsagt diesem Vorhaben. Ich bin arm und alt, und würde den Rest meines Lebens nicht für Eure tausend Königsthaler hingeben, und hätte ich auch nur noch einen Tag zu leben."

Das flehende, theilnehmende Auge der Frau erspähte die Wirkung, welche die Bitte ihres Mannes auf den jungen Herrn hervorbrächte.

Ordener beeilte sich zu antworten:

„Ein höheres Interesse heißt mich diesen Räuber aufsuchen, den ihr einen Teufel nennt: nicht meinet-, sondern Anderer wegen . . ."

Der Bergbewohner, den Ordener keinen Augenblick unbeachtet gelassen hatte, fiel ihm in das Wort.

„Auch ich verstehe Euch jetzt; ich weiß, warum Ihr den isländischen Teufel aufsucht."

„Ich will ihn zum Kampfe zwingen," sagte der junge Mann.

„Das ist's," sagte Kennybol; „Ihr seid mit wichtigen Angelegenheiten beauftragt, nicht wahr?"

„So sagte ich eben.“

Der Bergbewohner näherte sich dem jungen Manne mit der Miene des geheimen Einverständnisses und nicht ohne das größte Erstaunen hörte Ordener, wie er ihm in die Ohren flüsterte:

„Es ist des Grafen Schumachers von Greifenfeld wegen, nicht wahr?“

„Wackerer Mann,“ sagte er, „wie wißt Ihr . . .?“

Und er konnte sich's in der That schwer erklären, wie ein norwegischer Bergbewohner ein Geheimniß kennen sollte, das er Niemanden, nicht einmal dem General Levin vertraut hatte.

Kennybol neigte sich zu ihm:

„Ich wünsche Euch guten Erfolg,“ sagte er mit demselben geheimnißvollen Tone; „es ist edel von Euch, junger Mann, den Unterdrückten beizustehen.“

Die Ueberraschung Ordener's war so groß, daß er kaum Worte fand, um den Bergbewohner zu fragen, wie er Kunde von dem Zweck seiner Reise erhalten habe.

„Still,“ sagte Kennybol, indem er den Finger auf den Mund legte; „ich hoffe, Ihr erlangt von dem Bewohner von Walderhog, was Ihr wünscht; mein Arm ist, wie der Eurige, dem Gefangenen von Munkholm geweiht.“

Und ehe Ordener antworten konnte, erhob er seine Stimme:

„Bruder, gute Schwester Maase, behandelt diesen

achtungswerthen jungen Mann, wie noch einen Bruder mehr. Wohlan, ich glaube, das Abendessen ist fertig.“

„Wie?“ fiel Maase ein, „du hast ohne Zweifel den edeln Herrn bestimmt, sein Vorhaben, diesen Teufel zu besuchen, aufzugeben?“

„Schwester, bete, damit ihm nichts Uebles zustoße. Er ist ein edler, würdiger junger Mann. Nun, wackerer Herr, eßt und schlaft bei uns. Morgen werde ich Euch den Weg zeigen und Ihr sucht Euern Teufel, ich meinen Bären auf.“

---

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

> Ja, Unfälle kann es geben, die die Gegenwart des Feinds selbst angenehm uns machen.
>
> Calderon, der standhafte Prinz.

> Kamrad, he, Kamrad! Von welchem Kameraden stammst du her? Welches Menschenkind hat dich gezeugt, daß du Fafnir so anzugreifen wagst?
>
> Edda.

Der erste Strahl der aufgehenden Sonne röthete kaum die hohe Zinne der Felsen, welche das Meer umgürten, als ein Fischer, der vor der Morgenröthe, einige

Flintenschüsse von dem Gestade, dem Eingange der Grotte von Walderhog gegenüber, seine Netze ausgeworfen hatte, eine in einen Mantel oder in ein Leichentuch eingehüllte Gestalt die Felsen entlang niedersteigen und unter dem furchtbaren Gewölbe der Höhle verschwinden sah. Von Schrecken durchbebt, empfahl er sein Boot und seine Seele dem heiligen Usuph und eilte nach Haus, um seiner erschreckten Familie zu erzählen, er habe eines der Gespenster, welche den Palast Han's von Island bewohnen, beim Anbruch des Tages in die Grotte gehen sehen.

Dieses Gespenst, die künftige Unterhaltung und der Schrecken der langen Winternächte war Ordener, der edle Sohn des Vicekönigs von Norwegen, der, während die zwei Königreiche ihren süßen Minnedienst bei seiner stolzen Braut hingegeben glaubten, allein und unbekannt sein Leben für die wagte, der er sein Herz und seine Zukunft gewidmet hatte, für die Tochter eines Geächteten.

Traurige Vorbedeutungen, unglückliche Weissagungen, hatten ihn zu diesem Ziel seiner Reise begleitet; er hatte eben die Fischerfamilie verlassen und die gute Maase hatte sich, als er ihr Lebewohl sagte, vor der Schwelle ihrer Thüre niedergekniet, um für ihn zu beten. Der Bergbewohner Kennybol und seine sechs Genossen, welche ihm den Weg gezeigt, hatten sich eine halbe Meile von Walderhog von ihm getrennt und diese unerschrockenen Jäger, welche einem Bären lachend Trotz boten, hatten

lange Zeit einen Blick des Entsetzens auf den Pfad geworfen, den der kühne Reisende verfolgte.

Der junge Mann betrat die Grotte von Walderhog, wie man in einen lange ersehnten Haven einläuft. Er empfand eine himmlische Freude, als er dachte, er erfülle jetzt den Vorwurf seines Lebens und in wenigen Augenblicken vielleicht habe er all sein Blut für seine Ethel hingegeben. Im Begriff, einen von einer ganzen Provinz gefürchteten Räuber, ein Ungeheuer, einen Teufel vielleicht, anzugreifen, stellte sich nicht diese schreckliche Gestalt seiner Phantasie dar; er sah nur das süße Bild der gefangenen Jungfrau, die ohne Zweifel vor dem Altar ihres Gefängnisses für ihn betete. Hätte er sich jedem andern Wesen als ihr geweiht, so hätte er einen Augenblick an die Gefahren, die er in solcher Ferne aufsuchte, denken können, um diese Gefahren zu verachten; aber findet das Nachdenken in einem jungen Herzen in dem Augenblicke Raum, wo es von der doppelten Begeisterung einer schönen Aufopferung und einer edeln Liebe schlägt?

Das Haupt emporgerichtet schritt er unter dem hallenden Gewölbe fort, dessen tausendfacher Wiederhall das Geräusch seiner Schritte vermehrte, ohne auch nur einen Blick auf die Tropfsteine, auf die hundertjährigen Basalte zu werfen, welche über seinem Haupte zwischen Moos-, Epheu- und Flechtenkegeln hingen, — ein wirres Gemisch seltsamer Gestalten, aus welchen die aber-

gläubische Leichtgläubigkeit des norwegischen Landvolks schon mehr als einmal Haufen böser Geister oder Züge von Gespenstern gemacht hatte.

Mit derselben Gleichgültigkeit ging er an dem Grabe des Königs Walder vorüber, an welches sich so viele düstere Sagen knüpften, und hörte keine andere Stimme, als das gehaltene Pfeifen des Nordwinds unter diesen öden Gängen.

Er setzte unter sich windenden Bogengängen, die von Kräutern und Heide halbverstopfte Spalten schwach beleuchteten, seinen Weg fort. Sein Fuß stieß oft an etwas Trümmerartiges, welches mit hohlem Ton auf dem Gestein hinrollte und ihm in dem zweifelhaften Lichte wie zerbrochene Schädel oder wie lange Reihen weißer und bis auf ihre Wurzeln abgeschälter Zähne vorkam.

Aber kein Schrecken nahte seiner Seele. Er wunderte sich nur, daß er dem furchtbaren Bewohner dieser schauerhaften Grotte noch nicht begegnet war.

Er kam in eine Art runden Saals, der natürlich in die Seite des Felsen gebrochen war. Hier lief der unterirdische Gang, dem er gefolgt war, aus, und die Wände des Saals zeigten keine andere Oeffnung, als große Spalten, durch welche man die Berge und Wälder draußen sehen konnte.

Ueberrascht, so fruchtlos die ganze traurige Höhle durchwandert zu haben, begann er zu verzweifeln, daß

er den Räuber treffen werde. Ein Denkmal von seltsamer Gestalt, das er in der Mitte des unterirdischen Saales sah, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Drei lange, massive Steine standen aufrecht auf dem Boden und trugen einen vierten, der breit und viereckig war, wie drei Pfeiler ein Dach tragen. Unter dieser Art riesenhaften Dreifußes erhob sich etwas Altarähnliches, das gleichfalls aus einem einzigen Granitstück bestand und in der Mitte seiner obern Fläche rund ausgehauen war. Ordener erkannte darin eines jener kolossalen Druidenwerke, welche er oft auf seinen Reisen in Norwegen bemerkt hatte und von denen die Monumente von Lokmariaker und von Carnac in Frankreich vielleicht das auffallendste Abbild sind. Wundersame, gealterte Bauten, welche wie Zelte eines Tages sich auf der Erde erhoben, und deren Festigkeit nur in ihrer Schwere begründet ist.

Der junge Mann stützte sich, seinen Träumen überlassend, mechanisch auf diesen Altar, dessen steinerne Aushöhlung gebräunt war, so tief hatte sie das Blut der Menschenopfer in sich gesogen.

Plötzlich bebte er; eine Stimme, die aus dem Steine hervorzukommen schien, hatte sein Ohr getroffen:

„Junger Mann, mit Füßen, die an das Grab stoßen, bist du hierher gekommen.“

Er erhob sich lebhaft, und seine Hand griff nach dem Säbel, während ein Echo, schwach wie die Stimme

eines Sterbenden, in den Tiefen der Grotte die Worte deutlich wiederholte:

„Junger Mann, mit Füßen, die an das Grab stoßen, bist du hierher gekommen.“

In diesem Augenblick erhob sich auf der entgegengesetzten Seite des Druidenaltars ein gräßlicher Kopf mit rothen Haaren und einem wilden Lachen.

„Junger Mann,“ wiederholte er, „ja, du bist hierher mit Füßen gekommen, die an das Grab stoßen.“

„Und mit einer Hand, die an einer Klinge liegt,“ antwortete der junge Mann unerschüttert.

Das Ungeheuer kam ganz unter dem Altar hervor und zeigte seine untersetzten, nervigen Glieder, seine wilde, blutige Bekleidung, seine krallenartigen Hände und seine schwere Streitaxt.

„Ich bin's!“ sagte er mit dem Brummen eines wilden Thieres.

„Ich bin's!“ antwortete Ordener.

„Ich erwartete dich!“

„Ich that mehr,“ erwiederte der unerschrockene junge Mann, „ich suchte dich!“

Der Räuber kreuzte die Arme.

„Weißt du, wer ich bin?“

„Ja.“

„Und du hast keine Furcht?“

„Ich habe keine mehr.“

„Du hast also ein Bangen gefühlt, als du hierher

kamst?“ Und das Ungeheuer wiegt mit triumphirender Miene seinen Kopf.

„Das, dich nicht zu finden.“

„Du trotzest mir und deine Füße haben gegen menschliche Leichen angestoßen.“

„Vielleicht stoßen sie morgen gegen die deinige an.“

Ein Zittern des Zornes ergriff den kleinen Mann. Ordener behielt unbeweglich seine ruhige, stolze Stellung.

„Nimm dich in Acht!“ murmelte der Räuber, „ich werde auf dich stürzen, wie Norwegens Hagel auf einen Sonnenschirm.“

„Ich möchte keinen anderen Schild gegen dich.“

Man hätte glauben sollen, in Ordeners Blick sei etwas, das das Ungeheuer beherrschte. Er riß die Haare seines Ueberwurfs mit seinen Nägeln aus, wie ein Tiger, der das Kraut verschlingt, eh' er sich auf seine Beute wirft.

„Du lehrst mich, was Mitleid ist,“ sagte er.

„Und du lehrst mich, was Verachtung ist.“

„Kind, deine Stimme ist sanft, dein Gesicht frisch, wie Stimme und Gesicht eines jungen Mädchens: welchen Tod verlangst du von mir?“

„Den deinigen.“

Der kleine Mann lachte.

„Du weißt nicht, daß ich ein Dämon bin, und daß mein Geist der Geist Ingulph's des Würgers ist?“

„Ich weiß, daß du ein Räuber bist, daß du um Gold mordest.“

„Du irrst dich,“ fiel das Ungeheuer ein, „um Blut morde ich.“

„Bist du nicht von den Ahlefeld bezahlt worden, den Hauptmann Dispolsen zu ermorden?“

„Was sagst du mir da? Welche Namen sind das?“

„Kennst du den Hauptmann Dispolsen nicht, den du auf dem Gestade von Urchtal gemordet hast ...?“

„Möglich, aber ich habe es vergessen, wie ich dich in drei Tagen werde vergessen haben.“

„Du kennst den Grafen von Ahlefeld nicht, der dich bezahlt hat, um dem Hauptmann ein eisernes Kästchen abzunehmen?“

„Von Ahlefeld? Warte; ja, ich kenne ihn. Ich habe gestern das Blut seines Sohnes aus dem Schädel des meinigen getrunken.“

Ordener schauerte.

„Warst du mit deinem Lohne nicht zufrieden?“

„Mit welchem Lohne?“ fragte der Räuber.

„Höre: dein Anblick ist mir lästig; wir müssen zum Ziele kommen, hast du vor acht Tagen einem deiner Opfer, einem Offizier von Munkholm, ein eisernes Kästchen genommen?“

Der Räuber zitterte bei diesem Worte.

„Ein Offizier von Munkholm!“ sagte er zwischen seinen Zähnen, dann begann er wieder mit einer Bewe-

gung des Staunens: „Bist du vielleicht auch ein Offizier von Munkholm, du? . . .“

„Nein!“ sagte Ordener.

„Um so schlimmer!“ Und die Züge des Räubers verdüsterten sich.

„Höre,“ sagte der hartnäckige Ordener, „wo ist dieses Kästchen, das du dem Hauptmann genommen hast?“

Der kleine Mann schien einen Augenblick nachzudenken.

„Bei Ingulph, dies ist ein abscheuliches Eisenkästchen, das viele Köpfe beschäftigt. — Ich stehe dir dafür, man wird das, welches deine Gebeine enthalten wird, wenn man sie je in einem Sarge sammelt, weniger suchen.“

Diese Worte, welche Ordener andeuteten, daß der Räuber das fragliche Kästchen kannte, gaben ihm die Hoffnung wieder, dessen habhaft zu werden.

„Sage mir, was du mit diesem Kästchen begonnen hast? Ist's in den Händen des Grafen von Ahlefeld?“

„Nein!“

„Du lügst, denn du lachst.“

„Glaube, was du willst. Was liegt mir daran?“

Der Räuber hatte wirklich eine höhnische Miene angenommen, welche Ordener Mißtrauen einflößte. Er sah, daß er nichts mehr thun konnte, als ihn in Wuth zu versetzen, oder, wenn es möglich wäre, ihn einzuschüchtern.

„Höre mich!“ sagte er, indem er seine Stimme erhob, „du mußt mir dieses Kästchen geben.“

Der Andere antwortete mit einem wilden Hohnlächeln:

„Du mußt mir es geben!“ wiederholte der junge Mann mit donnernder Stimme.

„Bist du vielleicht gewöhnt, den Büffeln und den Bären Befehle zu geben?“ erwiederte das Ungeheuer mit demselben Lächeln.

„Ich würde deren dem Teufel in der Hölle geben.“

„Du wirst dies jetzt sogleich thun können.“

Ordener zog seinen Säbel, der wie ein Blitz in der Dunkelheit leuchtete.

„Gehorche!“

„Ha,“ sagte der Andere, indem er seine Axt bewegte, „es hing nur von mir ab, deine Gebeine zu zerschlagen und dein Blut zu trinken, als du hierher kamst; aber ich habe mich bezwungen; ich war neugierig, den albernen Sperling auf den Geier stürzen zu sehen.“

„Elender!“ rief Ordener, „vertheidige dich.“

„Man sagt mir dies zum erstenmale,“ murmelte der Räuber mit den Zähnen knirschend.

Bei diesen Worten sprang er auf den steinernen Altar und drückte sich zusammen, wie der Leopard, der auf dem Felsen den Jäger erwartet, um sich unversehens auf ihn zu stürzen.

Von da warf er seinen starren Blick auf den jungen

Mann, als suchte er, von welcher Seite er sich am besten auf ihn werfen könnte. Es wäre um den edeln Ordener geschehen gewesen, wenn er einen Augenblick gezögert hätte. Aber er ließ dem Räuber nicht Zeit zur Ueberlegung und warf sich ihm ungestümm entgegen, indem er ihm mit dem Säbel nach dem Gesichte hieb.

Jetzt begann der furchtbarste Kampf, den sich die Einbildungskraft nur vorstellen kann. Der kleine Mann, der auf dem Altar stand, wie eine Statüe auf ihrem Fußgestelle, schien eines jener gräßlichen Götzenbilder, welche in den barbarischen Jahrhunderten an eben dieser Stelle ruchlose Opfer und gotteslästerliche Spender erhalten hatten. Seine Bewegungen waren so rasch, daß Ordener, von welcher Seite er auf ihn eindrang, stets dem Antlitz des Ungeheuers und der Schneide seiner Axt begegnete. Er wäre bei dem ersten Anprall zerschmettert worden, hätte er nicht den glücklichen Gedanken gehabt, seinen Mantel um seinen rechten Arm zu wickeln, so daß die meisten Hiebe seines wüthenden Gegners sich in diesem flatternden Schild verloren. Sie machten so mehrere Minuten lang vergeblich unerhörte Anstrengungen, um sich gegenseitig eine Wunde beizubringen. Die grauen, entflammten Augen des kleinen Mannes traten aus ihren Höhlen. Eine düstere Wuth trat an die Stelle seines wilden Hohnlachens, als er mit Ueberraschung bemerkte, wie tapfer und muthig ein, dem Anschein nach so schwacher Gegner ihn bekämpfte.

Die wilde Unbeweglichkeit der Züge des Ungeheuers, die unerschrockene Ruhe in Ordeners Antlitz standen in einem seltsamen Widerspruche mit der Raschheit ihrer Bewegungen und der Lebhaftigkeit ihrer Angriffe.

Man hörte keinen andern Laut, als das Geräusch der Waffen, die hallenden Schritte des jungen Mannes und den schnellen Athemzug der beiden Kämpfer, als der Räuber ein scheußliches Gebrüll ausstieß. Die Schneide seiner Axt hatte sich in den Falten des Mantels verwickelt. Er streckte sich aus; wüthend bewegte er seinen Arm und verwickelte nun den Griff mit der Schneide in dem Stoffe, der sich mit jeder neuen Anstrengung mehr und mehr um jene wand.

So sah der furchtbare Räuber das Eisen des jungen Mannes sich auf seine Brust stützen.

„Noch einmal höre mich,“ sagte Ordener triumphirend, „willst du mir jenes eiserne Kästchen zustellen, das du feig gestohlen hast?“

Der kleine Mann schwieg einen Augenblick, dann sagte er inmitten eines Gebrülls:

„Nein! und sei verflucht.“

Ohne seine siegreiche, drohende Stellung aufzugeben, begann Ordener wieder:

„Denke nach, Unglücklicher!“

„Nein! ich habe dir Nein! gesagt!“ wiederholte der Räuber.

Der edle junge Mann senkte seinen Säbel.

„Wohlan," sagte er, „mache deine Axt aus den Falten meines Mantels los, damit wir den Kampf fortsetzen können."

Ein verächtliches Lachen war die Antwort des Ungeheuers.

„Kind, du spielst den Edelmüthigen, als bedürfte ich dessen."

Ehe der überraschte Ordener den Kopf umwenden konnte, hatte er seinen Fuß auf die Schulter seines biedern Siegers gesetzt und war mit einem Sprunge zwölf Schritte von ihm im Saale.

Mit einem zweiten Sprung war er auf Ordener. Er hängte sich ganz an ihn, wie der Panther sich mit dem Rachen und den Krallen an die Flanken des großen Löwen hängt. Er schlug seine Nägel in die Schultern des jungen Mannes ein; seine knotigen Kniee preßten seine Hüften zusammen, während sein scheußliches Antlitz Ordeners Augen einen blutigen Mund und die Zähne eines wilden Thieres zeigte, die bereit waren, ihn zu zerreißen. Er sprach nicht mehr; kein menschlicher Laut entschlüpfte seiner keichenden Kehle; ein dumpfes Brüllen, mit rauhem, heftigem Geschrei vermischt, drückte allein seine Wuth aus. Es war etwas scheußlicheres, als ein wildes Thier, etwas entsetzlicheres, als ein Teufel — es war ein Mensch, dem nichts menschliches geblieben.

Ordener hatte bei dem Anprall des kleinen Mannes geschwankt, er würde bei diesem unerwarteten Angriffe

gefallen sein, wenn nicht einer der breiten Pfeiler des Druiden-Denkmals hinter ihm gewesen wäre, der ihn aufrecht erhielt. So blieb er halb auf den Rücken niedergestürzt und unter dem Gewicht seines unbequemen Gegners keichend. Man bedenke, daß alles, was wir eben beschrieben haben, sich in eben so kurzer Zeit begab, als man braucht, um sich es vorzustellen, und man wird einigermaßen begreifen, was dieser Augenblick des Kampfes schauerliches darbot.

Wir haben gesagt, der edle junge Mann habe geschwankt; aber er hatte nicht gezittert. Er eilte, seiner Ethel einen Gedanken des Abschieds zu weihen. Dieser Gedanke der Liebe war wie ein Gebet, er gab ihm wieder Kräfte. Er umschlang das Ungeheuer mit seinen beiden Armen; dann faßte er die Klinge seines Säbels in der Mitte und stützte ihm die Spitze senkrecht auf das Rückgrat. Der Räuber stieß, getroffen, ein scheußliches Geheul aus, machte sich mit einem Satz, der Ordener zum Wanken brachte, aus den Armen seines furchtlosen Gegners los, und fiel einige Schritte rückwärts, in seinen Zähnen ein Stück des grünen Mantels mitnehmend, in welchen er in seiner Wuth gebissen hatte.

Leicht und gewandt wie eine junge Gemse, sprang er wieder auf und der Kampf begann zum drittenmal auf eine noch furchtbarere Weise. Durch Zufall war an der Stelle, wo er sich befand, ein Haufen Felsenstücke, zwischen welchen Moos und Brombeersträuche seit Jahr-

hunderten friedlich wuchsen. Zwei Männer von gewöhnlicher Stärke hätten das kleinste dieser Stücke kaum aufheben können.

Der Räuber faßte eines derselben mit seinen zwei Händen, hob es über seinen Kopf und warf es auf Ordener. Sein Blick war in diesem Momente fürchterlich. Der mit Gewalt geschleuderte Stein flog schwerfällig durch den Raum; der junge Mann hatte eben noch Zeit, sich wegzuwenden. Der Stein war am Fuß der unterirdischen Mauer mit einem furchtbaren Geräusch, das der tiefe Widerhall der Grotte lange zurückgab, in Stücke zersprungen.

Der betäubte Ordener hatte kaum Zeit gehabt, sich wieder zu fassen, als eine zweite Steinmasse in den Händen des Räubers schwebte. Er stürzte, erzürnt, sich so feig mit Steinen werfen zu sehen, mit gehobenem Säbel auf den kleinen Mann, um dem Kampf eine andere Gestalt zu geben; allein der furchtbare Steinklumpen, der wie ein Donnerkeil abflog und durch die dichte, dunkle Luft der Höhle dahinrollte, traf auf seinem Weg die zerbrechliche nackte Klinge seines Säbels; wie Glas fiel sie in Stücke und das wilde Lachen des Ungeheuers erfüllte das Gewölbe. Ordener war entwaffnet.

„Hast du,“ rief das Ungeheuer, „ehe du stirbst, Gott oder dem Teufel etwas zu sagen?“

Und sein Auge schoß Flammen und alle seine Muskeln waren vor Wuth und Freude gespannt und er hatte

sich mit einem ungeduldigen Zittern auf seine Axt gestürzt, welche in den Falten des Mantels auf der Erde lag . . . — Arme Ethel!

Plötzlich läßt sich draußen ein fernes Brüllen hören. Das Ungeheuer hält inne. Der Lärm wächst. Lautes Geschrei von Menschen mischt sich in das wimmernde Brummen eines Bären. Der Räuber horcht. Noch immer die kläglichen Töne. Ungestümm ergreift er seine Axt und stürzt sich, nicht auf Ordener, sondern gegen einen der Spalten, von dem wir gesprochen haben, und welche das Licht hereinließen. Wie er, wendet sich Ordener, ganz erstaunt, sich auf diese Weise vergessen zu sehen, zu einer dieser natürlichen Oeffnungen und sieht in einer ziemlich nahen Waldlichtung einen großen weißen Bären, von sieben Jägern in die Enge getrieben, unter welchen er selbst jenen Kennybol zu erkennen glaubt, dessen Worte ihn am vorigen Abend so sehr aufgefallen waren.

Er kehrt sich um. Der Räuber ist nicht mehr in der Grotte und draußen hört er eine furchtbare Stimme rufen: „Freund! Freund! Ich helfe dir! da bin ich.“

## Dreißigstes Kapitel.

Weil . . . seht ihr, mein Hauptmann, seit dieser arme Rask, euer schöner Hund fort ist, habe ich wohl bemerkt, mit Gunst, Herr, daß euch etwas fehlt.

Die Erzählungen unter dem Zelte, Bug-Jargal.

Das Schützenregiment von Munkholm ist auf dem Marsch durch die Engpässe zwischen Drontheim und Skongen begriffen. Bald zieht es an einem Bergstrom hin und man sieht die Reihen der Bajonette in den Schluchten glänzen, wie die Schuppen einer großen Schlange im Lichte funkeln; bald windet es sich schneckenförmig um einen Berg, der dann jenen Triumphsäulen gleicht, um welche Bronz-Bataillone empor steigen.

Die Soldaten zogen mit gesenkten Waffen und übergeworfenen Mänteln, halb mißgelaunt und halb gelangweilt, dahin, denn diese edeln Männer lieben nur den Kampf oder die Ruhe. Die plumpen Scherze, die alten Spötteleien, welche sie gestern entzückt hatten, machten ihnen heute keine Freude: die Luft ist kalt, der Himmel nebelig. Wenn ein vorübergehendes Lachen sich in den Reihen erheben soll, muß eine Marketenderin unge-

schickt von ihrem kleinen Barberpferde fallen oder ein blecherner Topf von Fels zu Fels in die Tiefe eines Abgrunds rollen.

Um sich einen Augenblick die lange Weile dieses Weges zu vertreiben, redete Lieutenant Randmer, ein junger dänischer Edelmann, den Hauptmann Lory, einen Glückssoldaten, an. Der Hauptmann ging düster und schweigend, schweren, aber festen Schrittes, der Lieutenant flink und leicht einher und ließ eine Gerte schwirren, die er an den Hecken, womit der Weg begrenzt war, abgerissen hatte.

„Nun, Hauptmann, was habt Ihr denn? Ihr seid traurig."

„Ich werde wahrscheinlich Grund dazu haben," antwortete der alte Offizier, ohne den Kopf zu erheben.

„Pah, pah, keinen Kummer! Betrachtet mich, bin ich traurig? und doch wette ich, daß ich eben so viel Grund dazu habe, als Ihr."

„Ich bezweifle es, Herr von Randmer; ich habe mein einziges Gut verloren, ich habe meinen ganzen Reichthum verloren."

„Hauptmann Lory, unser Unglück ist genau dasselbe. Es sind noch keine vierzehn Tage, als mir Lieutenant Alberick mein schönes Schloß Randmer und seine Partinenzien mit einem Würfelwurf abgewonnen. Ich bin zu Grund gerichtet; sieht man mich darum weniger vergnügt?"

Der Hauptmann antwortete mit sehr trauriger Stimme:

„Lieutenant, Ihr habt nur Euer schönes Schloß verloren; ich habe meinen Hund verloren."

Bei dieser Antwort schwankte das leichtsinnige Gesicht des jungen Mannes zwischen Lachen und Rührung.

„Hauptmann," sagte er, „tröstet Euch; seht, ich, der ich mein Schloß verloren habe . . ."

Der Andere unterbrach ihn:

„Was will das sagen! Ihr könnt übrigens ein anderes Schloß gewinnen."

„Und Ihr einen andern Hund finden."

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Ich werde einen Hund finden; aber meinen armen Drake werde ich nicht mehr finden."

Er hielt inne; große Thränen rollten in seinen Augen und fielen tropfenweise auf sein hartes, rauhes Gesicht.

„Ich habe nie etwas geliebt außer ihm," fuhr er fort: „ich habe weder Vater noch Mutter gekannt; Gott schenke ihnen Frieden, wie meinem armen Drake! — Lieutenant Randmer, er hatte mir in dem Pommerschen Kriege das Leben gerettet; ich nannte ihn dem berühmten Admiral zu Ehren Drake. — Der gute Hund! Seine Liebe zu mir war stets dieselbe, wie sich auch mein Schicksal änderte. Nach dem Treffen von Oholfen streichelte ihn der große General Schack mit der Hand und

sagte zu mir: Ihr habt da einen sehr schönen Hund, Korporal Lory! — denn damals war ich erst Korporal."

„Ach," fiel ihm der junge Edelmann ein, „indem er seine Gerte bewegte, „es muß einem seltsam vorkommen, Korporal zu sein."

Der alte Glückssoldat hörte ihn nicht; er schien mit sich selbst zu sprechen und man vernahm kaum einige unartikulirte Worte, die seinen Lippen entschlüpften.

„Dieser arme Drake! So oft gesund und wohlbehalten aus den Breschen und Laufgräben zurückzukommen und dann in dem verfluchten Meerbusen von Drontheim wie eine Katze zu ertrinken! — Mein armer Hund! Mein armer Freund! Du warst würdig, auf dem Schlachtfelde zu sterben wie ich."

„Tapferer Hauptmann," rief der Lieutenant, „wie könnt Ihr traurig bleiben? wir werden uns vielleicht morgen schlagen."

„Ja," sagte der alte Hauptmann verächtlich, „gegen kühne Feinde!"

„Wie, diese Räuber von Bergwerkern! Diese Teufel von Gebirgsbewohnern!"

„Steinhauer! Straßenräuber! Leute, die nicht einmal den Schweinskopf oder den Keil Gustav Adolph's in Schlachtordnung aufstellen können? Schönes Gesindel Angesichts eines Mannes wie ich, der alle Kriege in Pommern und Holstein, die Feldzüge in Skanien und Darlekarlien mitgemacht hat! der unter dem berühmten Ge-

neral Schack, unter dem tapfern Grafen Gyldenlöwe gefochten hat!...“

„Aber Ihr wißt nicht,“ fiel Randmer ein, „daß man diesen Banden einen furchtbaren Anführer gibt, einen Riesen, stark und wild, wie Goliath, einen Räuber, der nur Menschenblut trinkt, einen Dämon, der den ganzen Satan in sich trägt...“

„Wen denn?“ fragte der Andere.

„Ah, den berüchtigten Han von Island.“

„Brer! Ich wette, dieser furchtbare General weiß nicht einmal, wie man eine Muskete in vier Tempos, oder einen Karabiner nach Art der Kaiserlichen laden muß.“

Randmer lachte laut.

„Ja, lacht nur!“ fuhr der Hauptmann fort. „Es wäre wirklich sehr lustig, gute Säbel mit schlechten Steinhauen; edle Piken mit Mistgabeln sich kreuzen zu sehen! In der That, das sind würdige Feinde! Mein braver Drake hätte sich nicht herabgelassen, ihnen in das Bein zu beißen!“

Der Hauptmann fuhr fort, seinen Unwillen kräftig auszulassen, als er durch bie Ankunft eines Officiers unterbrochen wurde, der ganz athemlos auf sie zueilte.

„Hauptmann Lory! mein lieber Randmer!“

„Nun?“ riefen Beide zu gleicher Zeit.

„Meine Freunde... ich bin starr vor Schrecken!... Von Ahlefeld! der Lieutenant von Ahlefeld! der Sohn

des Großkanzlers! Ihr wißt, Herr von Randmer, jener Friedrich... so elegant, so fade!..."

„Ja," antwortete der Edelmann, „sehr elegant! Indessen war auf dem letzten Balle zu Charlottenburg meine Maske geschmackvoller als die seinige... — Aber was ist ihm denn begegnet?"

„Ich weiß, wen Ihr meint," sagte Lory zu gleicher Zeit: „es ist Friedrich von Ahlefeld, Lieutenant in der dritten Kompagnie, die blaue Umschläge hat. Er versieht seinen Dienst sehr nachläßig."

„Man wird nicht mehr darüber Klage führen, Hauptmann Lory."

„Wie?" sagte Randmer.

„Er liegt zu Walhstrom in Garnison," fuhr der alte Hauptmann kalt fort.

„Richtig," sagte der Andere: „der Obrist erhielt eben einen Boten... dieser arme Friedrich!"

„Aber was giebt es denn, Hauptmann Bollar? Ihr erschreckt mich."

Der alte Lory fuhr fort:

„Brer! der Geck wird beim Verlesen gefehlt hahaben, wie gewöhnlich; der Hauptmann hat sonach den Sohn des Großkanzlers in Gewahrsam geschickt; und das ist, ich wette darauf, das Unglück, das Euch das Gesicht verzerrt."

Bollar klopfte ihm auf die Schulter.

„Hauptmann Lory, der Lieutenant Ahlefeld ist bei ganz lebendigem Leibe gefressen worden.“

Die beiden Hauptleute sahen sich starr an und Randmer, der einen Augenblick überrascht war, brach plötzlich in ein lautes Gelächter aus.

„Ah, ah! Hauptmann Bollar! ich sehe, Ihr seid immer noch der lose Spaßvogel. Aber ich werde nicht so einfältig sein, das zu glauben, ich schwör' es Euch.“

Und der Lieutenant kreuzte die Arme und ließ sei-seiner ganzen Heiterkeit freien Lauf, indem er betheuerte: „am meisten ergötze ihn die Leichtgläubigkeit, mit welcher Lory die unterhaltenden Erfindungen Bollar's aufnehme. Die Geschichte,“ sagte er, „sei wirklich drollig, und es sei ein ganz ergötzlicher Gedanke, diesen Friedrich ganz roh auffressen zu lassen, der seine Haut mit einer so zarten und so lächerlichen Sorgfalt gepflegt habe.“

„Randmer,“ sagte Bollar ernst, „Ihr seid ein Narr. Ich sage Euch, Ahlefeld ist todt. Ich habe es vom Obristen: todt!“

„O, wie gut er seine Rolle spielt,“ rief Randmer immer lachend: „wie unterhaltend er ist!“

Bollar zuckte die Achseln und wandte sich zu dem alten Lory, der ihn kaltblütig um einige Einzelnheiten bat.

„Ja, wahrlich, mein lieber Hauptmann Bollar,“ setzte der nicht zu besänftigende Lacher hinzu, „erzählt uns doch, von wem dieser arme Teufel gefressen worden ist. Hat er das Frühstück eines Wolfs, das Vieruhr-

essen eines Büffels, oder das Nachtessen eines Bären abgegeben?“

„Der Obrist,“ sagte Bollar, „erhielt eben auf dem Wege eine Botschaft, die ihn ernstlich benachrichtigt, daß die Garnison von Walhstrom vor einer bedeutenden Schaar Aufwiegler sich auf uns zurückzieht...“

Der alte Lory zog die Stirne in Runzeln.

„Dann,“ fuhr Bollar fort, „daß Lieutenant Friedrich von Ahlefeld, der vor drei Tagen in der Nähe der Ruine von Arbar auf die Jagd gegangen war, dort einem Ungeheuer begegnete, das ihn in seine Höhle schleppte und fraß.“

Lieutenant Randmer verdoppelte hier seine heiteren Ausrufungen:

„Oh, oh! wie der gute Lory hier an die Kindermärchen glaubt! Ganz recht, bleibt nur ernsthaft, mein lieber Bollar; Ihr seid bewundernswerth schnackisch. Aber Ihr werdet uns nicht sagen, welches dieses Ungeheuer, dieser Wehrwolf, dieser Vampyr ist, von welchem der Lieutenant wie ein sechstägiges Zicklein entführt worden ist?“

„Euch werde ich es nicht sagen,“ murmelte Bollar ungeduldig; „aber ich werde es Lory sagen, der nicht thörig ungläubig ist. — Mein lieber Lory, das Ungeheuer, das Friedrichs Blut getrunken hat, ist Han von Island.“

„Der Obrist der Räuber!“ rief der alte Officier.

„Wohlan, mein braver Lory," sagte der Spötter Randmer, „braucht man das kaiserliche Exerciren zu verstehen, wenn man mit seinen Kinnladen so gut manövriren kann?"

„Baron Randmer," sagte Bollar, „Ihr habt denselben Charakter, wie Ahlefeld; gebt acht, daß Ihr nicht dasselbe Schicksal habt."

„Ich betheure," rief der junge Mann, „das Unterhaltendste dabei für mich ist stets der unerschütterliche Ernst des Hauptmanns Bollar."

„Und ich betheure," antwortete dieser, „daß das Schrecklichste für mich diese unerschöpfliche Heiterkeit des Lieutenants Randmer ist."

In diesem Augenblicke näherte sich den Sprechenden eine Gruppe von Officieren, welche sich lebhaft mit einander zu unterhalten schienen.

„Ah, potz Blitz," rief Randmer, „ich muß sie mit der Erfindung Bollar's unterhalten. — Kameraden," setzte er hinzu, indem er auf sie zuging: „wißt Ihr es noch nicht? der arme Friedrich von Ahlefeld ist ganz lebendig von dem barbarischen Han von Island anfgespeißt worden!"

Er konnte, als er diese Worte vollendet hatte, ein lautes Gelächter nicht unterdrücken, das von den neu Hinzugetretenen, zu seinem großen Erstaunen, beinahe mit lautem Unwillen aufgenommen wurde.

„Wie? Ihr lacht? — Ich glaubte nicht, daß Rand-

mer eine ähnliche Nachricht auf diese Weise wiederholen würde! — Ueber ein solches Unglück zu lachen!“

„Was?“ sagte Randmer verblüfft, „wär' es denn wahr?“

„Ei, Ihr selbst erzählt es uns ja,“ rief man ihm von allen Seiten zu: „Setzt Ihr keinen Glauben in Eure Worte?“

„Aber ich hielt es für einen Scherz von Bollar... —“

Ein alter Officier nahm das Wort.

„Der Scherz wäre von schlechtem Geschmacke gewesen; es ist aber leider kein Scherz. Der Baron Vothaun, unser Obrist, hat eben diese traurige Nachricht erhalten.“

„Ein scheusliches Begebniß! ein fürchterliches Ende!“ riefen eine Menge Stimmen.

„Wir werden also,“ rief der Eine, „Wölfe und Bären mit menschlichem Antlitz zu bekämpfen haben!“

„Wir werden,“ sagte der Andere, „Büchsenschüsse erhalten, ohne zu wissen, woher sie kommen; wir werden einzeln getödtet werden, wie alte Fasanen in einem Vogelhaus.“

„Dieser Tod des von Ahlefeld,“ rief Bollar mit feierlicher Stimme, „flößt Schauer ein. Unser Regiment ist unglücklich. Der Tod Dispolsens, der jener armen Soldaten, die man zu Cascadthymore gefunden hat, der Ahlefeld's — dies sind drei tragische Fälle in sehr kurzer Zeit.“

Der junge Baron Randmer, der stumm geblieben war, erwachte aus seinem Sinnen:

„Es ist unglaublich!“ sagte er: „dieser Friedrich, der so gut tanzte!“

Und nach dieser tiefen Betrachtung verfiel er wieder in sein Schweigen, während der Hauptmann Lory betheuerte: der Tod des jungen Lieutenants thue ihm sehr leid, und dem zweiten Arkebusier, Toric Belfast, bemerklich machte, das Kupfer seines Bandoliers sei weniger glänzend als gewöhnlich.

## Einunddreißigstes Kapitel.

Wenn aber dies alles eine gemeine Komödie wäre? wenn er dessen, was ich für ihn thun will, nicht würdig wäre?

Lessing.

Stille, Sieh! da steigt ja jemand
Auf 'ner Leiter von der Höh', . . .
— Ja,
Ein Spion ist's.
. . . . . . . . . . . . . . . . .
Könnte doch der Himmel mir
Keine größ're Gunst erzeigen,
Als die, mich Euch ganz zu weihen.
Nennt' mich Euer. — Aber sagt mir,
Wem gehöret dieses Heer?
— Barcelona's Grafen.
— Welchem Grafen?
. . . . . . . . . . . . . . . . .
Nun was gibts?
Hier, General,
Ein Spion des Feindes!
Woher
Kömmst du?
Ich . . . ich kam . . . Ja,
Nimmer dacht' ich das zu finden,
Was ich finde, das zu sehen,
Was ich sehe.

Lope de Vega, La fuerza lastimosa.

Es ist, nach dem Verschwinden der Sonne, in dem Anblick einer kahlen, nackten Gegend etwas Düsteres

und Trostloses, wenn man allein ist, und über die knitternden dürren Strohstümmel beim eintönigen Gesang der Heuschreckengrille dahin wandert und große, unförmliche Wolken sich langsam über dem Horizont lagern sieht, wie die Leichen von Phantomen.

Der Art war der Eindruck, welcher sich Ordener's traurigen Gedanken am Abend nach seinem erfolglosen Zusammentreffen mit dem Isländischen Räuber beigesellte. Er hatte, über dessen plötzliches Verschwinden einen Augenblick verblüfft, ihm sogleich folgen wollen; er verirrte sich aber auf der Heide und wanderte den ganzen Tag in stets unbebauteren und wildern Gegenden umher, ohne die Spur eines Menschen anzutreffen. Mit der sinkenden Sonne gelangte er in eine ausgedehnte Ebene, welche ihm von allen Seiten nur einen gleichen, runden Horizont darbot, wo nichts dem jungen, durch Ermüdung und Mangel entkräfteten Manne eine Zuflucht versprach.

Ja, wären diese körperlichen Leiden nicht durch die Schmerzen seiner Seele erhöht worden! Aber alles war ja geendigt! er hatte das Ziel seiner Reise erreicht, ohne deren Zweck zu erfüllen. Es blieben ihm nicht einmal mehr jene eiteln Täuschungen der Hoffnung, welche ihn verleitet hatten, den Räuber zu verfolgen; und jetzt, da nichts mehr sein Herz aufrecht erhielt, stürmten tausend entmuthigende Gedanken, welche gestern keinen Raum darin gefunden hatten, auf ihn ein. Was sollte

er beginnen? Wie konnte er zu Schumacher zurückkehren, ohne ihm Ethel's Heil mitzubringen? Wie schrecklich war das Unglück, das die Habhaftwerdung des unseligen Kästchens hätte verhüten können! Und seine Verbindung mit Ulrike von Ahlefeld! Wenn er wenigstens seine Ethel ihrer unwürdigen Gefangenschaft entreissen, mit ihr fliehen und sein Glück in eine ferne Verbannung mitnehmen könnte! . . . —

Er hüllte sich in seinen Mantel und legte sich auf die Erde. Der Himmel war schwarz; ein gewitterhafter Schein brach manchmal durch die Wolken, wie durch einen Trauerschleier und verschwand; ein kalter Wind wehte über die Ebene. Der junge Mann dachte kaum an diese Anzeigen eines heftigen nahen Sturmes; hätte er übrigens auch ein Obdach gefunden, wo er dem Sturm entfliehen und von seinen Mühseligkeiten ausruhen konnte, — hätte er auch ein Obdach gefunden, wo er seinem Unglück entfliehen und von seinen Gedanken ausruhen konnte?

Plötzlich trafen wirre Laute von menschlichen Stimmen sein Ohr. Erstaunt richtete er sich auf seinen Ellbogen auf und bemerkte in geringer Entfernung vor ihm Gestalten wie Schatten sich in der Dunkelheit bewegen. Er schaute genau hin; ein Licht glänzte inmitten der geheimnißvollen Gruppe, und Ordener sah mit einem leicht begreiflichen Erstaunen alle diese phantasmagori-

schen Gestalten nach und nach in die Erde versinken. — Alles verschwand.

Ordener war über den Aberglauben seiner Zeit und seines Landes erhaben. Sein ernster, reifer Geist wußte nichts von jener eiteln Leichtgläubigkeit, jenen seltsamen Schrecken, welche die Kindheit der Völker nicht minder wie die Kindheit der Menschen quälen. Es war indessen in dieser sonderbaren Erscheinung etwas, das ihm ein religiöses Mistrauen gegen seine Vernunft einflößte; denn Niemand weiß, ob die Geister der Todten nicht zuweilen auf die Erde zurückkehren.

Er erhob sich, machte ein Kreuzzeichen und wandte sich zu dem Orte, wo die Erscheinung verschwunden war. Dicke Regentropfen begannen zu fallen und sein Mantel blähte sich wie ein Schleier und die Feder seines Hutes schlug ihm, vom Winde getrieben, in das Gesicht.

Er blieb plötzlich stehen. — Ein Blitz zeigte ihm zu seinen Füßen, eine Art großen, runden Schachts, in welchen er ohne das wohlthätige Licht des Gewitters unfehlbar gestürzt wär. Er näherte sich dem Schlunde. Ein irres Licht glänzte da in gräßlicher Tiefe und verbreitete einen röthlichen Schein über das innere Ende dieses unermeßlichen, in die Eingeweide der Erde gegrabenen Cylinders. Dieser Strahl, der ein magisches, von den Gnomen angezündetes Feuer zu sein schien, vermehrte gewissermaßen die nicht zu ermessende Aus-

dehnung der Finsterniß, welche das Auge durchwandern mußte, ehe es zu ihm gelangte.

Der unerschrockene junge Mann neigte sich über die Tiefe und lauschte. Ein fernes Geräusch von Stimmen erreichte sein Ohr. Er zweifelte nicht mehr, daß die Wesen, welche vor seinen Augen so seltsam erschienen und verschwunden waren, sich in diesen Abgrund versenkt hatten, und fühlte eine unüberwindliche Begierde, (weil ohne Zweifel seine Bestimmung es so wollte) ihnen dorthin nachzusteigen, sollte er auch Gespenstern in einer der Oeffnungen der Hölle folgen. Der Sturm erhob sich übrigens wüthend und dieser Schlund bot ihm Schutz gegen denselben. Aber wie hinab kommen? welchen Weg hatten die, welchen er folgen wollte, wenn sie keine Schattenbilder waren, genommen? — Ein zweiter Blitz kam ihm zu Hülfe und zeigte ihm zu seinen Füßen das obere Ende einer Leiter, welche in die Tiefe des Schachts hinab ging. Es war ein starker senkrechter Balken, durch welchen von Strecke zu Strecke kurze Eisenstangen wagerecht gingen, die bestimmt waren, die Hände und Füße derer aufzunehmen, welche so kühn waren, sich in diesen Abgrund zu wagen.

Ordener schwankte nicht. Er hängte sich kühn an die fürchterliche Leiter und stieg in den Abgrund hinab, ohne auch nur zu wissen, ob sie ihn bis zur Tiefe führe, ohne zu denken, daß er die Sonne vielleicht nicht mehr sehen werde. Bald unterschied er in der Dunkelheit,

welche sein Haupt umgab, den Himmel nur noch an den bläulichen Blitzen, welche ihn häufig erhellten. Bald erreichte der starke Regen, der auf die Oberfläche der Erde niederschoß, ihn nur noch als ein feiner, dunstiger Thau. Bald verlor sich der Wirbel des Windes, der sich ungestümm in dem Schacht verfing, über ihm in ein langgehaltenes Pfeifen. Er stieg nieder; er stieg immer nieder; und kaum schien er dem unterirdischen Lichte näher zu kommen. Er setzte seinen Weg fort, ohne den Muth zu verlieren, nur hütete er sich, in die Tiefe zu blicken, aus Furcht, er möchte durch einen Schwindel hinab gestürzt werden.

Indessen ließen ihn der stets seltner werdende Luftzug, das stets deutlichere Geräusch der Stimmen und der purpurne Widerstrahl, welcher die runde Wand des Schachts zu erleuchten begann, endlich gewahren, daß er dem Boden nicht mehr fern sei. Er stieg noch einige Stufen hinab und sein Auge konnte unten an der Leiter deutlich den Eingang in ein unterirdisches Gewölbe bemerken, das durch zitternde, röthliche Strahlen erleuchtet war, während sein staunendes Ohr Worte hörte, die seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen.

„Kennybol kömmt nicht,“ sagte eine Stimme mit dem Tone der Ungeduld.

„Was kann ihn zurückhalten?“ fragte dieselbe Stimme nach einem augenblicklichen Schweigen.

„Wir wissen es nicht, Herr Hacket,“ antworteee man.

„Er mußte bei seiner Schwester Maase Braal im Dorfe Sucb wohnen,“ setzte eine andere Stimme hinzu.

„Ihr seht,“ begann die erste wieder, „ich erfülle alle meine Verpflichtungen. . . . Ich wollte Euch Han von Island als Befehlshaber zuführen; ich führ ihn Euch zu.“

Ein Murmeln, dessen Bedeutung schwer zu errathen war, antwortete auf diese Worte. Ordener's Neugierde, welche schon durch den Namen dieses Kennybol's erregt worden war, der ihm am vorigen Abend so viele Ueberraschung bereitet hatte, verdoppelte sich bei dem Namen Han's von Island.

Dieselbe Stimme fuhr fort:

„Meine Freunde, Jonas, Norbith, was liegt daran, wenn Kennybol zögert? wir sind zahlreich genug, um nichts zu fürchten; habt Ihr Eure Fahnen in den Ruinen von Crag gefunden?“

„Ja, Herr Hacket,“ antworteten mehre Stimmen.

„Wohlan, erhebt das Panier, es ist Zeit. Hier ist Gold; hier ist Euer unüberwindlicher Anführer. Muth! Brecht auf, den edeln Schumacher, den unglücklichen Grafen von Greifenfeld zu befreien.“

„Schumacher lebe! Er lebe!“ wiederholten eine Menge Stimmen und Schumacher's Name verbreitete sich von Widerhall zu Widerhall in den Krümmungen der unterirdischen Gewölbe.

Ordener, der von einer Neugierde zur andern, von einem Erstaunen zum andern überging, lauschte fast

athemlos. Er konnte, was er hörte, weder glauben, noch begreifen. Schumacher dem Kennybol, dem Han von Island beigesellt! Was war dies für ein finsteres Schauspiel, von welchem er, ein unerkannter Zuschauer, eine Scene vor Augen hatte? Wessen Leben vertheidigte man? Um wessen Kopf ging es?"

„Hört," sagte dieselbe Stimme wieder, „Ihr seht den Freund, den Vertrauten des edeln Grafen von Greifenfeld . . . ."

Ordener hörte diese Stimme zum ersten Male. Sie fuhr fort:

„Schenkt mir Euer Vertrauen, wie er mir das seinige schenkt. Freunde, alles ist Euch günstig; Ihr werdet nach Drontheim kommen, ohne auf einen Feind zu stoßen."

„Herr Hacket," fiel eine Stimme ein, „laßt uns aufbrechen. Peters hat, wie er mir sagte, in den Engpässen das ganze Regiment von Munkholm gegen uns heranziehen sehen."

„Er hat Euch getäuscht," antwortete der Andere mit dem Tone des Ansehens. „Die Regierung weiß von Euerm Aufstande noch nichts und ihre Sicherheit ist so groß, daß derjenige, welcher Eure gerechten Beschwerden zurückgewiesen hat, Euer Unterdrücker, der Unterdrücker des edeln, unglücklichen Schumacher, der General Levin von Knud, Drontheim verlassen hat, um sich in die Hauptstadt zu begeben und den Festlichkeiten der be-

rühmten Heirath seines Zöglings Ordener Gyldenlöwe's mit Ulrike von Ahlefeld beizuwohnen."

Man denke sich Ordener's Erregung. In dieser wilden, öden Gegend, unter diesem geheimnißvollen Gewölbe hört er von Unbekannten alle Namen, welche seine Theilnahme ansprechen und selbst den seinigen nennen! Ein furchtbarer Zweifel erhob sich in seiner Seele. Sollte es wahr seyn? war dies wirklich ein Abgesandter des Greifenfeld, dessen Stimme er gehört hat? Wie? Schumacher, dieser ehrwürdige Greis, der edle Vater seiner edeln Ethel, empörte sich gegen seinen König, besoldete Räuber, fachte einen Bürgerkrieg an? Und für diesen Heuchler, für diesen Rebellen hatte er, der Sohn des Vicekönigs von Norwegen, der Zögling des Generals Levin, seine Zukunft gefährdet, sein Leben preisgegeben? für ihn suchte und bekämpfte er diesen Isländischen Räuber, mit welchem Schumacher im Einverstädniß zu sein schien, da er ihn an die Spitze dieser Meuchelmörder stellte? Wer weiß sogar, ob nicht jenes Kästchen, um dessenwillen er Ordener im Begriffe war sein Blut hinzugeben, einige der unwürdigen Geheimnisse dieses häßlichen Komplots enthielten? Oder hätte der rachsüchtige Gefangene von Munkholm ihn nicht vielleicht zum Besten gehabt? Vielleicht hatte er seinen Namen entdeckt; vielleicht — und wie unendlich schmerzlich war dieser Gedanke für den großmüthigen jungen Mann — vielleicht hatte er, indem er ihn zu dieser unglücklichen Reise ver-

mochte, nur den Untergang des Sohns eines Feindes gewünscht? . . . .

Ach, wenn man den Namen eines Unglücklichen lange in Ehrfurcht und Liebe im Herzen trug; wenn man in der Stille der Brust seinem Unglück eine unverbrüchliche Anhänglichkeit geschworen hat, ist es ein sehr bitterer Augenblick, in welchem man seinen Lohn des Undanks empfängt, in welchem man fühlt, daß man von dem Edelmuth geheilt ist, und dem so reinen und so süßen Glück der Hingebung entsagen muß. In einem Augenblicke bricht das traurigste Alter über Einen herein — man ist alt durch Erfahrungen geworden und hat die schönste Täuschung des Lebens verloren, das nichts schönes hat als die Täuschungen.

Der Art waren die trostlosen Gedanken, welche sich verwirrt in Ordener's Seele drängten. Der edle junge Mann wäre gern in diesem unseligen Augenblicke gestorben; es war ihm, als wenn die ganze Glückseligkeit seines Lebens von ihm wiche. Wohl waren in den Behauptungen dessen, der als Greifenfeld's Abgeordneter redete, Dinge, welche ihm lügnerisch oder zweifelhaft schienen; da sie aber nur bestimmt waren, unglückliche Landleute zu hintergehen, war Schumacher dadurch in seinen Augen nur um so schuldiger: und dieser Schumacher war der Vater seiner Ethel!

Diese Gedanken regten sein Herz um so gewaltsamer auf, als sie alle zumal davon Besitz nahmen. Er

schwankte auf den Stäben, die ihn hielten und fuhr fort zuzuhören; denn man erwartet manchmal mit einer unerklärlichen Ungeduld und einer furchtbaren Gierigkeit ein Unglück, das man am meisten fürchtet.

„Ja," fuhr die Stimme des Abgesandten fort, „der furchtbare Han von Island ist Euer Anführer. Wer wird es wagen, Euch zu bekämpfen? — Eure Sache ist die Eurer Frauen, Eurer Kinder, die auf eine unwürdige Weise ihres Erbes beraubt worden, eines edeln Unglücklichen, der seit zwanzig Jahren ungerecht in einem schmachvollen Gefängniß schmachtet. Auf! Schumacher und die Freiheit harren Eurer! Krieg den Tyrannen!"

„Krieg!" wiederholten tausend Stimmen und man hörte in den Versenkungen des unterirdischen Gewölbes ein langes Waffengeräusch sich in die rauhen Töne des Berghorns mischen.

„Haltet an!" rief Ordener.

Er war den übrigen Theil der Leiter eilig niedergestiegen. Der Gedanke, Schumacher ein Verbrecher, und seinem Vaterlande so viel Unheil zu ersparen, hatte sich gebieterisch seines ganzen Wesens bemächtigt. Aber im Augenblicke, in welchem er die Schwelle des unterirdischen Gewölbes betrat, nahm die Furcht, durch unkluge Auseinandersetzungen den Vater seiner Ethel und vielleicht seine Ethel selbst unglücklich zu machen, die Stelle jedes andern Gefühls in ihm ein, und er stand da, bleich und einen erstaunten Blick auf das seltsame Gemälde werfend, das sich seinen Augen darbot.

Der Raum glich einem ausgedehnten öffentlichen Platze in einer unterirdischen Stadt, dessen Grenzen sich hinter einer Menge Pfeilern verloren, welche die Gewölbe trugen. Diese Pfeiler glänzten wie Kristalsäulen im Lichte von tausend Fackeln, welche eine Menge seltsam bewaffneter und in den Tiefen des Platzes unordentlich vertheilter Männer trugen. Man hätte beim Anblick aller dieser grell beleuchteten Punkte und aller dieser schrecklichen Gestalten, die in dem Dunkel umherirrten, eine jener fabelhaften, in den alten Chroniken erwähnten Zusammenkünfte von Hexenmeistern und bösen Geistern denken können, welche Sterne statt der Fackeln trugen und in der Nacht die alten Wälder und verfallenen Schlösser beleuchteten.

Ein langes Geschrei erhob sich! „Ein Fremder! Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!“

Hundert Arme waren schon über Ordener erhoben. Er fuhr mit der Hand an seine Seite, um seinen Säbel zu suchen .... — Edler junger Mann! in seinem hochsinnigen Aufschwung hatte er vergessen, daß er allein und entwaffnet war.

„Wartet! wartet!“ rief eine Stimme, die Stimme dessen, in welchem Ordener den Abgesandten Schumachers sah. Es war ein kleiner, dicker, schwarz gekleideter Mann mit heiterm, falschem Blick. Er ging auf Ordener zu.

„Wer seid Ihr?“ fragte er ihn.

Ordener antwortete nicht; er sah sich von allen Seiten festgehalten und es war kein Fleckchen auf seiner Brust, auf das nicht die Spitze einer Klinge oder die Mündung einer Pistole gesetzt gewesen wäre.

„Hast du vielleicht Furcht?“ fragte der kleine Mann mit einem Lächeln.

„Wenn deine Hand statt dieser Klingen auf meinem Herzen wäre,“ sagte der junge Mann kalt, „so würdest du sehen, daß es nicht schneller schlägt, als das deinige, vorausgesetzt, daß du eines hast.“

„Ah, ah!“ sagte der kleine Mann, „er spielt den Stolzen? Wohlan, er sterbe!“

Und er wandte ihm den Rücken.

„Gieb mir den Tod,“ erwiderte Ordener; „das ist alles, was ich dir schuldig sein will.“

„Einen Augenblick, Herr Hacket!“ sagte ein Greis mit buschigem Barte, der sich auf eine lange Muskete stüzte. „Ihr seid hier bei mir, und ich habe allein das Recht, diesen Christen zu den Todten zu schicken, um ihnen zu erzählen, was er hier gesehen hat.“

Herr Hacket begann zu lachen: — „Bei meiner Treu, lieber Jonas, wie's Euch beliebt. Mir liegt wenig daran, ob dieser Spion von Euch gerichtet werde, sofern er nur verurtheilt wird.“

Der Greis wandte sich zu Ordener:

„Nun, sag' uns, wer du bist, der du so verwegen zu wissen wünschtest, wer wir wären?“

Ordener schwieg fortwährend. Von fremden Anhängern jenes Schumachers umringt, für welchen er so gern sein Blut hingegeben hätte, fühlte er in diesem Augenblick nur eine unendliche Begierde zu sterben.

„Seiner Edeln beliebt es nicht zu antworten,“ sagte der Greis. „Wenn der Fuchs gefangen ist, schreit er nicht mehr. Tödtet ihn.“

„Mein braver Jonas,“ begann Hacket wieder, „der Tod dieses jungen Mannes sei die erste That, die Han von Island unter uns verübt.“

„Ja, ja!“ riefen eine Menge Stimmen. Das Auge des erstaunten, aber immer unerschrockenen Ordeners suchte diesen Han von Island, mit welchem er an demselben Morgen erst so tapfer um sein Leben gekämpft hatte, und sah mit erhöhterm Erstaunen einen Mann von kolossalem Wuchse, in die Tracht der Bergbewohner gekleidet, auf sich zukommen. Dieser Riese heftete einen gräßlich dummen Blick auf Ordener und forderte eine Axt.

„Du bist nicht Han von Island,“ sagte Ordener mit Kraft.

„Er sterbe! er sterbe!“ rief Hacket mit wüthender Stimme.

Ordener sah, daß er sterben müsse. Er griff in seine Brust, um die Locke seiner Ethel herauszuholen und einen letzten Kuß darauf zu drücken. Bei dieser Bewegung fiel ein Blatt aus seinem Gürtel.

„Was für ein Blatt ist dies?“ sagte Hacket. „Norbith, nehmt dieses Blatt.“

Dieser Norbith war ein junger Mann, dessen schwarzes, hartes Gesicht einen edeln Ausdruck hatte. Er hob das Blatt und entfaltete es.

„Großer Gott!“ rief er, „es ist der Schutzbrief meines armen Freundes Christophorus Nedlam, dieses unglücklichen Kamraden, welchen sie, es sind noch nicht acht Tage, auf dem öffentlichen Platze zu Skongen als Falschmünzer hingerichtet haben. —“

„Wohlan,“ sagte Hacket, mit dem Tone getäuschter Erwartung, „behaltet dieses Blatt. Ich hielt es für wichtiger. Ihr, mein lieber Han von Island, fertigt diesen Mann ab.“

Der junge Norbith stellte sich vor Ordener und rief:

„Dieser Mann ist unter meinem Schutze. Mein Haupt wird eher fallen, als ein Haar von dem seinigen fällt. Ich werde nicht zugeben, daß der Geleitsbrief meines Freundes Christophorus Nedlam gebrochen werde.“

Der so wunderbar beschützte Ordener senkte sein Haupt in Demuth, denn er erinnerte sich noch, wie wegwerfend er in seinem Herzen den rührenden Wunsch des Almoseniers Athanasius Münder aufgenommen hatte: „Möge das Geschenk des Sterbenden eine Wohlthat für den Reisenden werden.“

„Bah! bah!“ sagte Hacket, „Ihr bringt ja Thorheiten vor. Dieser Mann ist ein Spion und muß sterben.“

„Gebt mir eine Axt,“ wiederholte der Riese.

„Er wird nicht sterben,“ rief Norbith. „Was würde der Geist meines armen Nedlam sagen, den sie schändlich gehenkt haben? Ich versichere euch, er wird nicht sterben, denn Nedlam will nicht, daß er stirbt.“

„In der That,“ sagte der alte Jonas, „Norbith hat Recht. Wie könnt Ihr den Tod dieses Fremdlings wollen, Herr Hacket? er hat den Geleitsbrief des Christophorus Nedlam!“

„Aber er ist ein Spion, er ist ein Spion!“ rief Hacket.

Der Greis stellte sich neben den jungen Mann, vor Ordener, und beide sagten sehr ernst:

„Er hat den Geleitsbrief des Christophorus Nedlam, der zu Skongen gehenkt worden ist.“

Hacket sah, daß er nachgeben mußte; denn alle andere begannen zu murren, indem sie sagten, der Fremde dürfe nicht sterben, da er den Geleitsbrief Nedlams des Falschmünzers habe.

„Wohlan,“ sagte er zwischen den Zähnen mit in sich verschlossener Wuth, „so lebe er denn! Uebrigens ist es eure Sache!“

„Und wenn er der Teufel wäre, würde ich ihn nicht tödten,“ sagte Norbith triumphirend.

Bei diesen Worten wandte er sich zu Ordener.

„Höre,“ fuhr er fort, „du mußt ein guter Kamrad

sein, da du den Geleitsbrief meines armen Freundes Nedlam hast. Wir sind die königlichen Bergwerker. Wir erheben uns, damit man uns von der Vormundschaft befreie. Herr Hacket, den du hier siehst, sagt, wir ergriffen die Waffen für einen gewissen Graf Schumacher; aber ich kenne ihn nicht. Fremdling, unsere Sache ist gerecht. Höre und antworte mir, wie du deinem heiligen Schutzpatron antworten würdest. Willst du uns angehören?"

Ein Gedanke zuckte durch Ordeners Kopf.

„Ja," antwortete er.

Norbith bot ihm einen Säbel, den er schweigend annahm.

„Bruder," sagte der junge Anführer, „wenn du uns verrathen willst, wirst du damit beginnen, daß du mich tödtest."

In diesem Augenblicke hallte der Lärm des Horns unter den Gewölbskrümmungen des Bergwerks wider und man hörte ferne Stimmen sagen: „da kömmt Kennybol!"

## Zweiunddreißigstes Kapitel.

In dem Haupt hegt er Gedanken,
Die bis zu dem Himmel reichen.
Spanische Romanzen.

Die Seele hat manchmal rasche Eingebungen, plötzliche Lichtblicke, deren Ausdehnung, deren Tiefe ein ganzes Buch voll Gedanken und Betrachtungen eben so wenig ausdrücken und ergründen würde, als das Licht von tausend Fackeln dem unermeßlichen raschen Glanze des Blitzes gleichkömmt.

Man wird es daher nicht versuchen, hier den mächtigen geheimen Antrieb auseinanderzusetzen, welcher auf den Vorschlag des jungen Norbith den edeln Sohn des Vicekönigs von Norwegen unter Banditen schleuderte, die sich eines Geächteten wegen empörten. Es war ohne Zweifel zumal eine hochherzige Begierde, um jeden Preis diese in Dunkel gehüllte Begebenheit zu ergründen, mit einem bittern Ueberdruß am Leben, einer gleichgültigen Verzweiflung an der Zukunft gemischt; vielleicht ein geheimer Zweifel an der Straffälligkeit Schumachers, welcher ihm alles das, was die verschiedenen Vorgänge Falsches und Zweideutiges an sich hatten, ein unbekann-

ter Instinkt der Wahrheit, und vorzüglich seine Liebe zu Ethel einflößte. Endlich war es gewiß eine innere Ahnung des Guten, was ein hellblickender Freund Schumachers inmitten seiner blinden Anhänger ihm erzeigen könnte.

---

## Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ist das der Anführer? Seine Blicke erschrecken mich, ich wage es nicht, mit ihm zu sprechen.

Maturin, Bertram.

Auf den Ruf, der den berühmten Jäger Kennybol ankündigte, eilte Hacket ihm schleunig entgegen, indem er Ordener bei den zwei andern Anführern ließ.

„Da seid Ihr ja endlich, mein lieber Kennybol! Laßt mich Euch Euerm furchtbaren Befehlshaber, Han von Island, vorstellen!“

Bei diesem Namen wich Kennybol, der bleich, keichend, mit emporgesträubtem Haar, das Gesicht mit Schweiß bedeckt, die Hände mit Blut gefärbt, anlangte, drei Schritte zurück.

„Han von Island!“

„Ha,“ sagte Hacket, „beruhigt Euch. Er kömmt,

um Euch zu unterstützen. Seht in ihm nur einen Freund, einen Kamraden . . .“

Kennybol hörte ihn nicht.

„Han von Island hier?“ wiederholte er.

„Nun ja,“ sagte Hacket, indem er ein zweideutiges Lächeln unterdrückte; „beschwichtigt den Schrecken, den sein Name . . .“

„Wie?“ unterbrach ihn der Jäger zum drittenmal, „Ihr sagt mir — Han von Island sei in diesem Bergwerk?“

Hacket wandte sich zu denen, welche ihn umgaben: „Ist unser tapferer Kennybol vielleicht toll geworden?“ Dann wandte er sich zu Kennybol: — „Ich sehe wohl, die Furcht vor Han von Island ist an Euerm langen Ausbleiben schuld.“

Kennybol hob die Hand zum Himmel: — „Bei Etheldera, der heiligen norwegischen Blutzeugin, nicht die Furcht vor Han von Island, Herr Hacket, sondern Han von Island selbst hat mich, ich schwöre es, abgehalten, früher hier einzutreffen.“

Diese Worte veranlaßten ein Gemurmel des Staunens bei der Menge der Gebirgsbewohner und Bergwerker, welche die zwei Sprechenden umgaben, und umzogen Hackets Stirne mit derselben Wolke, welche einen Augenblick früher den Anblick und die Rettung Ordeners dort hervorgerufen hatten.

„Wie? was sagt Ihr?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Ich sage, Herr Hacket, daß ich ohne Euern verfluchten isländischen Han vor dem ersten Ruf der Nachteule hier gewesen wäre.“

„In der That! Was hat er Euch denn gethan?“

„O, fragt mich nicht! Nur soll mein Bart in einer Nacht weiß werden, wie der Pelz eines Hermelins, wenn man mich mein ganzes Leben, da es doch wahr ist, daß ich noch lebe, wieder auf der Jagd nach einem weißen Bären ertappt!“

„Wart Ihr vielleicht in Gefahr, von einem Bären gefressen zu werden?“

Kennybol zuckte, als Zeichen der Verachtung, die Achseln.

„Ein Bär! das ist wohl ein furchtbarer Gegner! Kennybol von einem Bären gefressen! für wen haltet Ihr mich, Herr Hacket?“

„Ach, verzeiht. Ich wollte nur wissen . . . “

„Wenn Ihr wüßtet, was mir begegnet ist, mein wackerer Herr,“ fiel der alte Jäger mit gedämpfter Stimme ein, „so wiederholtet Ihr mir nicht, Han von Island sei hier.“

Hacket schien von neuem einen Augenblick außer Fassung zu kommen. Er hielt Kennybol lebhaft am Arme fest, als fürchtete er, er möchte dem Punkte in dem unterirdischen Gewölbe näher kommen, wo man über den Köpfen der Bergwerker den ungeheuren Kopf des Riesen bemerkte.

„Mein lieber Kennybol,“ sagte er mit fast feierlicher Stimme, „ich bitte Euch, erzählt mir, was Euer Ausbleiben veranlaßt hat. Ihr fühlt, daß in dem jetzigen Augenblicke alles von der größten Wichtigkeit werden kann.“

„Das ist wahr,“ sagte Kennybol nach einem augenblicklichen Nachsinnen.

Nun erzählte er, auf das wiederholte Bitten Hackets, wie er an demselben Morgen, von sechs Gefährten unterstützt, einen weißen Bären bis in die Umgebungen der Grotte von Walderhog verfolgt habe, ohne in der Hitze der Jagd zu gewahren, daß er diesem schrecklichen Ort so nahe wäre; wie die Klagetöne des argbedrängten Bären einen kleinen Mann, ein Ungeheuer, einen Teufel herbeigeführt hätten, welcher mit einer steinernen Axt bewaffnet, sich zur Vertheidigung des Bären auf sie stürzte. Die Erscheinung dieser Art Teufels, der kein anderer als Han der isländische böse Geist gewesen sein könne, habe sie alle sieben mit Schrecken erfüllt; kurz, seine sechs unglücklichen Gefährten seien die Opfer der zwei Ungeheuer geworden und er, Kennybol, danke seine Rettung nur einer eiligen Flucht, in welcher ihn nichts aufgehalten habe, Dank seiner Geschwindigkeit, der Ermüdung Han's von Island und vor allem, dem Schutze des frommen Schutzpatrons der Jäger, des heiligen Sylvesters. — „Ihr seht, Herr Hacket,“ sagte er, indem er seinen Bericht schloß, der noch von seinem Schrecken zeugte und mit allen rednerischen Figuren der

Berge geschmückt war, — „Ihr seht, daß, wenn ich spät komme, die Schuld mir nicht zuzuschreiben, und daß es unmöglich ist, daß dieser isländische Teufel, den ich diesen Morgen bei seinem Bären ließ, wo sie wüthend über die Leichen meiner sechs armen Gefährten auf der Heide von Walderhog herfielen, jetzt als Freund auf unserm Sammelplatz in diesem Bergwerke von Apsyl-Corh sei. Ich betheure Euch, es kann nicht sein. Ich kenne ihn jetzt, diesen eingefleischten Teufel; ich habe ihn gesehen!“

Hacket, der alles aufmerksam angehört hatte, nahm das Wort und sagte mit ernster Stimme:

„Mein wackerer Freund Kennybol, wenn Ihr von Han von Island oder von der Hölle redet, so haltet nichts für unmöglich. Ich wußte alles, was Ihr mir eben gesagt habt . . .“

Der Ausdruck des höchsten Staunens und der naivsten Leichtgläubigkeit malte sich in den wilden Zügen des alten Jägers aus den Kole-Bergen. — „Wie?“ stammelte er.

„Ja,“ fuhr Hacket fort, auf dessen Gesicht ein besserer Beobachter vielleicht etwas Triumphirendes und Sardonisches entdeckt hätte, — „ja, ich wußte alles, das jedoch ausgenommen, daß Ihr der Held dieses traurigen Abenteuers gewesen. Han von Island hatte mir, als er mir hierher folgte, alles erzählt.“

„Wahrhaftig?“ sagte Kennybol und sein auf Hacket

gerichteter Blick nahm den Ausdruck der Furcht und der Achtung an.

Hacket fuhr mit derselben Kaltblütigkeit fort:

„Ohne Zweifel! Aber jetzt seid ruhig; ich will Euch zu diesem furchtbaren Han von Island führen.“

Kennybol stieß einen Schrei des Schreckens aus.

„Seid ruhig, sag' ich Euch,“ fing Hacket wieder an. „Seht in ihm Euern Anführer und Euern Kamraden; hütet Euch nur, ihn durch irgend etwas an das zu erinnern, was diesen Morgen geschehen ist. Versteht Ihr mich?“

Er mußte nachgeben, willigte aber nicht ohne lebhaftes inneres Widerstreben ein, sich dem Teufel vorstellen zu lassen. Sie gingen auf die Gruppe zu, wo Ordener, Jonas und Norbith standen.

„Mein guter Jonas, mein lieber Norbith,“ sagte Kennybol, „Gott sei mit Euch!“

„Dies thut uns Noth, Kennybol,“ sagte Jonas.

In diesem Augenblick heftete sich Kennybol's Blick auf den Ordeners, der den seinigen suchte.

„Ah, da seid Ihr, junger Mann,“ sagte er, indem er sich ihm lebhaft näherte und ihm die runzelvolle, rauhe Hand reichte, „seid willkommen! Es scheint, Eure Kühnheit krönte ein guter Erfolg?“

Ordener, der nicht begriff, daß dieser Bergbewohner ihn so gut zu begreifen schien, wollte eine Erklärung herbeiführen, als Norbith rief:

„Ihr kennt also diesen Fremdling, Kennybol?"

„Bei meinem Schutzengel, ob ich ihn kenne! Ich liebe und achte ihn. Er ist, wie wir alle, der guten Sache, der wir dienen, zugethan."

Und er warf Ordener einen zweiten Blick des Einverständnisses zu, auf welchen dieser eben antworten wollte, als Hacket, der seinen Riesen aufgesucht hatte, den alle diese Banditen mit Schauer zu fliehen schienen, zu den Vieren trat und sagte:

„Mein wackerer Jäger Kennybol, hier ist Euer Oberhaupt, der berühmte Han von Klipstadur!"

Kennybol warf auf den riesigen Räuber einen Blick, in welchem noch mehr Erstaunen als Furcht sich spiegelte und neigte sich zu Hacket's Ohr:

„Herr Hacket, der Han von Island, den ich diesen Morgen zu Walderhog gelassen habe, war ein kleiner Mann . . ."

Hacket antwortete ihm leise:

„Ihr vergeßt, Kennybol! Ein Teufel!"

„Es ist wahr," sagte der gläubige Jäger, „er wird eine andere Gestalt angenommen haben!"

Und zitternd wandte er sich weg, um sich heimlich zu bekreuzigen.

## Vierunddreißigstes Kapitel.

Eine Maske kömmt bereits um die Planke gesprengt, ohne Zweifel, mir den Erfolg zu berichten.

Lessing.

In einem dunkeln alten Eichenwalde, in welchem die bleiche Dämmerung des Morgens kaum eindringt, nähert sich ein Mann von kleinem Wuchse einem andern, der allein ist und ihn zu erwarten scheint. Die folgende Unterhaltung beginnt mit leiser Stimme.

„Euer Gnaden verzeihen, wenn ich Sie habe warten lassen. Mehrere verdrießliche Vorfälle haben meine Zurückkunft verzögert.“

„Welche?“

„Kennybol, der Anführer der Gebirgsleute, ist erst um Mitternacht bei uns eingetroffen; dagegen sind wir durch einen unerwarteten Zeugen beunruhigt worden.“

„Durch wen denn?“

„Es ist ein Mensch, der sich wie toll in das Bergwerk inmitten unseres Sanhedrin gestürzt hat. Ich hielt ihn anfangs für einen Spion und wollte ihn erdolchen lassen; es fand sich aber hernach, daß er im Besitz eines

Schutzbriefs von irgend einem Gehenkten war, welcher bei unsern Bergwerkern in großem Ansehen steht, und sie nahmen ihn unter ihren Schutz. Wenn ich es recht überlege, ist er, glaube ich, nur ein neugieriger Reisende oder ein einfältiger Gelehrte. In jedem Falle habe ich meine Maßregeln hinsichtlich seiner genommen."

„Alles übrige geht doch gut?"

„All is well, wie die Engländer sagen, das heißt, sehr gut! Die Bergwerker von Güldbranschal und Farver, von dem jungen Norbith und dem alten Jonas angeführt, und die Bergbewohner von Kole unter Kennybol, müssen in diesem Augenblick auf dem Marsche sein. Vier Meilen vom blauen Stern stoßen ihre Kameraden von Hubfallo und Sundmeer zu ihnen; die von Kongsberg und die Schaar der Schmiede vom See Smiasen, welche die Besatzung von Walhstron schon zum Rückzug gezwungen haben, erwarten sie einige Meilen weiter. — Alle diese vereinigten Schaaren, mein theurer und geehrter Gebieter, werden diese Nacht zwei Meilen von Skongen, in den Schluchten des schwarzen Pfeilers Halt machen."

„Aber wie haben sie Euern Han von Island aufgenommen?"

„Ganz gläubig."

„Könnte ich doch den Tod meines Sohnes an diesem höllischen Dämon rächen! Welches Unglück, daß er uns entgangen ist!"

„Mein edler Herr, bedient Euch erst des Namens Hans von Island, um Euch an Schumacher zu rächen, dann mögt Ihr auf Mittel sinnen, Euch an Han selbst zu rächen.“

„Meinen armen Sohn zu ermorden . . .! — Ihr müßt zugeben, Musdämon, daß dieser Han ein sehr ruchloser Bösewicht ist.“

„Herr Graf, beschwichtigt die Bitterkeit Eures Schmerzes. Gedenkt der wichtigen Angelegenheit, die uns beschäftigt.“

„Ihr habt recht, mein Lieber, ich darf meine Zeit nicht damit verlieren, daß ich meinen Sohn beweine, wenn es gilt, mich an einem Feinde zu rächen. — Ihr sagtet also . . . die Empörer . . .?“

„Setzen heute den ganzen Tag ihren Marsch fort und machen diesen Abend Halt, um in dem Engpasse des schwarzen Pfeilers, zwei Meilen von Skongen, die Nacht hinzubringen.“

„Wie? Ihr laßt eine so bedeutende Menschenmasse bis in eine solche Nähe von Skongen vordringen . . .? Musdämon . . .!“

„Ein Verdacht, Herr Graf! Belieben Eure Gnaden augenblicklich einen Boten an den Obristen Voethaun zu schicken, dessen Regiment in diesem Augenblick zu Skongen sein muß; benachrichtigt ihn, daß die ganze Macht der Empörer diese Nacht ohne Argwohn in dem Engpaß des schwarzen Pfeilers, welcher ganz eigens für ei-

nen Hinterhalt geschaffen zu sein scheint, sich lagern wird ...“

„Ich verstehe Euch; aber, mein Lieber, warum ist alles der Art angeordnet worden, daß die Rebellen in solchen Massen auftreten?“

„Je furchtbarer der Aufstand ist, edler Herr, desto größer wird Schumachers Verbrechen und Euer Verdienst sein. Uebrigens ist es wichtig, daß er auf einen Schlag gänzlich gedämpft werde.“

„Gut! Aber warum ist das Nachtlager so nahe bei Skongen?“

„Weil dieser Platz im ganzen Gebirge der einzige ist, wo die Vertheidigung unmöglich ist. Von dort entschlüpft Niemand, die ausgenommen, welche bestimmt sind, vor dem Gerichte zu erscheinen.“

„Vortrefflich! — Eine innere Stimme sagt mir, Musdämon, daß diese Angelegenheit rasch zu Ende gebracht werden muß. Wenn auf der einen Seite alles Hoffnung einflößt, so ist auf der andern alles beunruhigend. Ihr wißt, daß wir zu Kopenhagen heimlich nach den Papieren haben forschen lassen, welche in die Hände jenes Dispolsen gefallen sind ...“

„Nun, edler Herr?“

„Nun, ich erfahre so eben, daß dieser Ränkemacher in einer geheimnißvollen Verbindung mit dem ruchlosen Astrologen Cumbysulsum stand ...“

„Der neulich gestorben ist?“

„Ja; und daß dieser alte Hexenmeister in seiner Todesstunde dem Agenten Schumachers Papiere überlieferte ...“

„Hölle? er hatte Briefe von mir, eine Darlegung unseres Planes! ...“

„Eures Plans, Musdämon?“

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, edler Graf! Warum vertrauten sich Eure Gnaden aber auch diesem Marktschreier Cumbysulsum an? ... der alte Schurke!“

„Hört, Musdämon! ich bin nicht, wie Ihr, ein Geschöpf ohne Glauben und Vertrauen. — Ich habe nicht ohne gerechten Grund, mein Lieber, stets auf das magische Wissen des alten Cumbysulsum gebaut.“

„Hätten Eure Gnaden doch stets eben so viel Mißtrauen in seine Treue, als Vertrauen auf sein Wissen gehabt. Beunruhigen wir uns übrigens nicht, mein edler Gebieter, Dispolsen ist todt, seine Papiere sind verloren, und in einigen Tagen wird nicht mehr die Rede von denen sein, welchen sie nützlich werden könnten.“

„In jedem Fall — welche Anklage könnte mir nahen?“

„Oder mir, den Eure Gnaden schützen!“

„O ja, mein Theurer, Ihr könnt gewiß auf mich rechnen; aber ich bitte Euch, beschleunigen wir die Entscheidung alles dessen; ich will dem Obristen sogleich den Boten schicken. Kommt, meine Leute warten hinter jenem Gebüsch und wir müssen den Weg nach Drontheim,

das der Mecklenburger ohne Zweifel verlassen hat, wieder einschlagen. Fahrt fort, mir treu zu dienen; und zählt, trotz aller Cumbysulsum und Dispolsen in der Welt, allerwege auf mich!"

„Ich bitte Eure Gnaden zu glauben... — Teufel!"

Hier gingen sie beide in den Wald, in dessen Irrgängen ihre Stimmen nach und nach verhallten; bald nachher hörte man nur noch den Hufschlag zweier Pferde, welche sich entfernten.

# Fünfunddreißigstes Kapitel.

Rührt die Trommeln! Seht sie kommen!
Jeder hat den Schwur gethan
Nur Castilien zu betreten,
Schritt' der Graf, befreit, voran.
Und sein Steinbild führen sie
Auf dem Wagen hochgeehrt;
Bleiben draußen, wenn von selbst
Nicht zurück das Steinbild kehrt.
Und daß Jeder als Verräther
Immer zu betrachten wär',
Hoben sie die Händ' empor,
Schworen ein' Schwur gar hehr.
Und sie zieh'n gen Arlanzon,
Rasch, wie nur der Wagen geht,
Halten an erst, als die Sonne
In den Bergen untergeht.
Oed' ist Bourgos; Fraun und Kinder
Dort nur noch zu bleiben wagen.
Weiter ziehen sie, von Pferden,
Falken sprechen sie und fragen,
Ob Castilien ferner sollte
An Leon Tribut erlegen.
Auf der Grenze von Navarra,
Was kömmt ihnen da entgegen?

Spanische Romanzen.

Seht, vor ihnen schreitet her der starke,
Muth'ge Ries', ihr General, erhebend
Ueber seine Freunde hoch sein Haupt.

Lope de Vega.

Während die Unterredung, welche man eben gelesen, in einem der Wälder, welche an den Smiasen stoßen,

statt fand, verließen die Empörer, in drei Kolonnen getheilt, die Erzgrube von Apsyl-Corh durch den Haupteingang, der sich ebenen Bodens in eine tiefe Schlucht öffnet.

Ordener wünschte sich an Kennybol anzuschließen, wurde aber Norbith's Schaar zugetheilt und sah anfangs nur eine lange Reihe Fackeln, deren Licht, mit dem ersten Schimmer des Tages wetteifernd, auf Aexte, Heugabeln, Hacken, mit eisernen Spitzen versehene Keulen, ungeheuere Hämmer, Steinhauen, Hebebäume und jede Art roher Wehr, wie der Aufstand sie von der Arbeit leiht, mit andern regelrechten Waffen gemischt, fiel, welche ankündigten, daß dieser Aufstand eine Verschwörung war: Musketen, Piken, Säbel, Carabiner und Büchsen. Als die Sonne erschienen und das Licht der Fackeln nur noch Dunst war, konnte er dieses sonderbare Heer deutlicher überschauen, das unordentlich, unter rauhen Gesängen und wildem Geschrei, einer Meute hungriger Wölfe ähnlich, dahinzog, welche darauf ausgehen, eine Leiche zu erbeuten. Es war in drei Abtheilungen, oder vielmehr in drei Haufen getheilt. Zuerst kamen die Bergbewohner von Kole, von Kennybol angeführt, welche alle in ihrer Bekleidung von Thierhäuten und in den wilden, kühnen Gesichtszügen sich ähnlich waren. Diesen folgten die jungen Bergwerker unter Norbith und die alten unter Jonas, mit ihren großen Filzhüten, ihren weiten Beinkleidern, ihren ganz nackten Armen und ihren schwarzen Gesichtern, deren starre Augen die Sonne anstaunten.

Ueber diesen lärmenden Banden flatterten bunt gemischt feuerfarbene Fahnen, auf welchen man manchfache Sprüche las, wie: Es lebe Schumacher! — Befreien wir unsern Befreier! — Freiheit den Bergwerkern! Freiheit dem Grafen von Greifenfeld! — Tod dem Gyldenlöwe! — Tod den Tyrannen! — Tod dem von Ahlefeld. — Die Rebellen schienen die Fahnen eher als eine Last, denn als einen Schmuck zu betrachten und ließen sie von Hand zu Hand gehen, wann die Fähndriche ermüdet waren, oder den mißtönenden Schall ihrer Hörner in den Psalmengesang und in das Geschrei ihrer Kamraden mischen wollten.

Der Nachtrab dieser seltsamen Armee bestand aus drei Wagen, welche von Rennthieren und großen Eseln gezogen wurden und ohne Zweifel bestimmt waren, den Kriegsvorrath aufzunehmen; die Vorhut dagegen aus dem von Hacket mitgebrachten Riesen, der allein ging und mit einer Keule und einer Axt bewaffnet war, während, in bescheidener Entfernung von ihm und mit einer Art Schauer, die ersten Reihen der Abtheilung folgten, welche Kennybol anführte, der jenen nicht aus den Augen ließ, um gewissermaßen seinen höllischen General in den verschiedenen Gestalten sehen zu können, in welche es ihm belieben würde, sich zu verwandeln.

So braus'te dieser Rebellenstrom mit einem wirren Gelärm und die Fichtenwälder mit dem Schalle des Horns erfüllend, von den Bergen des nördlichen Drontheimhuus

nieder. Er wurde bald durch die verschiedenen Banden von Sund-Moer, Habfallo, Kongsberg und die Schaar der Schmiede vom Smiasen, vermehrt, welche einen seltsamen Contrast mit den übrigen Empörern darboten. Es waren große, starke Männer, die sich mit Zangen und Hämmern bewaffnet und statt der Küraſſe, große lederne Schürzen vorgebunden hatten, als Panier ein hohes, hölzernes Kreuz trugen, und ernst, taktmäßig und mit einer eher noch religiösen als kriegerischen Regelmäßigkeit einher marschirten, ohne einen andern Kriegsgesang, als Psalmen und Hymnen aus der Bibel, hören zu lassen. Sie hatten keinen Führer als ihren Kreuzträger, der ohne Waffen an ihrer Spitze hinzog.

Dieser ganze Empörerhaufe begegnete auf seinem Wege keinem menschlichen Wesen. Bei seiner Annäherung trieb der Ziegenhirt seine Heerde eilig in eine Höhle und der Landmann verließ sein Dorf; denn die Bewohner der Ebnen und Thäler gleichen sich überall; sie fürchten die Trompete der Banditen eben so sehr, wie das Horn der Schützen.

So durchzogen sie Hügel und Wälder, wo selten ein bewohnter Ort sich darbot, folgten den sich krümmenden Wegen, wo man häufiger Spuren wilder Thiere als Menschenschritte gewahrte, streiften an den Ufern kleiner Seen hin, und setzten über Bergströme, über Schluchten und Sümpfe. Ordener kannte keinen dieser Orte. Nur einmal begegnete seinem sich erhebenden Blicke am

Horizonte die ferne, bläuliche Erscheinung eines großen sich krümmenden Felsen. Er neigte sich zu einem seiner rauhen Reisegefährten und fragte:

„Freund, wie heißt der Fels dort unten, südlich, zur Rechten?"

„Der Geierhals, der Felsen von Oelmoe," antwortete der Andere.

Ordener seufzte tief.

---

## Sechsunddreißigstes Kapitel.

— Die Menschenbrust,
Ist etwas, das mit nichts ist zu vergleichen,
Wie's alte Tyrerkleid, deß Färbungszeichen
Der Purpur war.

Lord Byron, Don Juan.

Aeffchen, Papagaien, Kämme und Bänder — Alles war bei der Gräfin von Ahlefeld bereit, um den Lieutenant Friedrich zu empfangen. Sie hatte den neuesten Roman der berühmten Scudery mit großen Kosten kommen lassen. Man hatte ihm auf ihren Befehl einen reichen Einband mit ziselirten Schließhacken von vergoldetem Silber gegeben, und ihn unter Essenzfläschchen und Büchsen mit Schönpflästerchen auf die elegante mit gol-

denen Füßen versehene und mit Holzmosaik verzierte Toilette gelegt, womit sie das künftige Boudoir ihrer theuern Kinder versehen hatte. Als sie so den engen Kreis dieser kleinen mütterlichen Sorgewaltung, welcher sie einen Augenblick ihrem Hasse entzog, durchlaufen hatte, gedachte sie, sie habe nun nichts anders mehr zu thun, als Schumacher und Ethel zu schaden. Die Abreise des Generals Levin überlieferte sie ihr wehrlos.

In der Veste Munkholm war seit Kurzem vieles vorgefallen, über das sie nur sehr unbestimmte Auskunft hatte erhalten können. — Wer war der Knecht, Dienstmann oder Bauer, welcher, wenn man den sehr doppelsinnigen und sehr verlegenen Reden Friedrich's glauben durfte, sich die Liebe der Tochter des Exkanzlers gewonnen batte? — Welcher Art waren die Verbindungen des Freiherrn Ordener mit den Gefangenen von Munkholm? — Welches waren die unbegreiflichen Gründe der so auffallenden Abwesenheit Ordener's in einem Augenblicke, wo die beiden Königreiche nur mit seiner nahen Heirath mit jener Ulrike von Ahlefeld, die er zu verschmähen schien, beschäftigt waren? — Was war endlich zwischen Levin von Knud und Schumacher bei jener Zusammenkunft vorgefallen, über welche sich zu äußern der General auf eine so plumpe Weise geweigert hatte? — Die Gräfin verlor sich in Vermuthungen. Um alle diese Geheimnisse aufzuklären, beschloß sie endlich eine Fahrt nach Munkholm zu wagen, ein Rath, welchen ihr zu-

mal ihre Neugierde als Frau und ihre Intressen als Feindin eingaben.

Eines Abends, als Ethel allein in dem Garten war und eben zum zehntenmale mit dem Diamant eines Ringes irgend einen geheimnißvollen Namenszug in den schwarzen Pfeiler des Thores grub, das ihren Ordener verschwinden gesehen hatte, ging dieses Thor auf. Das junge Mädchen zitterte. Zum erstenmale öffnete sich dieses Thor wieder, seit es sich hinter ihm geschlossen hatte.

Eine große, blasse, weißgekleidete Frau stand vor ihr. Sie zeigte Ethel ein Lächeln, süß wie vergifteter Honig, und hinter ihrem ruhigen, wohlwollenden Blick war ein Ausdruck, welcher dem des Hasses, des Verdrusses und unwillkürlicher Bewunderung glich.

Ethel betrachtete sie mit Erstaunen, fast mit Furcht. Seit ihre alte Amme in ihren Armen gestorben war, war diese die erste Frau, welche sie in den düstern Mauern von Munkholm sah.

„Mein Kind!" sagte die Fremde sanft, „Ihr seid die Tochter des Gefangenen von Munkholm?"

Ethel konnte nicht umhin, den Kopf wegzuwenden; etwas in ihr sympathisirte nicht mit der Fremden und es war ihr, als wenn in dem Hauche, welcher diese sanfte Stimme begleitete, Gift wäre. Sie antwortete:

„Ich heiße Ethel Schumacher. In meiner Wiege nannte man mich, wie mein Vater sagt, Gräfin von Tongsberg und Prinzessin von Wollin."

„Euer Vater sagt Euch das? . . .“ rief die große Frau mit einem Tone aus, den sie augenbicklich milderte: — „Ihr habt viel Unglück erduldet!“

„Das Unglück hat mich bei meiner Geburt in seine eisernen Arme genommen,“ antwortete die junge Gefangene: „mein edler Vater sagt, es werde mich nur bei meinem Tode verlassen.“

Ein Lächeln flog über die Lippen der Fremden, welche mit dem Ausdruck des Mitleids fortfuhr:

„Und Ihr murrt nicht gegen die, welche Euer Leben in diesen Kerker geworfen haben? Ihr flucht den Urhebern Eures Unglücks nicht?“

„Nein, aus Furcht, unser Fluch möchte über sie Unglück herabrufen, das dem gleicht, welches sie uns dulden lassen.“

„Und,“ sprach die weiße Frau mit einer hartherzigen Miene weiter, „kennt Ihr die Urheber des Unglücks, über das Ihr klagt?“

Ethel besann sich einen Augenblick und sprach:

„Alles geschah nach dem Willen des Himmels.“

„Spricht Euer Vater nie mit Euch vom König?“

„Der König? . . . für ihn bete ich Morgens und Abends, ohne ihn zu kennen.“

Ethel begriff nicht, warum die Fremde sich bei dieser Antwort die Lippen biß.

„Euer unglücklicher Vater nennt Euch in seinem Zorne niemals seine unversöhnlichen Feinde, den Gene-

ral Arensdorf, den Bischof Spollyson, den Kanzler von Ahlefeld? . . . ."

„Ich weiß nicht, von wem Ihr redet."

„Und kennt Ihr den Namen Levin's von Knud?"

Das Andenken an den Auftritt, der zwei Tage vorher zwischen dem Statthalter von Drontheim und Schumacher statt gefunden hatte, war in dem Gedächtnisse Ethels noch zu frisch, als daß der Name Levin's von Knud ihr nicht aufgefallen wäre.

„Levin von Knud?" sagte sie: „es scheint mir, als nennte sich so der Mann, für welchen mein Vater so viele Achtung, ja beinahe Liebe fühlt."

„Wie?" rief die große Frau.

„Ja," versetzte das junge Mädchen, „es ist derselbe Levin von Knud, den mein Herr und Vater vorgestern so lebhaft gegen den Statthalter von Drontheim vertheidigte."

Diese Worte erhöhten das Erstaunen der Andern. — „Gegen den Statthalter von Drontheim? Scherzt nicht mit mir, meine Tochter! Euer Bestes hat mich bewogen, hierher zu kommen. Gegen den Statthalter von Drontheim vertheidigte Euer Vater den General Levin von Knud?"

„Den General? ich glaubte den Hauptmann . . . Doch nein, Ihr habt recht. — Mein Vater," fuhr Ethel fort, „schien für diesen General Levin von Knud eben so viel Anhänglichkeit bewahrt zu haben, als er dem Statthalter von Drontheim Haß zeigte."

„Ein anderes seltsames Geheimniß,“ sagte bei sich die große blasse Frau, deren Neugierde mehr und mehr entflammt wurde! — „Mein liebes Kind, was begab sich denn zwischen Euerm Vater und dem Statthalter von Drontheim?“

Die höfliche Ausforschung dieser Unbekannten ward der armen Ethel, die sie fest ansah, lästig.

„Bin ich denn eine Verbrecherin, daß Ihr mich so verhört?“

Bei diesem so einfachen Worte schien die Unbekannte bestürzt, als sähe sie die Frucht ihrer Geschicklichkeit sich entschlüpfen. Sie begann jedoch wieder mit leicht bewegter Stimme:

„Ihr würdet nicht so zu mir reden, wüßtet Ihr, was und wer mich hierher führt . . . .“

„Wie?“ sagte Ethel: „kommt Ihr von ihm? bringt Ihr mir eine Botschaft von ihm? . . . —“

Und all ihr Blut röthete ihr schönes Gesicht, und ihr ganzes Herz hatte sich in ihrem Busen erhoben, von Ungeduld und Unruhe geschwellt.

„Von wem?“ fragte die Andere.

Das junge Mädchen hielt im Augenblicke, wo sie den angebeteten Namen aussprechen wollte, inne. Sie hatte in dem Auge der Fremden einen Blitz düsterer Freude glänzen sehen, der einem Strahl der Hölle glich. Sie sagte traurig:

„Ihr wißt nicht, wen ich meine.“

Der Ausdruck getäuschter Erwartung mahlte sich zum zweiten Mal auf dem wohlwollenden Gesichte der Andern.

„Armes junges Mädchen!" rief sie, „was kann ich für Euch thun?"

Ethel hörte nicht. Ihr Gedanke war hinter den nördlichen Bergen, er folgte dem kühnen Reisenden. Sie hatte den Kopf auf ihre Brust gesenkt und ihre Hände falteten sich wie von selbst.

„Hofft Euer unglücklicher Vater dieses Gefängniß zu verlassen?"

Diese Frage, welche die Unbekannte zweimal widerholte, brachte Ethel wieder zu sich.

„Ja," sagte sie und eine Thräne rollte in ihren Augen.

Die der Fremden hatten sich bei dieser Antwort belebt.

„Er hofft es! und wie, sagt mir? durch welches Mittel? . . . wann? . . . —"

„Er hofft, dieses Gefängniß zu verlassen, weil er das Leben zu verlassen hofft."

In der Einfachheit einer milden, jungen Seele ist manchmal eine Macht, welche der List eines in der Bosheit gealterten Herzens spottet. Dieser Gedanke schien die große Frau zu beunruhigen, denn der Ausdruck ihres Gesichtes änderte sich plötzlich; sie legte ihre kalte Hand auf Ethel's Arm und sagte mit einem Tone, welcher fast freimüthig genannt werden konnte:

„Hört mich! Habt Ihr vernommen, daß die Tage Eures Vaters von neuem durch eine gerichtliche Untersuchung bedroht sind? daß man ihn im Verdacht hat, einen Aufstand unter den Bergwerkern des Nordens zu unterhalten? . . . .“

Die Worte „Aufstand“ und „Untersuchung“ boten Ethel keinen klaren Sinn dar; sie hob ihr großes, schwarzes Auge zu der Unbekannten: — „Was wollt Ihr sagen?“

„Euer Vater verschwört sich gegen den Staat; sein Verbrechen ist fast entdeckt; dieses Verbrechen hat die Strafe des Todes zur Folge . . :“

„Tod! Verbrechen!“ rief das arme Kind.

„Verbrechen und Tod!“ sagte die fremde Frau ernst.

„Mein Vater! Mein edler Vater!“ fuhr Ethel fort: „Ach, er, der seine Tage damit verbringt, daß er mich die Edda und das Evangelium lesen hört! Er! sich verschwören? was hat er Euch denn gethan?“

„Seht mich nicht so an! Ich wiederhol' es Euch, ich bin weit entfernt, Eure Feindin zu sein. Euer Vater ist eines grossen Verbrechens verdächtig, davon benachrichtige ich Euch. Vielleicht hätte ich statt auf diese Beweise des Hasses, auf einige Erkenntlichkeit Anspruch!“

Dieser Vorwurf rührte Ethel.

„O vergebt, edle Frau! vergebt! Welches menschliche Wesen haben wir bis jetzt gesehen, das nicht zu

unsern Feinden gehörte? Ich war mißtrauisch gegen Euch; Ihr verzeiht mir, nicht wahr?"

Die Fremde lächelte.

„Wie, meine Tochter? habt Ihr bis zum heutigen Tag noch keinen Freund gefunden?"

Eine lebhafte Röthe entflammte Ethel's Wangen. Sie zauderte einen Augenblick.

„Ja, .... Gott kennt die Wahrheit. Wir haben einen Freund gefunden, edle Frau ... Einen einzigen!"

„Einen einzigen!" sagte die große Frau eilig. „Ich bitte, nennt mir ihn. Ihr wißt nicht, wie wichtig es ist .... Es ist um das Wohl Eures Vaters willen... Wer ist dieser Freund?"

„Ich weiß es nicht," sagte Ethel.

Die Unbekannte erblaßte.

„Treibt Ihr vielleicht, weil ich Euch nützlich werden will, Euer Spiel mit mir? Bedenkt, daß es das Leben Eures Vaters gilt. Wer ist, sagt mir, wer ist der Freund, von dem Ihr spracht."

„Der Himmel weiß es, edle Frau, daß ich nichts von ihm weiß, als seinen Namen und der ist Ordener."

Ethel sagte diese Worte mit jenem peinlichen Gesicht, mit welchem man vor einem Gleichgültigen den geheiligten Namen ausspricht, der in uns alles erweckt, was liebt.

„Ordener! Ordener!" wiederholte die Unbekannte mit einer seltsamen Erregung, während ihre Hände die weiße Stickerei ihres Schleiers zerknitterten.

„Und wie heißt sein Vater?“ fragte sie mit unsicherer Stimme.“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete das junge Mädchen. „Was sollen mir seine Familie und sein Vater? Dieser Ordener, edle Frau, ist der großmüthigste der Menschen.“

Ach, der Ton, welcher diese Worte begleitete, hatte dem durchdringenden Blicke der Fremden das ganze Geheimniß des Herzens der jungen Ethel preisgegeben.

Die Fremde nahm eine ruhige, ernste Miene an und stellte, ohne das junge Mädchen aus dem Auge zu lassen, die Frage:

„Habt Ihr von der nahen Vermählung des Sohnes des Vicekönigs mit der Tochter des jetzigen Großkanzlers von Ahlefeld sprechen hören?“

Sie mußte diese Frage wiederholen, um Ethel's Geist auf Gedanken hinzuleiten, an welchen sie keinen Theil zu nehmen schien.

„Ich glaube, ja!“ war ihre ganze Antwort. Ihre Ruhe, ihre gleichgültige Miene schienen die Unbekannte zu überraschen.

„Wohlan, was denkt Ihr von dieser Vermählung?“

Es war ihr unmöglich, die geringste Veränderung in Ethel's großen Augen zu bemerken, als sie erwiederte:

„Warlich, nichts! möge ihre Verbindung glücklich sein!“

„Die Grafen Gyldenlöwe und von Ahlefeld, die Väter des Brautpaars, sind zwei große Feinde Eures Vaters.“

„Möge," wiederholte Ethel sanft, „die Verbindung ihrer Kinder glücklich sein!"

„Mir kömmt ein Gedanke," fuhr die arglistische Unbekannte fort. „Wenn die Tage Eures Vaters bedroht sind, könntet Ihr, bei Gelegenheit dieser hohen Vermählung, seine Begnadigung durch den Sohn des Grafen Vicekönigs erlangen."

„Die Heiligen mögen Euch für alle Eure Sorgfalt um uns lohnen, edle Dame; aber wie sollte ich meine Bitten zu dem Sohne des Vicekönigs gelangen lassen?"

Diese Worte wurden mit so vieler Aufrichtigkeit ausgesprochen, daß sie die Fremde zu einer Bewegung des Staunens zwangen.

„Wie? kennt Ihr ihn denn nicht?"

„Diesen mächtigen Herrn?" rief Ethel; „Ihr vergeßt, daß noch keiner meiner Blicke über den Umkreis dieser Veste gedrungen ist."

„Aber warlich," murmelte die große Frau zwischen ihren Zähnen, „was sagte mir denn dieser alte Thor Levin? . . . Sie kennt ihn nicht! — Indessen unmöglich!" sagte sie, die Stimme erhebend: „Ihr müßt den Sohn des Vicekönigs gesehen haben, er war hier."

„Dies mag sein, edle Dame; von allen Männern, welche hierher gekommen sind, habe ich nie einen gesehen, ihn ausgenommen, meinen Ordener . . ."

„Euern Ordener!" wiederholte die Unbekannte. — Ohne sich den Schein zu geben, als bemerke sie Ethel's

Erröthen, fuhr sie fort: — „Kennt Ihr einen jungen Mann von edelm Gesicht, zierlichem Wuchse, ernstem, festen Gange? sein Auge ist sanft und streng, seine Gesichtsfarbe frisch, wie die eines jungen Mädchens, seine Haare kastanienbraun . . . . ."

„Oh," rief die arme Ethel, „er ist's, es ist mein Verlobter, mein angebeteter Ordener! Sagt mir, edle, theure Frau, bringt Ihr mir Nachricht von ihm? . . . Wo seid Ihr ihm begegnet? Er hat Euch gesagt, daß er mich seiner Liebe werth halte, nicht wahr? er hat Euch gesagt, daß er meine ganze Liebe hat? — Ach, eine unglückliche Gefangene hat nichts auf der Welt, als ihre Liebe . . . . Dieser edle Freund! Jetzt sind es acht Tage, da sah ich ihn noch, gerad' an dieser Stelle, in seinem grünen Mantel, unter dem ein so großmüthiges Herz schlägt, mit jener schwarzen Feder, die sich so anmuthig auf seiner Stirne wiegte . . . . —"

Ethel vollendete nicht. Sie sah die große unbekannte Frau zittern, blaß und roth werden und hörte, wie sie ihr mit donnernder Stimme in die Ohren rief:

„Unglückliche! Du liebst Ordener Gyldenlöwe, den Verlobten Ulrikens von Ahlefeld, den Sohn des Todfeindes deines Vaters, des Vicekönigs von Norwegen!"

Ethel stürzte ohnmächtig nieder.

# Siebenunddreißigstes Kapitel.

Caupolican. Marschirt so vorsichtig, daß selbst die Erde den Schall nicht höret Eurer Füße! .. Freunde, verdoppelt Eure Wachsamkeit; gelingt die Ueberraschung uns, dann sind wir Sieger.

Tucapel. Die Nacht hat schon mit ihren Schleiern alles bedeckt; ein schrecklich Dunkel hüllet rings die Erde ein. Wir hören keine Schildwacht, und kein Spion macht sich bemerklich.

Ringo. Vorwärts!

Tucapel. Was hör' ich? wären wir entdeckt?

Lope de Vega.

„Sage mir, Gyldon Stayper, mein alter Kamrad, weißt du wohl, daß der aus Norden wehende Abendwind die Haare meiner Bärenmütze mir mächtig in das Gesicht zu schlagen anfängt?"

Kennybol war's, der das eine seiner Augen einen Moment von seinem riesigen Befehlshaber losriß und sich halb zu einem der Bergbewohner wandte, welchen der Zufall eines unordentlichen Marsches in seine Nähe gebracht hatte.

Dieser schüttelte den Kopf und nahm mit einem schweren Seufzer der Ermüdung die Fahne, welche er trug, auf die andere Schulter.

„Hum! ich glaube, Hauptmann, es wird uns in diesen verfluchten Schluchten des schwarzen Pfeilers, wo der Wind wie ein Waldstrom daher saust, diese Nacht nicht so warm werden, wie einer Flamme, die über der Kohlenglut tanzt."

„Man muß solche Feuer anmachen, daß die alten Eulen in der Höhe der Felsen, in ihren Trümmerpalästen davon erwachen. Ich liebe die Eulen nicht; in jener fürchterlichen Nacht, als ich die Fee Ubfem sah, hatte sie die Gestalt einer Eule."

„Bei dem hl. Sylvester!" fiel Gyldon Stapper ein, indem er den Kopf wegwandte, „der Engel des Windes gibt uns fürchterliche Flügelschläge! Wenn man mir folgt, Hauptmann Kennybol, so steckt man alle Fichten eines Berges in Brand. Es wird übrigens ein ganz schönes Schauspiel abgeben, eine Armee zu sehen, die sich an einem Walde wärmt."

„Verhüte das der Himmel, mein lieber Gyldon! Bedenke, die Rehe! und die Geierfalken! und die Fasanen! das Wild braten, herrlich! aber man darf es nicht verbrennen lassen!"

Der alte Gyldon begann zu lachen:

„Hauptmann, du bist und bleibst immer derselbe Sa-

tan Kennybol, der Wolf der Rehe, der Bär der Wölfe und der Büffel der Bären!“

„Sind wir noch weit vom schwarzen Pfeiler?“ fragte einer der Jäger.

„Kamrad,“ antwortete Kennybol, „mit der sinkenden Nacht werden wir in die Schluchten eintreten; wir kommen jetzt sogleich an die vier Kreuze.“

Ein augenblickliches Schweigen erfolgte, während dem man nur das vermehrte Geräusch der Schritte, das Stöhnen des Nordwindes und den fernen Gesang der Schmiede des Smiasen-See's hörte.

„Freund Gyldon Stayper,“ sagte Kennybol, nachdem er das Lied vom Jäger Rollon gepfiffen hatte, „du hast kürzlich einige Tage zu Drontheim zugebracht?“

„Ja, Hauptmann, mein Bruder Georg Stayper, der Fischer, war krank und ich habe einige Zeit seine Stelle in seinem Boot versehen, damit seine arme Familie nicht mit dem Hungertod kämpfte, während er mit der Krankheit zu kämpfen hatte.“

„Ei, da du von Drontheim kommst, hast du Gelegenheit gehabt, jenen Grafen zu sehen — den Gefangenen — Schumacher — Gleffenhem — wie heißt er doch eigentlich? kurz, den Mann, in dessen Namen wir uns gegen die königliche Vormundschaft empören, und dessen gesticktes Wappen du ohne Zweifel auf dieser großen feuerfarbenen Fahne trägst?“

„Sie ist sehr schwer!“ sagte Gyldon. — „Du meinst

den Gefangenen in der Veste Munkholm, den Grafen...! Nun, einerlei! Und wie soll ich ihn gesehen haben, mein wackerer Hauptmann? Da hätte ich ja," setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „die Augen jenes Teufels haben müssen, der vor uns hergeht, ohne jedoch den Schwefelgeruch hinter sich zu lassen, jene Han's von Island, der durch die Mauern sieht, oder den Ring der Königin Mab, die durch die Schlüssellöcher geht. — Ich bin es überzeugt, es ist in diesem Augenblick nur Einer unter uns, der den Grafen..., den Gefangenen, von dem du redest, gesehen hat."

„Nur Einer...? Ah, Herr Hacket! Aber dieser Hacket ist nicht mehr unter uns. Er hat uns diese Nacht verlassen, um zurückzukehren...."

„Ich meine den Herrn Hacket nicht, Hauptmann."

„Und wen denn?"

„Jener junge Mann im grünen Mantel, mit der schwarzen Feder, welcher in der gestrigen Nacht mitten unter uns gefallen ist...."

„Nun?"

„Nun," sagte Gyldon, indem er sich Kennybol näherte — „der kennt den Grafen... kurz, jenen berühmten Grafen, wie ich dich kenne, Hauptmann Kennybol."

Kennybol sah Gyldon an, blinzelte mit dem linken Auge, indem er mit den Zähnen klapperte und schlug ihm mit jenem triumphirenden Ausruf auf die Schulter, der

unserer Eigenliebe wohl entschlupft, wenn wir mit unserm Scharfsinne zufrieden sind: „Ich vermuthete es!"

„Ja, Hauptmann," fuhr Gyldon Stayper fort, indem er die feuerfarbene Fahne wieder auf die ausgeruhte Schulter nahm, „ich schwör' es dir, dieser junge, grüne Mann sah den Grafen ... — ich weiß nicht, wie du ihn nennst, den, für welchen wir uns schlagen wollen ... — in der Veste Munkholm selbst, und er schien nicht weniger Gewicht darauf zu legen, in jenes Gefängniß einzugehen, als du und ich, in einen königlichen Park zu treten."

„Und wie weißt du denn das, Bruder Gyldon?"

Der alte Bergbewohner faßte Kennybol's Arm, öffnete dann mit einer fast argwöhnischen Vorsicht seine Fischotterhaut ein wenig und sagte zu ihm:

„Sieh her!"

„Bei meinem heiligen Schutzpatron," rief Kennybol, „das glänzt wie Diamant!"

Wirklich hielt eine kostbare Diamant-Schnalle die plumpe Degenkoppel Gyldon Stayper's fest.

„Und es ist so wahr, daß es Diamant ist," versetzte jener, indem er das Blatt seines Rockes wieder fallen ließ, „als es wahr ist, daß der Mond zwei Tagreisen von der Erde entfernt, und daß das Leder meiner Degenkoppel von der Haut eines todten Büffels ist."

Aber Kennybol's Züge hatten sich verdüstert und waren vom Erstaunen zur Strenge übergegangen. Er

senkte die Augen zu Boden, indem er mit einer Art wilder Feierlichkeit sagte:

„Gyldon Stapper vom Dorfe Chol=Soe, in den Kole=Bergen, dein Vater, Medprath Stapper, ist in einem Alter von zweihundert Jahren gestorben, ohne daß er sich etwas vorzuwerfen gehabt hätte, denn es ist kein Verbrechen, aus Versehen einen Damhirsch oder ein Ellend des Königs zu tödten. — Gyldon Stapper, du hast auf deinem grauen Kopf 57 gute Jahre, die nur bei dem Uhu für Jugend gelten. — Kamrad Gyldon Stapper, es wäre mir lieber für dich, die Diamanten dieser Schnalle wären Hirsekörner, wenn du sie nicht rechtmäßig erhalten hast, so rechtmäßig, wie der Edelfasan die Bleikugel von der Muskete bekömmt.“

Der Anführer der Bergbewohner drückte, indem er diese seltsame Vermahnung vortrug, durch seinen Ton zumal Drohung und Salbung aus.

„So gewiß unser Hauptmann Kennybol der kühnste Jäger von Kole ist,“ antwortete Gyldon unerschüttert, „und so gewiß diese Diamanten Diamanten sind, besitze ich sie als rechtmäßiges Eigenthum.“

„Wahrhaft?“ sagte Kennybol, mit einer Biegung der Stimme, welche zwischen Glauben und Zweifel die Mitte hielt.

„Es war, Gott und mein Schutzheiliger wissen es,“ sprach Gyldon, „eines Abends, im Augenblick, als ich Kindern unseres guten Mutterlandes Norwegen, welche

die Leiche eines auf dem Gestade von Urchtal gefundenen Offiziers brachten, das Spladgest von Drontheim zeigte. — Es mögen jetzt ungefähr acht Tage sein. — Ein junger Mann kam auf mein Boot zu. — „„Nach Munkholm!““ sagte er mir. — Ich machte mir nicht viel daraus, Hauptmann, ein Vogel fliegt nicht gern um einen Käfig. Der junge Herr hatte indessen ein vornehmes, stolzes Aussehen, und war von einem Diener gefolgt, der zwei Pferde führte. Er war mit gebietendem Wesen in mein Boot gesprungen; ich nahm meine Ruder, — das heißt, die Ruder meines Bruders. Mein guter Engel wollte es so. Als wir ankamen, sprach der junge Mann mit dem Herrn Korporal, welcher ohne Zweifel den Oberbefehl über die Festung hat, und warf mir dann als Belohnung, und Gott hört mich, Hauptmann, ja, diese Diamantschnalle hin, die ich dir gezeigt habe, und die meinem Bruder Georg und nicht mir gehören würde, wenn zur Stunde, wo der junge Reisende, den der Himmel schütze, mich annahm, das Tagewerk, welches ich für Georg verrichtet, nicht beendigt gewesen wäre. — Dies ist die Wahrheit, Hauptmann Kennybol.“

„Gut!“

Allmählich nahmen die Züge des Anführers wieder so viel Heiterkeit an, als ihr von Natur düsterer und harter Ausdruck zuließ, und er fragte mit milderer Stimme:

„Weißt du auch gewiß, Gyldon, mein alter Kamrad, daß dieser junge Mann, der jetzt mit Norbith's Leuten hinter uns marschirt, derselbe ist?“

„Gewiß? Ich werde unter tausend Gesichtern das Gesicht dessen nicht vergessen, dem ich mein Glück verdanke. Uebrigens ist's derselbe Mantel, dieselbe schwarze Feder . . . —“

„Ich glaube dir, Gyldon.“

„Und es ist augenscheinlich, daß er den berühmten Gefangenen besuchen wollte; denn wär' es nicht wegen irgend eines großen Geheimnisses gewesen, so hätte er den Schiffer, welcher ihn hinbrachte, gewiß nicht so belohnt; da er übrigens jetzt unter uns ist . . . “

„Du hast recht.“

„Ich denke mir auch, Hauptmann, der junge Fremdling steht vielleicht bei dem Grafen, den wir befreien wollen, mehr in Gunst, als der Herr Hacket, der mir, bei meiner Seele, zu nichts gut scheint, als wie eine wilde Katze zu miauen.“

Kennybol nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe.

„Kamrad, du hast gesagt, was ich sagen wollte. Ich würde bei dieser ganzen Angelegenheit viel mehr versucht sein, diesem jungen Herrn, als dem Abgeordneten Hacket zu gehorchen. Der heilige Sylvester und der heilige Olaus stehen mir bei, aber wenn der isländische Teufel uns anführt, Kamrad Gyldon, haben wir es, denke ich,

viel weniger dem geschwätzigen Raben Hacket, als diesem Unbekannten zu verdanken.“

„Wirklich, Hauptmann . . .?“ fragte Gyldon.

Kennybol öffnete die Lippen, um zu antworten, als ihm jemand auf die Schulter klopfte. Es war Norbith.

„Kennybol, wir sind verrathen! Gormon Woestroem kömmt aus Süden. Das ganze Schützenregiment marschirt gegen uns. Die Schleswiger Uhlanen sind zu Sparbo; drei Kompagnien dänischer Dragoner erwarten zu Loewig Pferde. Die ganze Straße entlang hat er eben so viele Grünröcke als Büsche gesehen. Eilen wir Skongen zu erreichen; wir dürfen nicht eher Halt machen, als bis wir dort sind. Dort können wir uns wenigstens vertheidigen. Auch glaubt Gormon Stutzbüchsen durch das Gesträuch glänzen gesehen zu haben, als er an den Schluchten des schwarzen Pfeilers entlang kam.“

Der junge Anführer war blaß, unruhig; sein Blick jedoch und der Ton seiner Stimme verkündigten noch Kühnheit und Entschlossenheit.

„Unmöglich,“ rief Kennybol.

„Gewiß! gewiß!“ sagte Norbith.

„Aber Herr Hacket . . .“

„Ist ein Verräther oder eine Memme. Glaube, was ich dir sage, Kamrad Kennybol. Wo ist er, dieser Hacket . . .? —“

In diesem Augenblick trat der alte Jonas zu den zwei Anführern. Aus der großen Entmuthigung, welche

allen seinen Zügen aufgedrückt war, konnte man leicht sehen, daß die unglückliche Nachricht schon zu ihm gelangt war.

Die Blicke der beiden Greise, Jonas' und Kennybol's, begegneten sich und beide begannen wie auf gegenseitige Verabredung den Kopf zu schütteln.

„Nun, Jonas? Nun, Kennybol?“ sagte der stürmische Norbith.

Der alte Häuptling der Bergwerker von Faroer war unterdessen langsam mit seiner Hand über seine runzelvolle Stirne gefahren, und antwortete auf den Augenwink des alten Anführers der Bergbewohner von Kole mit leiser Stimme:

„Ja, es ist zu wahr! es ist zu gewiß! Gormon Woestroem hat sie gesehen.“

„Wenn dem so ist,“ sagte Kennybol, „was ist zu thun?“

„Was ist zu thun?“ erwiderte Jonas.

„Ich glaube, Kamrad Jonas, es würde klug sein, Halt zu machen.“

„Und noch klüger, Bruder Kennybol, uns zurück zu ziehen.“

„Halt machen! Zurückziehen!“ rief Norbith. „Vorwärts müssen wir.“

Die beiden Greise warfen dem jungen Manne einen kalten überraschten Blick zu.

„Vorwärts?“ sagte Kennybol. „Und die Schützen von Munkholm?“

„Und die Schleswiger Uhlanen?“ setzte Jonas hinzu.

„Und die dänischen Dragoner?“ begann Kennybol wieder.

Norbith stampfte mit dem Fuße.

„Und die königliche Vormundschaft! Und meine Mutter, die vor Hunger und Kälte stirbt!“

„Teufel! die königliche Vormundschaft!“ sagte der Bergwerker Jonas mit einer Art Schauer.

„Was liegt daran?“ sagte der Bergbewohner Kennybol.

Jonas nahm Kennybol an der Hand.

„Freund Jäger, Ihr habt nicht die Ehre, von unserm glorreichen Beherrscher, Christian dem Vierten, bevormundet zu sein. Möge der heilige König Olaus, der im Himmel ist, uns von der Vormundschaft befreien!“

„Fordere diese Wohlthat von deinem Säbel!“ sagte Norbith mit wilder Stimme.

„Die kühnen Worte kosten einem jungen Menschen gar wenig, Freund Norbith,“ antwortete Kennybol, „aber bedenkt, wenn wir weiter gehen, werden alle diese Grünröcke . . .“

„Ich denke, wir haben gut in unsere Berge zurückkehren, wie Füchse vor Wölfen — man kennt unsere Namen und unsere Empörung und, wenn es einmal

gestorben sein muß, ist mir die Kugel einer Büchse lieber, als der Strick eines Galgens.“

Jonas nickte mit dem Kopf als Zeichen der Beistimmung.

„Teufel! die Vormundschaft für unsere Brüder! Den Galgen für uns! Norbith könnte wohl Recht haben.“

„Gib mir die Hand, mein braver Norbith,“ sagte Kennybol. „Es ist auf beiden Seiten Gefahr. Es ist besser, man geht grade auf den Abgrund los, als daß man rücklings hineinfällt.“

„Fort, fort denn!“ rief der alte Jonas, indem er den Knopf seines Säbels klingen ließ.

Norbith drückte ihnen lebhaft die Hand.

„Brüder, fort! Seid keck wie ich und ich will klug sein, wie ihr. Machen wir heut nicht eher als zu Skongen Halt; die Besatzung ist schwach und wir werden sie vernichten. Brechen wir, da es doch so sein muß, durch die Engpässe des schwarzen Pfeilers, aber in dem tiefsten Schweigen. Wir müssen durch sie hindurch, wenn sie selbst schon vom Feinde besetzt wären.“

„Ich glaube, die Schützen sind noch nicht an der Brücke von Ordals, vor Skongen . . . Aber es liegt nichts daran! Stille!“

„Stille! — so sei's!“ wiederholte Kennybol.

„Jonas,“ sagte Norbith, „wir wollen uns jetzt beide auf unsere Posten begeben. Vielleicht sind wir morgen

zu Drontheim, trotz den Schützen, Uhlanen, Dragonern und allen Grünröcken des Südens."

Die drei Anführer schieden. Bald ging das Losungswort: „Stille!" von Glied zu Glied und diese Rebellenbande, welche einen Augenblick vorher einen so großen Lärm machte, war in dieser von der anrückenden Nacht umdüsterten Oede nur noch eine Schaar stummer Schatten, die geräuschlos auf den sich windenden Pfaden eines Kirchhofs sich hinbewegen.

Indessen wurde der Weg, welchen sie verfolgten, von Augenblick zu Augenblick schmaler und schien sich allmählig in die zwei Felsenwälle zu senken, die steiler und steiler emporstiegen. Im Augenblick, wo der röthliche Mond sich inmitten einer kalten Wolkenmasse erhob, welche mit einer phantastischen Beweglichkeit ihre seltsamen Gestalten um ihn entfaltete, neigte sich Kennybol zu Gyldon Stayper und sagte:

„Wir betreten eben den Engpaß des schwarzen Pfeilers, Stille!"

Wirklich hörte man schon das Geräusch des Bergstroms, welcher allen Krümmungen des Weges zwischen den zwei Bergen folgt, und im Süden zeichnete sich die ungeheure längliche Granit-Pyramide, die man den schwarzen Pfeiler genannt hat, auf dem Grau des Himmels und auf dem Schnee der Berge umher ab, während der von Nebeln umlagerte westliche Horizont durch das äußerste Ende des Waldes von Sparbo und

ein langes, wie eine Riesentreppe aufsteigendes Felsen-Amphitheater begrenzt wurde.

Die Empörer, die gezwungen waren, ihre Kolonnen in den gekrümmten, zwischen zwei Berge eingegränzten Wegen auszudehnen, setzten ihren Marsch fort. Sie drangen in die Schluchten ein, ohne Fackeln anzuzünden, ohne einen Ruf hören zu lassen. Selbst das Geräusch ihrer Schritte verhallte ungehört inmitten des betäubenden Lärms der Wasserfälle und des Brüllens eines heftigen Windes, der die Druidenwälder beugte und die Regenwolken um die mit Eis und Schnee bedeckten Bergspitzen im Wirbel drehte. Das oft verhüllte Licht des Mondes, das sich in den dunkeln Tiefen des Engpasses verlor, senkte sich nicht auf das Eisen ihrer Piken und die weißen Adler, welche zuweilen auf ihren Köpfen hinflogen, ahnten nicht, daß eine so große Menschenmenge in diesem Augenblicke ihre Einsamkeit beunruhigte.

Einmal berührte der alte Gyldon Stapper Kennybol's Schulter mit dem Kolben seines Karabiners: — „Hauptmann! — Hauptmann! Ich sehe etwas hinter jenem Busch von Stechpalmen und Geniste glänzen.“

„Ich seh' es auch,“ antwortete der Anführer der Bergbewohner; „es ist das Wasser des Bergstromes, das die Wolken zurückspiegelt.“

Und man zog weiter.

Ein andresmal hielt Gyldon seinen Hauptmann ungestümm am Arme fest.

„Sieh,“ sagte er, „sind das keine Stutzbüchsen, was da oben im Schatten jenes Felsen glänzt?“

Kennybol schüttelte den Kopf und sagte, nachdem er einen Augenblick aufmerksam hingeschaut hatte:

„Beruhige dich, Bruder Gyldon. Es ist ein Strahl des Mondes, der auf eine mit Eis bedeckte Klippe fällt.“

Es bot sich ihnen kein fernerer Gegenstand dar, der sie beunruhigt hätte und die verschiedenen, in den Krümmungen des Engpasses sich ruhig ausdehnenden Schaaren vergaßen unmerklich alle Gefahren, welche die Lage des Ortes darbot.

Nach zweistündigem, oft sehr beschwerlichem Marsche inmitten von Baumstämmen und Granitstücken, womit der Weg bedeckt war, betrat die Vorhut den unebenen Boden des Fichtenwäldchens, welches die Schlucht des schwarzen Pfeilers endigt und über welchem hohe, schwarze, moosbewachsene Felsen hängen.

Gyldon Stapper näherte sich Kennybol und versicherte, er wünsche sich Glück, daß er endlich im Begriffe wäre, aus dieser verwünschten Mördergrube herauszukommen und daß man dem heiligen Sylvester Dank sagen müsse, daß der schwarze Pfeiler ihnen nicht unheilbringend geworden.

Kennybol begann zu lachen und schwor, er habe diese alten Weiber-Schrecken nie getheilt, denn für die meisten Menschen hat die Gefahr, wann sie vorüber ist, nie bestanden und man sucht dann durch die Ungläubig-

keit, die man zeigt, den Muth darzuthun, welchen man vielleicht nicht gezeigt hätte.

In diesem Augenblicke zogen zwei kleine runde Lichtschimmer, die sich, zwei glühenden Kohlen ähnlich, in dem dichten Gehölze bewegten, seine Aufmerksamkeit auf sich.

„Beim Heil meiner Seele!“ sagte er leise, indem er Gyldon's Arm schüttelte, „dies sind fürwahr zwei Glühaugen, welche der schönsten Bergkatze angehören müssen, die je in einem Walde miaut haben.“

„Du hast Recht,“ antwortete der alte Stayper, „und wenn er nicht vor uns herzöge, würde ich eher glauben, es seien die verfluchten Augen des Teufels von Isl …“

„Pest!“ rief Kennybol. — Dann faßt er seinen Karabiner: — „In der That,“ fuhr er fort, „man soll nicht sagen, ein so schönes Stück sei ungestraft vor Kennybol's Augen gekommen.“

Der Schuß war gefallen, ehe Gyldon Stayper, der sich auf den Arm des unvorsichtigen Jägers geworfen hatte, ihm Einhalt thun konnte. Nicht der laute Klageton einer wilden Katze antwortete auf den lärmenden Schuß des Karabiners, sondern ein scheusliches Tigergemurr, dem ein noch scheuslicheres menschliches Lachen folgte.

Man hörte den Wiederschall des Schusses nicht sich verlängern und von Echo zu Echo in den Tiefen der Berge sterben; denn kaum hatte der Blitz des Karabi-

ners die Dunkelheit erleuchtet, kaum hatte der verhängnißvolle Knall des Pulvers das Schweigen gebrochen, als tausend furchtbare Stimmen sich unerwartet auf den Bergen, in den Schluchten, in den Wäldern erhoben; als ein Ruf: Es lebe der König! wie ein Donner sich ausdehnend, über den Rebellen, zu ihren Seiten, vor und hinter ihnen daherrollte, und der mörderische Schimmer eines furchtbaren Musketenfeuers von allen Seiten aufblitzte, sie traf und zumal ihre Reihen beleuchtete und sie in rothen Rauchwirbeln hinter jedem Felsen ein Bataillon und hinter jedem Baum einen Soldaten gewahren ließ.

---

## Achtunddreißigstes Kapitel.

Zu den Waffen, zu den Waffen, Häuptlinge!
E. H. der Gefangene von Ochali.

Der Leser beliebe den Tag, der eben abgelaufen, mit uns wieder zu beginnen und sich nach Skongen zu versetzen, wo das Schützenregiment, welches wir in dem dreißigsten Kapitel dieser sehr wahren Erzählung auf dem Marsche gesehen haben, seinen Einzug hielt, während die Rebellen das Bleibergwerk von Apsyl-Corh verließen.

Der Freiherr Vaethaun, Obrist der Schützen, wollte eben, nachdem er einige Befehle in Bezug auf die Einquartirung der Soldaten, die er befehligte, gegeben hatte, über die Schwelle des Hauses schreiten, das ihm in der Nähe des Stadtthors zur Wohnung angewiesen worden war, als er fühlte, daß eine schwere Hand sich vertraulich auf seine Schulter legte. Er drehte sich um.

Es war ein Mann von kleinem Wuchse, dessen Gesicht ein großer Weidenhut bedeckte, der nur den rothen, buschigen Bart sehen ließ. Er war sorgfältig in die Falten einer Art Mantel von grauem Wollenzeug gehüllt, welcher nach einem Ueberbleibsel von Kapuze, die man daran hängen sah, ein Einsiedlergewand gewesen zu sein schien und nur die, unter plumpen Handschuhen verborgenen Händen gewahren ließ.

„Braver Mann," fragte der Obrist rasch, „was Teufels wolltet Ihr von mir?"

„Obrist der Schützen von Munkholm," antwortete der Mann mit einem seltsamen Ausdruck, „folge mir einen Augenblick, ich habe dir eine Nachricht mitzutheilen."

Diese seltsame Einladung überraschte den Obristen und er schwieg einen Augenblick.

„Eine wichtige Nachricht, Obrist," wiederholte der Mann mit den dicken Handschuhen.

Dieses Beharren bestimmte den Freiherrn Vaethaun. In dem entscheidenden Augenblicke, der für die Provinz herangekommen war, und bei dem Auftrag, den er über-

nommen hatte, war keine Nachricht zu verschmähen. — „Laßt uns gehen!“ sagte er.

Der kleine Mann schritt vor ihm her und sobald sie aus der Stadt waren, blieb er stehen.

„Obrist, hast du wohl Lust, alle diese Rebellen auf einen Schlag zu vernichten?“

Der Obrist begann zu lachen.

„Das hieße in der That den Feldzug nicht übel anfangen.“

„Wohlan! Laß sogleich heute alle deine Soldaten in den Schluchten des schwarzen Pfeilers, zwei Meilen von dieser Stadt, sich in Hinterhalt legen; die Banden werden diese Nacht dort lagern. Bei dem ersten Feuer, das du glänzen siehst, brich mit den Deinigen über sie herein. Der Sieg wird leicht sein.“

„Braver Mann, die Nachricht ist gut und ich dank' Euch dafür. Aber woher wißt ihr das, was ihr mir mittheilt?“

„Wenn du mich kenntest, Obrist, würdest du mich eher fragen, wie es möglich wäre, daß ich es nicht wüßte?“

„Wer seid Ihr denn?“

Der Mann stampfte mit dem Fuße.

„Ich bin nicht hierher gekommen, um dir das zu sagen.“

„Fürchtet nichts! Wer Ihr auch sein mögt, der Dienst, den Ihr uns erzeigt, wird euer Schutz sein. Vielleicht gehört Ihr zu den Rebellen . . . ?“

„Ich habe es abgelehnt, ihnen anzugehören.“

„Warum verschweigt Ihr Euren Namen, wenn Ihr ein treuer Unterthan des Königs seid . . . ?“

„Was liegt mir daran!“

Der Obrist wollte diesem sonderbaren Rathgeber noch einige Nachrichten entlocken.

„Sagt mir, ob es wahr ist, daß die Räuber von dem berüchtigten Han von Island angeführt werden . . . ?“

„Han von Island!“ wiederholte der kleine Mann mit einem ungewöhnlichen Ausdruck der Stimme.

Der Freiherr stellte dieselbe Frage nochmals. Ein lautes Gelächter, das für ein Gebrüll hätte gelten können, war die einzige Antwort, die er erhalten konnte. Er versuchte mehrere andre Fragen über die Zahl und die Anführer der Bergwerker. Der kleine Mann schloß ihm den Mund.

„Obrist der Schützen von Munkholm, ich habe dir Alles gesagt, was ich dir zu sagen hatte. Lege dich heute noch mit deinem ganzen Regimente in dem Engpaß des schwarzen Pfeilers in Hinterhalt und du kannst diese ganze Menschenheerde vernichten.“

„Ihr wollt mir nicht entdecken, wer Ihr seid; Ihr beraubt euch auf diese Weise der Erkenntlichkeit des Königs, aber es ist darum nicht minder billig, daß der Freiherr Vaethaun Euch seine Dankbarkeit für den Dienst beweist, den Ihr ihm leistet.“

Der Obrist warf seine Börse zu den Füßen des kleinen Mannes.

„Behalte dein Gold, Obrist,“ sagte dieser. „Ich bedarf dessen nicht und,“ fügte er hinzu, indem er auf einen großen Beutel zeigte, der an seinem Gürtelstrick hing, „wenn du eines Lohnes bedürftest, um diese Menschen zu tödten, hätte ich noch Gold, Obrist, um dir ihr Blut zu bezahlen.“

Ehe der Obrist von dem Erstaunen zurückgekommen war, in welches ihn die unerklärlichen Worte dieses geheimnißvollen Wesens versetzt hatten, war es verschwunden.

Der Freiherr Vaethaun kehrte langsam zurück, indem er bei sich überlegte, wie viel Vertrauen man in die Nachricht jenes Mannes setzen dürfe. Bei dem Eintritt in seine Wohnung wurde ihm ein mit dem Siegel des Großkanzlers versehenes Schreiben zugestellt. Es war wirklich eine Botschaft des Grafen von Ahlefeld, in welcher der Obrist mit einer leicht zu begreifenden Ueberraschung dieselbe Nachricht und denselben Rath fand, welche ihm kurz vorher an den Stadtthoren der unbegreifliche Mann mit dem Weidenhut und den plumpen Handschuhen gegeben hatte.

## Neununddreißigstes Kapitel.

> Hundert Fahnen flatterten über den Häuptern der Tapfern, Blutströme flossen allerseits und der Tod schien besser, als die Flucht. Ein sächsischer Barde hatte diese Nacht „das Schwerter-Fest" genannt; das Geschrei der auf ihre Beute stürzenden Adler, dieser Kriegsgesang schmeichelten seinem Ohre mehr, als die frohen Lieder eines Hochzeitfestes.
>
> Walter Scott.

Wir wagen es nicht, die furchtbare Verwirrung zu beschreiben, welche die schon ordnungslosen Kolonnen der Empörer durchbrachen, als der unglückliche Engpaß ihnen plötzlich alle seine Gipfel, alle seine Höhlen von unerwarteten Feinden besetzt zeigte. Es wäre schwer zu unterscheiden gewesen, ob das lange, aus dem Rufe von Tausenden entstammte Geschrei, das aus ihren so unversehens niedergeschmetterten Reihen erscholl, ein Geschrei der Verzweiflung, des Schreckens, oder der Wuth war. Das schreckliche Feuer, welches die demaskirten Rotten der königlichen Truppen von allen Seiten auf sie niederschleuderten, wurde jeden Augenblick stärker; und ehe ihre Linien einen andern als den unseligen

Schuß Kennybol's hören ließen, sahen sie schon nichts mehr um sich, als eine erstickende entzündete Rauchwolke, durch welche der Tod blind dahinflog, wo jeder von ihnen, vereinzelt, nur sich erkannte und mit Mühe in der Entfernung die Schützen, die Dragoner, die Uhlanen unterschied, die sich wirr an dem Rande der Felsen und am Saum des Gehölzes, wie Teufel in einem Schmelzofen zeigten.

Alle diese, ungefähr eine Meile in der Länge auf einem engen, sich windenden Wege, welchen auf der einen Seite ein tiefer Bergstrom, auf der andern eine steile Felsenwand begrenzte, was ihnen ein Zurückziehen und Vereinigen der getrennten Kräfte fast unmöglich machte, — alle diese so zerstreuten Banden glichen jener Schlange, die man spaltet, indem man ihr, wenn sie alle ihre Ringe entfaltet hat, auf den Rücken schlägt, und deren getrennte Glieder sich noch lange lebendig in ihrem Schaume wälzen und sich noch zu vereinigen suchen.

Als die erste Ueberraschung vorüber war, schien dieselbe Verzweiflung, wie eine gemeinschaftliche Seele alle diese von Natur wilden und unerschrockenen Männer zu beleben. Wüthend, sich so vertheidigungslos vernichten zu sehen, stieß diese Menge von Empörern ein Geschrei aus, das aus einem Munde zu kommen schien, — ein Geschrei, das einen Augenblick den ganzen Lärm der triumphirenden Feinde übertönte; und als diese sie ohne Führer, ohne Ordnung, fast ohne Waffen, unter einem

furchtbaren Feuer, spitze Felsenriffe hinanklimmen, mit den Händen und mit den Zähnen sich an dem Gesträuche über Abgründen anhalten sahen, indem sie Hämmer und eiserne Gabeln schwangen, konnten diese so gut bewaffneten, so gut geordneten und so sicher aufgestellten Soldaten, die noch nicht einen einzigen der ihrigen verloren hatten, sich einer Bewegung unwillkührlichen Schreckens nicht enthalten.

Man sah mehre Male einzelne aus diesem wilden Haufen bald über Brücken von Leichen, bald, indem sie auf die Schultern ihrer Kamraden stiegen, welche wie lebendige Leitern die Felsabhänge entlang standen, bis zu den von den Angreifenden eingenommenen Höhen gelangen; kaum aber hatten sie „Freiheit!“ gerufen; kaum hatten sie ihre Aexte oder ihre knotigen Keule erhoben, kaum hatten sie ihre schwarzen, von krampfhafter Wuth ganz schäumenden Gesichter gezeigt, als sie in den Abgrund gestürzt wurden und ihre waghalsigen Kamraden mit sich fortrissen, welche ihnen auf ihrem Falle, an einem Busche sich anklammernd oder eine Felsspitze umfassend, begegneten.

Die Anstrengungen dieser Unglücklichen, um zu fliehen oder sich zu vertheidigen, waren fruchtlos; alle Ausgänge des Engpasses waren geschlossen; alle zugänglichen Punkte mit Soldaten gespickt. Die Mehrzahl dieser unglücklichen Rebellen gaben auf dem Wege hingestreckt den Geist auf, nachdem sie ihre Queräxte oder ihre Säbel

an Granitblöcken zerbrochen hatten; manche setzten sich mit gekreuzten Armen und zu Boden gesenkten Blicken auf Steine am Rande des Wegs und erwarteten da, schweigend und unbeweglich, daß eine feindliche Kugel sie in den Bergstrom stürze. Diejenigen, welche Hacket's Vorsicht mit schlechten Büchsen bewaffnet hatte, richteten auf's Gradewohl einige verlorne Schüsse gegen den Felskamm, gegen die Oeffnungen der Höhlen, aus denen ohne Unterlaß neue Kugelregen auf sie niederstürzten. Ein stürmischer Lärm, in welchem man das wüthende Geschrei der Anführer und die ruhigen Befehle der Offiziere unterschied, mischte sich unaufhörlich in das abwechselnde und häufige Krachen der Schüsse, während ein blutiger Dunst über der Scene des Blutbads aufstieg und verschwand, indem er auf die Vorderseite der Berge große zitternde Lichtschimmer warf, und der Strom, mit weißem Schaume bedeckt, wie ein Feind zwischen den zwei feindlichen Menschenschaaren dahin brauste und seine Leichenbeute mit sich fortriß.

Aber am meisten hatten seit den ersten Augenblicken des Treffens, oder vielmehr der Metzelei, die Bergbewohner von Kole gelitten, die der tapfere, unvorsichtige Kennybol anführte. Man wird sich erinnern, daß sie die Vorhut des Rebellenheeres ausmachten und in den Fichtenwald eingetreten waren, welcher den Engpaß endigt. Kaum hatte der unglückliche Kennybol sein Feuerrohr wieder geladen, als dieser Wald, der plötzlich ge-

wissermaßen durch Zauberei, mit feindlichen Plänklern bevölkert war, sie mit einem Feuerkreis umgab, während von dem wallartigen Gipfel einer Höhe, die von einigen großen, niederhängenden Felsen beherrscht wurde, ein ganzes Bataillon des Regiments von Munkholm ohne Unterlaß ein furchtbares Gewehrfeuer auf sie niedersandte. In diesem schrecklichen Augenblick warf Kennybol, außer sich, die Augen auf den geheimnißvollen Riesen, indem er nur noch von einer übernatürlichen Macht, wie die Han's von Island, Rettung erwartete; aber er sah den furchtbaren Teufel nicht plötzlich zwei ungeheure Schwingen ausbreiten und Flammen und Blitze auf die Schützen speiend, sich über die Kämpfenden erheben; er sah ihn nicht auf einmal bis zu den Wolken hinauf wachsen und einen Berg auf die Angreifenden werfen, oder mit dem Fuß auf die Erde stampfen und unter dem im Hinterhalte liegenden Bataillon einen Abgrund öffnen. Dieser furchtbare Han von Island wich, wie er, bei dem ersten Feuer der Büchsen zurück, kam mit einem fast ängstlichen Gesichte zu ihm und forderte einen Karabiner von ihm, indem, wie er mit ziemlich alltäglicher Stimme sagte, in einem solchen Augenblick seine Axt ihm nicht mehr nütze, als der Spinnrocken einer alten Frau.

Kennybol, erstaunt, aber immer gläubigen Herzens, reichte dem Riesen sein eigenes Feuerrohr mit einem Schrecken dar, der ihn fast die Furcht vor den Kugeln

vergessen ließ, welche es um ihn regnete. Immer auf ein Wunder hoffend, erwartete er noch, sein unglückliches Gewehr werde in den Händen Han's von Island so dick wie eine Kanone werden, oder sich in einen geflügelten Drachen verwandeln, und aus den Augen, dem Rachen und den Nüstern Feuer speien. Es geschah nichts und das Erstaunen des armen Jägers erreichte seinen höchsten Grad, als er den Dämon den Karabiner, wie er selbst, mit ganz gewöhnlichem Pulver und Blei laden, ihn nach seiner eigenen Weise an die Wange legen und seinen Schuß ganz einfach, ohne selbst so gut zu ziehen, wie er, Kennybol, es hätte thun können, abfeuern sah. Mit stummem Erstarren sah er ihn mehre Male hintereinander diese ganz mechanische Handlung wiederholen; und als er sich endlich überzeugte, daß auf kein Wunder zu rechnen sei, dachte er daran, seinen Gefährten und sich selbst durch irgend ein menschliches Mittel aus dieser Schlinge zu ziehen. Schon war sein armer alter Kamrad, Gyldon Stayper, mit Wunden bedeckt zu seinen Füßen niedergestürzt; schon drängten sich alle Bergbewohner, von Furcht befangen, von allen Seiten umzingelt und von der Flucht abgeschnitten, mit erbärmlichem Wehklagen an einander, ohne an eine Vertheidigung zu denken. Kennybol begriff und sah, welch ein sicheres Ziel dieser Menschenknäul den Schüssen der Feinde darbot, der kein Rottenfeuer abbrannte, ohne zwanzig der seinigen hinzustrecken. Er befahl seinen unglücklichen

Kamraden, diese zu zerstreuen, sich in das Gehölz am Saume des Wegs zu werfen, der hier weit breiter war, als in den übrigen Theilen der Schlucht des schwarzen Pfeilers; sich in dem Gebüsch zu verstecken und dem stets mörderischer werdenden Feuer der Plänkler und des Bataillons nach Kräften zu antworten. Die Bergbewohner, größtentheils gut bewaffnet, weil sie alle Jäger waren, gehorchten dem Befehle ihres Anführers mit einer Unterwerfung, die er vielleicht in einem andern, minder kritischen Augenblicke bei ihnen nicht gefunden hätte, denn die Menschen verlieren, Angesichts der Gefahr, gewöhnlich den Kopf und gehorchen dann sehr gern dem, der es übernimmt, kaltes Blut und Gegenwart des Geistes für sie zu haben.

Diese kluge Maßregel war indessen weit entfernt, ihnen den Sieg oder auch nur Rettung zu sichern. Schon lagen mehr Bergbewohner zum Kampfe unfähig hingestreckt, als deren noch auf den Füßen waren, und trotz dem Beispiele und den Ermuthigungen ihres Anführers und des Riesen hatten viele von ihnen, auf ihre nutzlosen Musketen gestützt, oder neben den Verwundeten ausgestreckt, hartnäckig beschlossen, den Tod zu erwarten, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihn andern zu geben. Man wird sich vielleicht wundern, daß diese Männer, die daran gewöhnt waren, dem Tod zu trotzen, indem sie von Gletscher zu Gletscher eilten, um wilde Thiere zu verfolgen, den Muth so schnell verloren; al-

lein man täusche sich nicht, in den gemeinen Herzen ist der Muth örtlich; man kann vor Kartätschen lachen und in der Dunkelheit oder am Rande eines Abgrundes zittern; man kann jeden Tag wilden Thieren die Stirne bieten, mit einem Sprung über Abgründe setzen und vor einer Artillerie-Salve fliehen. Es trifft sich oft, daß Unerschrockenheit nur Gewohnheit ist und daß man, nachdem man aufgehört hat, den Tod unter dieser oder jener Gestalt zu fürchten, ihn darum doch nicht weniger fürchtet.

Kennybol selbst, der sich von Haufen seiner sterbenden Brüder umgeben sah, begann zu verzweifeln, obgleich er nur erst eine leichte Wunde am linken Arme erhalten hatte und den teuflischen Riesen seinen Musketir-Dienst mit der beruhigendsten Gleichmuth fortsetzen sah. Plötzlich bemerkte er, daß sich in dem unseligen Bataillon, das auf der Höhe stand, eine ungewöhnliche Verwirrung kund that, welche ganz gewiß nicht von dem geringen Schaden herrühren konnte, welchen das sehr schwache Feuer seiner Bergbewohner unter ihnen anrichtete. Er hörte schauerliche Klagetöne, Flüche von Sterbenden, Worte des Schreckens unter dieser siegreichen Schaar laut werden. Bald schwieg das Gewehrfeuer, der Rauch verflog und er konnte ganz deutlich ungeheure Granitstücke auf die Schützen von Munkholm von der Höhe des Felsen niederstürzen sehen, welche den ebenen Platz beherrschte, auf welchem sie aufgestellt

waren. Diese Felsenblöcke folgten sich mit einer furchtbaren Schnelligkeit in ihrem Falle; man hörte, wie sie sich mit großem Geräusch über einander niederwälzten und unter die Soldaten stürzten, die ihre Linien durchbrachen, in Eile und Unordnung von der Höhe niederstürmten und nach allen Richtungen entflohen.

Als Kennybol diese unerwartete Hülfe sah, wandte er sich um: — der Riese war aber immer noch da! Der Bergbewohner stand bestürzt, denn er hatte geglaubt, Han von Island hätte sich endlich aufgeschwungen und auf der Höhe jenes Felsen Platz genommen, von wo aus er den Feind zerschmetterte. Er erhob das Auge zu der Klippenhöhe, von woher jene furchtbaren Steinmassen niederstürzten; aber er sah nichts. Er konnte daher nur annehmen, eine Abtheilung der Rebellen sei zu jenem schrecklichen Posten vorgedrungen, da man keine Waffen glänzen sah, da man kein Siegesgeschrei vernahm.

Indessen schwieg das Feuer des Bataillons ganz; die dichten Bäume bedeckten die Trümmer dieser Schaar, welche sich ohne Zweifel am Fuß der Höhe wieder sammelte. Selbst das Gewehrfeuer der Plänkler war minder lebhaft geworden. Kennybol benutzte, als geschickter Anführer, diesen sehr unverhofften Vortheil; er ermuthigte seine Kamraden wieder und zeigte ihnen bei dem düsteren Lichte, das den ganzen Schauplatz dieses Blutbades röthete, die Menge der, auf dem Klippen-Vor-

sprung zwischen den Felsenstücken, welche von Zeit zu Zeit niederzustürzen fortfuhren, angehäuften Leichen. Jetzt antworteten die Bergbewohner durch Siegesgeschrei auf das Gestöhn ihrer Feinde; sie stellten die Kolonne her und beschlossen, obgleich sie von den in dem Gehölze zerstreuten Plänklern noch immer beunruhigt wurden, wie von einem neuen Muthe beseelt, mit voller Gewalt diesen unglücklichen Engpaß zu verlassen.

Die so gebildete Kolonne wollte sich in Bewegung setzen; schon gab Kennybol mit dem Horn das Zeichen und der Ruf: „Freiheit! Freiheit! Keine Vormundschaft mehr!“ ertönte, als der Klang der Trommel und des Horns, zum Angriffe rufend, sich vor ihnen hören ließ; dann brach der Rest des Bataillons der Schützen, durch eine Anzahl frischer Truppen verstärkt, einen Flintenschuß weit von ihnen aus einer Krümmung des Wegs vor und zeigte den Bergbewohnern eine mit Piken und Bajonetten gespickte Fronte, die von zahlreichen Reihen, deren Tiefe das Auge nicht ermessen konnte, gedeckt wurde. Das Bataillon machte, nachdem es sich auf diese Weise Kennybol's Schaaren unversehens dargestellt hatte, halt, und der, welcher es zu befehligen schien, bewegte eine kleine weiße Fahne, indem er, von einem Trompeter begleitet, gegen die Bergbewohner vortrat.

Die unerwartete Erscheinung dieser Truppen hatte Kennybol nicht außer Fassung gebracht. In dem Ge-

fühle der Gefahr gibt es einen Punkt, wo Ueberraschung und Furcht unmöglich sind. Der alte Kole-Fuchs hatte bei dem ersten Schalle der Trommel und des Horns seine Gefährten halt machen lassen. Im Augenblick, wo die Fronte des Bataillons sich in guter Ordnung entwickelte, ließ er alle Karabiner losschießen und stellte seine Bergbewohner zwei und zwei auf, um dem Feuer des Feindes eine geringe Fläche darzubieten. Er selbst stellte sich an die Spitze neben den Riesen, mit welchem er in der Hitze des Treffens beinahe auf einen vertraulichen Fuß zu kommen angefangen hatte, da er die Bemerkung gewagt hatte, seine Augen seien nicht genau so glühend, wie der Ofen einer Schmiede und die angeblichen Krallen seiner Hände entfernten sich nicht so sehr, als man behaupten wollte, von der Gestalt menschlicher Nägel.

Als er den Anführer der königlichen Schützen auf diese Weise, gleichsam als wollte er kapituliren, vorschreiten und das Feuer der Plänkler sich plötzlich einstellen sah, obgleich ihr Aufforderungsruf, der sich allerseits hören ließ, ihre Gegenwart in den Wäldern noch verrieth, stellte er einen Augenblick seine Vertheidigungsanstalten ein.

Indessen war der Offizier mit der weißen Fahne in die Mitte des Raumes gekommen, welcher die zwei Kolonnen trennte; er blieb stehen, und der Trompeter, der ihn begleitete, gab dreimal das Zeichen zur Ergebung.

Dann rief der Offizier mit starker Stimme, welche die Bergbewohner trotz des stets wachsenden Lärms, womit der Kampf hinter ihnen die Schluchten des Berges erfüllt, deutlich hören konnten:

„Im Namen des Königs! Die Gnade des Königs wird denjenigen Rebellen zugesagt, welche die Waffen niederlegen und ihre Anführer der hohen Gerichtsbarkeit Seiner Majestät ausliefern."

Der Parlamentär hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als ein Schuß aus einem nahen Gehölze fiel. Der getroffene Offizier schwankte; er that einige Schritte, indem er seine Fahne erhob und stürzte unter dem Rufe:

„Verrath!"

Niemand wußte, von wem der unglückliche Schuß gekommen war.

„Verrath! Feigheit!" wiederholte das Schützenbataillon mit dem Knirschen der Wuth. Und eine furchtbare Gewehrsalve lichtete die Reihen der Gebirgsmänner.

„Verrath!" riefen ihrer Seits die Bergbewohner, wüthend, ihre Brüder an ihrer Seite stürzen zu sehen und ein allgemeines Feuer antwortete auf die unerwartete Salve der königlichen Schützen.

„Auf sie, Kamraden! Nieder mit diesen Memmen! Nieder mit ihnen!" riefen die Schützenoffiziere."

„Nieder mit ihnen! Nieder mit ihnen!" wiederholten die Bergbewohner.

Und die Kämpfer der beiden Theile stürzten mit ge-

zückten Säbeln hervor und die beiden Kolonnen stießen beinahe über der Leiche des unglücklichen Offiziers unter fürchterlichem Waffengetöse und Geschrei auf einander.

Die Glieder wurden durchbrochen und mischten sich unter einander. Rebellenhäupter, königliche Offiziere, Soldaten, Bergbewohner, alle drängten sich durcheinander, faßten, umschlangen sich, wie zwei hungrige Tigerheerden in einer Wüste. Die langen Piken, die Bajonette, die Partisanen waren unnütz geworden; die Säbel und Aexte glänzten allein über den Köpfen und viele Kämpfende, die handgemein geworden waren, konnten nicht einmal mehr andere Waffen brauchen, als den Dolch und die Zähne.

Eine gleiche Wuth, eine gleiche Erbitterung belebte die Gebirgsleute und die Schützen; denselben Ruf: „Verrath! Rache!" stieß jeder Mund aus. Das Handgemenge war dahin gekommen, wo die Grausamkeit sich aller Herzen bemächtigt, wo man seinem Leben den Tod eines Feindes, den man nicht kennt, vorzieht, wo man gleichgültig über Haufen von Todten und Verwundeten hinschreitet, unter welchen der Sterbende erwacht, um noch durch seinen Biß den zu bekämpfen, welcher ihn mit Füßen tritt.

In diesem Augenblick warf sich ein kleiner Mann, welchen mehrere Kämpfende durch den Rauch und die Dämpfe des Blutes hindurch anfangs nach seinem Gewande von Thierhäuten für ein wildes Thier hielten,

mit furchtbarem Lachen und Freudegebrüll in die Mitte des Blutbades. Niemand wußte, woher er kam und für welchen Theil er kämpfte, denn seine Steinaxt wählte ihre Opfer nicht und spaltete zumal den Schädel des Rebellen und den Bauch des Soldaten. Nichts desto weniger schien er die Schützen von Munkholm lieber zu schlachten. Alles floh vor ihm; er eilte wie ein Gespenst in das Handgemenge und seine blutige Axt wirbelte unaufhörlich um ihn und wo sie traf, sprangen Stücke Fleisch, zerbrochene Glieder und zerschmetterte Gebeine davon. Er rief: „Rache!“ wie alle andre und ließ seltsame Worte hören, unter welchen der Name Gill oft vorkam. Für diesen furchtbaren Unbekannten war dieses Blutbad eine Art Fest.

Ein Bergbewohner, auf welchen er seinen mörderischen Blick heftete, fiel dem Riesen, auf welchen Kennybol so viele getäuschte Hoffnungen gesetzt hatte, zu Füßen und schrie:

„Han von Island, rette mich!“

„Han von Island?“ wiederholte der kleine Mann und ging auf den Riesen zu.

„Bist du Han von Island?“ sagte er.

Als Antwort hob der Riese seine eiserne Axt. Der kleine Mann wich zurück und die Schneide senkte sich bei ihrem Falle in den Schädel desselben Unglücklichen, welcher den Beistand des Riesen angesprochen hatte.

Der Unbekannte lachte.

„Ho, ho! bei Ingulph! ich hielt Han von Island für geschickter!“

„So rettet Han von Island den, der zu ihm fleht!“ sagte der Riese.

„Du hast recht.“

Die zwei furchtbaren Kämpen griffen sich wüthend an. Die eiserne Axt und die steinerne Axt begegneten sich; sie trafen so heftig aufeinander, daß die beiden Schneiden mit tausend Funken in Stücke flogen.

Rascher als der Gedanke faßte der kleine entwaffnete Mann eine schwere hölzerne Keule, welche ein Sterbender hatte fallen lassen und dem Riesen ausweichend, der sich bückte, um ihn in seine Arme zu packen, gab er seinem Gegner mit beiden Händen einen wüthenden Schlag mit der Keule auf die breite Stirne.

Der Riese stieß einen erstickten Schrei aus und fiel. Der kleine Mann trat ihn frohlockend mit den Füßen und schäumte vor Lust.

„Du trugst einen Namen, der zu schwer für dich war,“ sagte er. Und er schwang seine siegreiche Keule und eilte, andere Opfer aufzusuchen.

Der Riese war nicht todt. Die Heftigkeit des Schlags hatte ihn betäubt und er war fast leblos niedergestürzt. Er begann, die Augen wieder zu öffnen und einige schwache Bewegungen zu machen, als ein Schütze ihn im Tumult bemerkte und sich unter dem Rufe: „Han von Island ist gefangen! Sieg!“ auf ihn warf.

„Han von Island ist gefangen!" wiederholten alle Stimmen mit dem Ausdruck des Triumphes oder der Trauer. Der kleine Mann war verschwunden.

Schon seit einiger Zeit fühlten die Bergbewohner, daß sie der Menge unterliegen müßten; denn mit den Schützen von Munkholm hatten sich die Plänkler des Waldes und Abtheilungen von unberittenen Uhlanen und Dragonern vereinigt, welche von Augenblick zu Augenblick aus den Tiefen der Schluchten kamen, wo die Auslieferung der Hauptanführer der Rebellen dem Blutbade ein Ende gemacht hatte. Der tapfere Kennybol, der im Anfange des Treffens eine Wunde erhalten hatte, war gefangen genommen worden. Die Gefangennehmung Han's von Island nahm den Bergbewohnern vollends den ganzen Muth, der ihnen noch geblieben war. — Sie legten die Waffen nieder.

Als die ersten weißen Schimmer des jungen Tages die spitzen Zinnen der noch halb in den Schatten getauchten Gletscher beleuchtete, zeigten die Engpasse des schwarzen Pfeilers nur eine düstere Ruhe, ein schreckliches Schweigen, in welches sich zuweilen schwache Klagetöne mischten, mit denen der leichte Morgenwind spielte. Schwarze Flüge Raben eilten von allen Seiten des Himmels auf diese unseligen Schluchten zu; und einige arme Ziegenhirten, welche während der Dämmerung an dem Saume der Felsen gekommen waren, kehrten erschreckt in ihre Hütten zurück und sagten aus, sie hätten

in dem Engpaß des schwarzen Pfeilers ein Thier mit menschlichem Antlitz gesehen, das, auf den Leichenhaufen sitzend, Blut getrunken habe.

---

## Vierzigstes Kapitel.

Wie wenn die Windsbraut heftig, wild,
Dem Armen, dessen Schiff ein Raub der Wellen,
Das Wrak, um das die Wogen schwellen,
Nach dem er sehnlich blickt als Schild,
Auf's Herz stößt, daß ihn Tod umhüllt;
So schwand bei dieses Namens herbem Klange
In Raymond's Herz, was er gehofft so lange.

J. Lefevre, Parisina.

„Meine Tochter, öffne das Fenster; diese Gläser sind sehr düster; ich möchte das Licht ein wenig sehen."

„Seht das Licht, mein Vater! die Nacht naht mit raschen Schritten."

„Es glänzen noch Sonnenstrahlen auf den Hügeln, welche den Meerbusen umgeben. Es thut mir noth, dieß freie Licht durch die Gitter des Kerkers einzuathmen. — Der Himmel ist so rein!"

„Mein Vater, ein Sturm droht hinter dem Horizont."

„Ein Sturm, Ethel? Wo siehst du ihn ...?"

„Mein Vater, eben weil der Himmel rein ist, erwarte ich einen Sturm.“

Der Greis warf einen erstaunten Blick auf das junge Mädchen.

„Hätte ich so von Jugend auf gedacht, so wäre ich nicht hier.“ — Dann setzte er mit weniger bewegter Stimme hinzu:

„Was du sagst, ist richtig, aber es paßt zu deinem Alter nicht. Ich begreife nicht, wie es geschieht, daß dein junger Verstand meiner alten Erfahrung gleicht.“

Ethel senkte die Augen, als wenn dieser ernste, einfache Gedanke sie beunruhige. Sie legte ihre beiden Hände schmerzvoll zusammen und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

„Meine Tochter,“ sagte der alte Gefangene, „du bist seit einigen Tagen blaß, als hätte das Leben das Blut deiner Adern nie durchwärmt. Schon mehrere Morgen kömmst du mit gerötheten und geschwollenen Augenliedern, mit Augen, die gewacht und geweint haben, zu mir. Schon mehrere Tage, Ethel, verbringe ich in Schweigen, ohne daß deine Stimme es versucht, mich dem düstern Nachdenken über meine Vergangenheit zu entreißen. Du bist bei mir trauriger, als ich selbst; und doch hast du nicht, wie dein Vater, die Last eines ganzen Lebens von Nichtigkeit und Leere auf deiner Seele. Der Kummer umgibt deine Jugend, er kann aber nicht bis zu deinem Herzen dringen. Die Morgenwolken werden leicht verjagt. Du

bist in einer Periode des Daseins, wo man sich in seinen Träumen eine von der Gegenwart, welcher Art sie auch sei, unabhängige Zukunft wählt. Was hast du denn, mein Kind? Du bist, Dank dieser einförmigen Gefangenschaft, vor unvorgesehenem Unglück geschirmt. — Welchen Fehler hast du begangen? Ich kann nicht glauben, daß du dich meinetwegen grämst: du mußt an mein unabänderliches Mißgeschick gewöhnt sein. Die Hoffnung freilich lebt nicht mehr in meiner Unterhaltung; allein dieß ist kein Grund, mich die Verzweiflung in deinen Augen lesen zu lassen."

Indem der Gefangene so sprach, hatte sich seine strenge Stimme beinahe bis zu dem Tone väterlicher Zärtlichkeit gemildert. Ethel stand stumm vor ihm; plötzlich wandte sie sich mit einer fast krampfhaften Bewegung ab, fiel auf dem Stein auf die Kniee und verbarg ihr Gesicht mit ihren Händen, gleichsam um die Thränen und die Seufzer zu ersticken, welche sich stürmisch ihrer Brust entrangen.

Zu viel Schmerz schwellte des unglücklichen jungen Mädchens Brust. Was hatte sie jener unseligen fremden Frau gethan, daß sie ihr ein Geheimniß enthüllte, welches ihr ganzes Leben vernichtete? Ach, seit der ganze Name ihres Ordener ihr bekannt war, hatte das arme Kind ihre Augen noch nicht dem Schlafe, ihre Seele der Ruhe hingeben können. Nachts fühlte sie nur den einzigen Trost, ungestört weinen zu können. Es war also

geendigt! er war nicht ihr, er, der ihr durch alle ihre Erinnerungen, durch alle Schmerzen, durch alle ihre Gebete angehörte; er, für dessen Gattin sie sich, ihren Träumen vertrauend, gehalten hatte. Denn der Abend, an welchem Ordener sie so zärtlich in seine Arme geschlossen hatte, war in ihren Gedanken nur noch ein Traum. Und wirklich — jede ihrer Nächte hatte ihr seitdem diesen süßen Traum wieder geschenkt. Es war also eine sündhafte Zärtlichkeit, die sie noch wider ihren Willen für jenen abwesenden Freund in sich fühlte! Ihr Ordener war der Bräutigam einer Andern! Und wer kann sagen, was dieses jungfräuliche Herz empfand, als das fremde, unbekannte Gefühl der Eifersucht wie eine Viper in dasselbe gleitete? als sie sich in den langen, schlaflosen Stunden hin- und herwarf, und sich ihren Ordener, vielleicht in demselben Augenblicke in den Armen eines andern schönern, reichern, edlern Weibes, als sie war, dachte? Denn, sagte sie zu sich selbst, es war sehr thörigt von mir, zu glauben, er werde den Tod meinetwegen suchen: Ordener ist der Sohn eines Vicekönigs, eines mächtigen Herrn, und ich bin nichts als eine arme Gefangene; nichts als das verachtete Kind eines Geächteten! Er reis'te fort, er der Freie! er reis'te fort, ohne Zweifel, um seine schöne Braut zu eheligen, die Tochter eines Kanzlers, eines Ministers, eines stolgen Grafen! . . .

„Aber er hat mich also getäuscht, mein Ordener? O Gott! wer hätte mir gesagt, diese Stimme könnte

täuschen? . . .“ Und die unglückliche Ethel weinte und weinte wieder und sah vor ihren Augen ihren Ordener, ihn, aus dem sie den unbekannten Gott ihres ganzen Wesens gemacht hatte, diesen Ordener, geschmückt mit dem Glanze seines Ranges, eine schöne Fremde als Gemahlin an seiner Hand zum Altar führend und sich zu der Andern mit jenem Lächeln wendend, das ehedem ihre Freude war.

Indessen hatte sie inmitten ihrer unaussprechlichen Trostlosigkeit keinen Augenblick ihre kindliche Zärtlichkeit vergessen. Dieses schwache Mädchen hatte die heldenmäßigsten Anstrengungen gemacht, um ihrem unglücklichen Vater ihr Elend zu verbergen; denn das Schmerzlichste bei dem Schmerze ist, wenn man dessen Ausbruch zurückdrängen muß, und die Thränen, welche man in sich schließt, sind bitterer, als die, welche man fließen läßt. Es bedurfte mehrerer Tage, ehe der schweigsame Greis die Veränderung seiner Ethel gewahrte und die fast zärtlichen Fragen, welche er eben an sie gerichtet, hatten ihr endlich die allzu lange in ihrem Herzen verschlossenen Thränen plötzlich aus den Augen gepreßt.

Der Vater sah seine Tochter einige Zeit mit einem bittern Lächeln und mit Kopfschütteln weinen.

„Ethel,“ sagte er endlich, „du, die nicht unter den Menschen lebst, warum weinst du?“

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als sich das edle und sanfte Mädchen erhob. Sie hemmte durch

eine innere Macht die Thränen in ihren Augen, die sie mit ihrer Schärpe trocknete.

„Mein Vater,“ sagte sie kräftig, „mein Herr und Vater, vergebt mir! es war eine augenblickliche Schwäche.“

Dann erhob sie Blicke zu ihm, welche sich bemühten zu lächeln, aber es war ein Lächeln, das weit schmerzlicher war, als ihre Thränen.

Sie holte aus dem Hintergrunde des Gemaches die Edda, setzte sich neben ihren schweigsamen Vater und öffnete das Buch auf's Gradewohl. Nun begann sie, ihre erregte Stimme beschwichtigend, zu lesen; aber ihr vergebliches Lesen verhallte, ungehört von ihr und dem Greise zumal.

Dieser winkte mit der Hand.

„Genug, genug, meine Tochter!“

Sie machte das Buch zu.

„Ethel,“ setzte Schumacher hinzu, „denkst du zuweilen an Ordener...?“

Das junge Mädchen erschrack und zitterte.

„Ja,“ fuhr er fort, „an jenen Ordener, der uns verließ, um . . .“

„Mein Herr und Vater,“ fiel Ethel ein, „warum sollen wir uns mit ihm beschäftigen? Ich denke wie Ihr, — er verließ uns, um nicht wiederzukehren.“

„Um nicht wiederzukehren, meine Tochter? Ich habe das nicht sagen können. Ich weiß nicht, welche Ahnung mir im Gegentheil sagt, er werde wiederkehren.“

„Das war Euer Gedanke nicht, mein Vater, als Ihr mir mit so vielem Mißtrauen von diesem jungen Manne spracht.“

„Habe ich denn mit Mißtrauen von ihm gesprochen?“

„Ja, mein Vater, und ich stimme Euch darin bei: ich glaube, er hat uns getäuscht.“

„Er hat uns getäuscht, mein Kind? Wenn ich ihn so beurtheilt habe, so habe ich gehandelt, wie alle Menschen handeln, die ohne Beweise verdammen.... Ich habe von diesem Ordener nur Beweise der Anhänglichkeit erhalten.“

„Und wißt Ihr, mein geehrter Vater, ob jene herzlichen Worte nicht treulose Gedanken verbargen?“

„Gewöhnlich drängen sich die Menschen nicht eifrig zu dem, der im Unglücke und in der Ungnade lebt. Wäre Ordener mir nicht zugethan gewesen, würde er nicht so ohne Zweck in mein Gefängniß gekommen sein.“

„Wißt Ihr gewiß,“ sagte Ethel mit schwacher Stimme, „daß sein Hierherkommen keinen andern Zweck hatte?“

„Und welchen?“ fragte der Greis lebhaft.

Ethel schwieg.

Die Anstrengung war zu groß für sie, ihren geliebten Ordener ferner anzuklagen, den sie sonst gegen ihren Vater vertheidigte.

„Ich bin nicht mehr der Graf Greifenfeld,“ fuhr er fort. „Ich bin nicht mehr der Großkanzler von Dänemark und Norwegen, der begünstigte Spender königlicher Gnaden,

der allmächtige Minister. Ich bin ein unglücklicher Staatsgefangener, ein Geächteter, ein Staatspestkranker. Es gehört schon Muth dazu, ohne Verwünschung von mir mit allen diesen Leuten zu sprechen, die ich mit Ehren und Wohlthaten überhäuft habe; es gehört Anhänglichkeit dazu, die Schwelle dieses Kerkers zu überschreiten, wenn man kein Gefangenwärter und kein Henker ist; es gehört Heldensinn dazu, ihn zu überschreiten, indem man sich mein Freund nennt. — Nein, ich werde nicht, wie dieses ganze Menschengeschlecht, undankbar sein. Dieser junge Mann hat meine Erkenntlichkeit verdient, wär' es auch nur, weil er mir ein wohlwollendes Antlitz gezeigt und mich eine tröstende Stimme hat hören lassen."

Ethel hörte mit Schmerz diese Worte, welche sie einige Tage früher entzückt hätten, als dieser Ordener noch in ihrem Herzen ihr Ordener war. Nachdem der Greis einen Augenblick inne gehalten hatte, begann er wieder mit feierlicher Stimme:

„Höre mich, meine Tochter, denn, was ich dir nun sage, ist wichtig. Ich fühle, daß ich langsam schwächer werde; das Leben verläßt mich allmählig; ja, meine Tochter, mein Ende naht heran."

Ethel unterbrach ihn mit einem erstickten Seufzer.

„O Gott! Mein Vater, redet nicht so! Ich bitte Euch, schonet Eure arme Tochter! Ach, wollt auch Ihr sie verlassen? Was wird aus ihr, allein in der Welt, werden, wenn sie Euren Schutz nicht mehr hat . . .?"

„Der Schutz eines Geächteten!“ sagte der Vater, indem er den Kopf schüttelte. — „Uebrigens daran eben habe ich gedacht. Ja, dein künftiges Glück beschäftigt mich mehr noch, als mein vergangenes Unglück. — Höre mich also und unterbrich mich micht mehr. Dieser Ordener verdient er nicht, daß du ihn so streng beurtheilst, meine Tochter, und ich habe bis jetzt geglaubt, du hättest nicht so viel Widerwillen gegen ihn. Sein Aeußeres ist offen und edel, was freilich nichts beweist; aber ich darf es sagen, es scheint mir vielleicht nicht ohne einige Tugenden zu sein, obgleich es bei ihm hinreicht, daß er eine menschliche Seele hat, um den Keim aller Laster und aller Verbrechen in sich einzuschließen. Keine Flamme ist ohne Rauch.“

Der Greis hielt noch einmal inne und setzte, den Blick auf seine Tochter heftend, hinzu:

„Ich habe, da ich das Herrannahen meines Todes innerlich fühle, über ihn und dich nachgedacht; und wenn er zurückkehrt, wie ich es hoffe . . . gebe ich dir ihn als Beschützer und als Gatte.“

Ethel erblaßte, zitterte; im Augenblick, wo ihr Glückstraum für immer entfloh, suchte ihr Vater ihn zu verwirklichen. Der so bittere Gedanke: Ich hätte also glücklich sein können! gab ihrer Verzweiflung die ganze Heftigkeit, welche diese nur einflößen kann. Sie war einen Augenblick keines Wortes fähig, weil sie

fürchtete, die glühenden Thränen, die in ihren Augen rollten, möchten ihr entschlüpfen.

Der Vater wartete.

„Wie?“ sagte sie endlich mit schwacher Stimme, „ihr bestimmtet mir ihn zum Gatten, mein Herr und Vater, ohne seine Herkunft, seine Familie, seinen Namen zu kennen?“

„Ich bestimmte dir ihn nicht, meine Tochter, ich bestimme dir ihn.“

Der Ton des Greises war fast gebieterisch; Ethel seufzte.

„Ich bestimme dir ihn, sage ich; und was liegt mir an seiner Herkunft? ich brauche seine Familie nicht zu kennen, da ich seine Person kenne. Bedenke es: ein anderer Rettungsanker bleibt dir nicht! Ich glaube, er hat glücklicherweise gegen dich nicht denselben Widerwillen, welchen du gegen ihn an den Tag legst.“

Das arme Mädchen hob die Augen gen Himmel.

„Du hörst mich, Ethel; ich wiederhole es, was liegt mir an seiner Herkunft? er ist ohne Zweifel niedern Rangs, denn man lehrt die, welche in den Palästen geboren werden, nicht, die Gefängnisse besuchen. Ja, und zeige keine hochmüthige Abneigung, meine Tochter! vergiß nicht, daß Ethel Schumacher nicht mehr Prinzessin von Wollin und Gräfin von Tongsberg ist; du bist tiefer herabgestiegen, als der Punkt war, von dem aus dein Vater erhoben wurde. Sei also glücklich, wenn

dieser Mann deine Hand annimmt, welcher Familie er auch angehören mag. Ist er von niedriger Geburt, desto besser, meine Tochter; deine Tage werden wenigstens vor den Stürmen geschützt sein, welche die Tage deines Vaters gequält haben. Du wirst, fern von dem Neide und dem Hasse der Menschen, unter einem unbekannten Namen ein unbekanntes, von dem meinigen sehr verschiedenes Leben führen, denn es wird besser endigen, als es angefangen hat . . . "

Ethel war vor dem Gefangenen auf die Knie gefallen.

„O mein Vater! — Erbarmen!"

Er öffnete überrascht seine Arme.

„Was hast du, meine Tochter?"

„Um des Himmels willen, malt mir dieses Glück nicht — es ist nicht für mich geschaffen."

„Ethel," sagte der Greis streng, „spiele nicht mit deinem ganzen Leben. Ich habe die Hand einer königlichen Prinzessin *) ausgeschlagen, und mein Stolz ist grausam gestraft worden; du verwirfst die eines niedrigen, aber rechtlichen Mannes; zittere, der deinige möchte eben so hart gezüchtigt werden."

„Wollte der Himmel," murmelte Ethel, „er wäre ein niedriger und rechtlicher Mann!"

---

*) Eine Prinzessin von Holstein-Augustenburg.

Der Greis erhob sich und ging bewegt einigemal in dem Gemache auf und ab.

„Meine Tochter," sagte er, „dein armer Vater bittet dich darum, befiehlt es dir. Laß mir in meiner Todesstunde keine Unruhe über deine Zukunft; versprich mir diesen Fremden als Gatten anzunehmen."

„Ich werde Euch immer gehorchen, mein Vater; aber hofft nicht auf seine Rückkehr . . . "

„Ich habe alle Wahrscheinlichkeitsgründe erwogen und glaube, nach dem Ton, in welchem dieser Ordener deinen Namen aussprach . . . "

„Daß er mich liebt!" fiel Ethel bitter ein, „o nein, glaubt es nicht."

Der Vater erwiederte kalt:

„Ich weiß nicht, ob er, um mich deines jungen Mädchen-Ausdrucks zu bedienen, dich liebt; aber ich weiß, daß er wiederkehren wird."

„Gebt diesen Gedanken auf, mein edler Vater. Ihr würdet ihn auch übrigens nicht zum Schwiegersohne wünschen, wenn Ihr ihn kenntet."

„Ethel, er wird es werden, wie er auch heiße, wessen Standes er auch sei."

„Wohlan!" sagte sie, „wenn dieser junge Mann, in welchem Ihr einen Tröster erblickt habt, in welchem Ihr eine Stütze für Eure Tochter sehen wollt, — mein Herr und Vater, wenn er der Sohn eines Euerer

Todtfeinde, des Vicekönigs von Norwegen, des Grafen Gyldenlöwe wäre . . . ?"

Schumacher wich drei Schritte zurück.

„Was sagst du? Großer Gott! Ordener! dieser Ordener . . .! es ist unmöglich . . .!"

Der unaussprechliche Ausdruck des Hasses, welcher sich in den matten Augen des Greises entzündet hatte, erstarrte das bebende Herz der Ethel, die das unvorsichtige Wort, welches sie eben ausgesprochen, vergeblich bereute.

Der Schlag wirkte. Schumacher stand einige Augenblicke unbeweglich, mit gekreuzten Armen; sein ganzer Körper zitterte, als wär' er auf einem glühenden Roste; seine flammenden Augäpfel traten aus ihrem Kreise und sein auf die Steinplatten gehefteter Blick schien diese durchbohren zu wollen. Endlich entfielen seinen blauen Lippen einige Worte, die mit der schwachen Stimme eines Träumenden ausgesprochen wurden.

„Ordener! Ja, so ist's, Ordener Gyldenlöwe! — Gut! Auf, Schumacher, thöriger Greis, öffne ihm doch deine Arme, dieser biedere junge Mann will dich erdolchen!"

Plötzlich stampfte er mit dem Fuß auf den Boden und seine Stimme wurde donnernd:

„Sie haben mir also ihre ganze ehrlose Race geschickt, um mich in meinem Unglück und in meiner Gefangenschaft zu schänden! ich hatte schon einen von Ahle-

feld gesehen! ich habe einen Gyldenlöwe fast angelächelt! — die Ungeheuer! Wer hätte es von diesem Ordener geglaubt, daß er eine solche Seele und einen solchen Namen hätte! Wehe mir! Wehe mir!"

Dann fiel er erschöpft auf seinen Lehnstuhl und während seine beengte Brust sich in langen Seufzern ausdehnte, weinte die arme Ethel, vor Schrecken zitternd, zu seinen Füßen.

„Weine nicht, meine Tochter," sagte er mit düsterer Stimme, „komm, o komm an mein Herz."

Und er schloß sie in seine Arme.

Ethel wußte nicht, wie sie sich diese Liebkosung in einem Augenblick der Wuth erklären sollte, als er wieder begann:

„Junges Mädchen, du hast wenigstens besser gesehen, als dein alter Vater. Du bist nicht von der Schlange mit den sanften, giftigen Augen getäuscht worden. Komm, laß dir für den Haß, den du mich gegen diesen abscheulichen Ordener sehen ließest, danken."

Sie bebte bei diesem, ach, so wenig verdienten Lobe.

„Mein Herr und Vater," sagte sie, „beruhigt Euch . . . "

„Versprich mir," fuhr Schumacher fort, „dieselben Gefühle stets dem Sohne Gyldenlöwe's zu widmen; schwör' es mir."

„Gott verbietet den Schwur, mein Vater . . ."

„Schwör' es, meine Tochter!" wiederholte Schu-

macher heftig. „Nicht wahr, du wirst immerdar dasselbe Gefühl gegen diesen Ordener Gyldenlöwe hegen?“

Es ward Ethel nicht schwer zu antworten: —

„Immerdar!“

Der Greis zog sie an seine Brust.

„Gut, meine Tochter, ich will dir wenigstens meinen Haß gegen sie vermachen, wenn ich dir die Güter und Ehren nicht vermachen kann, welche sie mir geraubt haben. Höre, sie haben deinem alten Vater seinen Rang und seinen Ruhm genommen, sie haben ihn von einem Blutgerüste herab in die Gefängnisse geschleppt, als wollten sie mich mit jeder Schmach beflecken, indem sie mich alle Qual fühlen ließen. Die Elenden! Und mir verdankten sie die Macht, welche sie gegen mich gekehrt haben. O, mögen Himmel und Hölle mich hören und mögen sie verflucht sein in ihrem Dasein, und verflucht in ihrer Nachkommenschaft!“

Er schwieg einen Augenblick und umarmte dann seine arme Tochter, welche seine Verwünschungen erschreckt hatte.

„Aber, meine Ethel, du mein einziger Ruhm, mein einziges Gut, sage mir, wie kam es, daß dein Auge heller sah als das meinige? wie hast du entdeckt, daß dieser Verräther einen der verabscheuten Namen trug, die mir mit Galle in die Tiefe des Herzens geschrieben sind? wie hast du dieses Geheimniß durchschaut?“

Sie sammelte ihre Kraft, um zu antworten, als die Thüre sich öffnete.

Ein schwarz gekleideter Mann, mit einem Stabe von Ebenholz in der Hand und einer Kette von polirtem Stahl um den Hals, erschien, von gleichfalls schwarz gekleideten Hellebardieren umgeben, auf der Schwelle.

„Was willst du von mir?“ fragte der Gefangene mit Bitterkeit und Erstaunen.

Der Mann rollte, ohne zu antworten und ihn anzusehen, ein langes Pergament auf, an welchem, an Seidenfäden, ein Siegel von grünem Wachs hing und las mit lauter Stimme:

„Im Namen Seiner Majestät, unseres gnadereichen Herrschers und Herrn, des Königs Christian!“

„Man gebietet Schumacher, Staatsgefangenen in der königlichen Veste Munkholm und seiner Tochter, dem Ueberbringer dieses Befehls zu folgen!“

Schumacher widerholte seine Frage:

„Was willst du von mir?“

Der schwarze Mann, der in seiner Gleichmuth verharrte, schickte sich an, den Befehl noch einmal zu verlesen.

„Genug!“ sagte der Greis.

Er erhob sich und gab der überraschten und erschreckten Ethel einen Wink, mit ihm diesem traurigen Geleite zu folgen.

# Einundvierzigstes Kapitel.

Ein trauriges Signal wird gegeben; ein verworfener Diener der Gerechtigkeit klopft an seine Thüre und benachrichtigt ihn, daß man nach ihm verlange.

Der Graf de Maistre,
Soirées de St. Petersbourg.

Die Nacht war angebrochen; ein kalter Wind pfiff um den Thurm, den wir unter dem Namen des Verfluchten kennen und die Thüren der Ruine von Vygla zitterten in ihren Angeln, als wenn dieselbe Hand sie alle auf einmal gerüttelt hätte.

Die wilden Bewohner des Thurmes, der Henker und seine Familie waren um das mitten im Gemache des untern Stockes angezündete Feuer versammelt, das auf ihre düstere Gesichter und ihre Scharlach-Gewänder schwankende rothe Lichter warf. In den Zügen der Kinder war etwas wildes, das dem Lachen ihres Vaters, und etwas verstörtes, das dem Blicke ihrer Mutter glich. Ihre Augen waren wie die Bechliens, auf Orugix gerichtet, der auf einem Holzschämel sitzend, auszuruhen schien und dessen staubbedeckte Füße verkündigten, daß er eben von einem weiten Gange zurückgekommen.

„Frau, höre! Hört, Kinder! Ich bin nicht, um schlimme Nachrichten nach Haus zu bringen, zwei ganze Tage abwesend gewesen. Wenn ich, ehe ein Monat vergeht, nicht königlicher Scharfrichter bin, will ich keine Schlinge knüpfen und kein Beil handhaben können. Freut Euch, meine kleinen jungen Wölfe, Euer Vater hinterläßt Euch vielleicht als Erbe selbst das Kopenhagener Blutgerüste.“

„Nychol,“ fragte Bechlie, „was gibt es denn?“

„Und du, meine alte Zigeunerin,“ fuhr Nychol mit seinem schwerfälligen Lachen fort, „freue auch du dich, du kannst dir Halsbänder von blauen Glasperlen kaufen, um deinen Hals, der dem eines erwürgten Storches gleicht, zu schmücken; aber sieh, wenn du in einem Monat den ersten Scharfrichter der zwei Königreiche in mir erblickst, wirst du es nicht abschlagen, einen zweiten Krug mit mir zu zerschlagen. *)“

„Was gibt es denn? was gibt es denn, Vater?“ fragten die Kinder, von denen das Aeltere mit einer

*) Wenn eine Zigeunerin heirathete, begnügte sie sich, statt aller Zeremonien, ein irdenes Gefäß vor dem Manne zu zerbrechen, dessen Gefährtin sie werden wollte, und lebte im Ehebündniß so viele Jahre mit ihm, als das Gefäß Stück hatte. War diese Zeit verstrichen, so stand es beiden Theilen frei, sich zu verlassen oder wieder ein irdenes Gefäß zu zerschlagen.

Ohne Zweifel spielt der Henker des Drontheimhuus hier auf diese seltsame Sitte an.

ganz blutbefleckten Schleife spielte, während das Jüngere sich ergötzte, einen kleinen Vogel, welchen er seiner Mutter aus dem Neste genommen hatte, lebendig zu rupfen.

„Was es gibt, meine Kinder? . . . — Tödte doch diesen Vogel, Haspar, er schreit, wie eine schlechte Säge; und dann darf man auch nicht grausam sein. — Tödte ihn. — Was es gibt? Nichts, nur wenig in der That, als daß, Frau Bechlie, noch ehe acht Tage vergehen, der Exkanzler Schumacher, der zu Munkholm gefangen sitzt, nachdem er mein Gesicht zu Kopenhagen so nahe gesehen hat, und der berühmte Isländische Räuber, Han von Klipstadur, vielleicht alle beide auf ein Mal durch meine Hände gehen werden.“

Das irre Auge der rothen Frau nahm einen Ausdruck des Erstaunens und der Neugierde an.

„Schumacher! Han von Island! wie so, Nychol?“

„Höre nur. Ich bin diesen Morgen, auf der Straße nach Skongen, an der Brücke von Ordals dem ganzen Schützenregimente von Munkholm begegnet, das mit Freudengesang und Siegesgebrüll nach Drontheim zurückkehrte. Ich fragte einen der Soldaten, der sich herablies, mir zu antworten, weil er ohne Zweifel nicht wußte, warum mein Rock und mein Karren roth sind, und erfuhr von ihm, die Schützen kämen aus den Schluchten des schwarzen Pfeilers zurück, wo sie Banden von Räubern, das heißt, aufrührerische Bergwerker

in Stücken gehauen hätten. Nun weißt du aber, Zigeunerin Bechlie, daß diese Rebellen sich Schumacher's wegen empörten und von Han von Island angeführt wurden. Du weißt, daß dieses Ergreifen der Waffen für Han von Island ein schönes Verbrechen des Aufstandes gegen die königliche Gewalt und für Schumacher ein schönes Verbrechen des Hochverraths abgibt, was ganz natürlich die beiden ehrenwerthen Herrn dem Galgen oder dem Block zuführt. Denke dir, zu diesen zwei stattlichen Hinrichtungen, deren jede mir wenigstens fünfzehn Dukaten in Gold einbringen und die größte Ehre in den beiden Königreichen machen muß, noch die freilich minder wichtigen einiger Andern hinzu . . . . ."

„Aber wie?" fiel Bechlie ein, „Han von Island ist also gefangen? . . ."

„Warum unterbrichst du deinen Herrn und Gebieter, ruchlose Frau?" sagte der Henker. — „Ja, ohne Zweifel, dieser berüchtigte, dieser nicht einzufangende Han von Island ist mit einigen andern Anführern der Räuber, seinen Adjutanten, gefangen, wovon jeder Kopf mir wohl auch zwölf Thaler einbringt, ohne den Verkauf der Leichen zu rechnen. Er ist gefangen genommen worden, sage ich dir, und ich habe ihn, da man deine Neugierde doch ganz zufrieden stellen muß, zwischen den Reihen der Soldaten gehen sehen . . . . —"

Die Frau und die Kinder näherten sich Orugix lebhaft.

„Wie? du hast ihn gesehen?" fragten die Kinder.

„Schweigt, Kinder! Ihr schreit wie ein Schurke, der sich unschuldig nennt. Ich habe ihn gesehen. Es ist eine Art Riese; er ging mit gekreuzten Armen, die auf dem Rücken gefesselt waren, und mit verbundener Stirne daher. Ohne Zweifel wird er am Kopfe verwundet worden sein. Aber er mag nur ruhig sein, ich werde ihn bald von dieser Wunde geheilt haben."

Der Henker fuhr, nachdem er diesen gräßlichen Worten eine gräßliche Gebärde hinzugefügt, fort: — „Uebrigens schien mir dieser furchtbare Riese ziemlich niedergeschlagen zu sein. Hinter ihm gingen vier seiner Kameraden, gleichfalls Gefangene, und auch verwundet, welche man, wie ihn, nach Drontheim führte, wo sie mit dem Exgroßkanzler vor einen Gerichtshof gestellt werden, in welchem der Obersyndicus sitzen und dessen Präsident der jetzige Großkanzler sein wird."

„Vater, wie sahen die andern Gefangenen aus?"

„Die zwei ersten waren alte Männer; der Eine trug den Filzhut der Bergwerker, der Andere die Mütze der Gebirgsbewohner; beide schienen in Verzweiflung zu sein. Von den zwei Andern war der Eine ein junger Bergwerker, der mit erhobenem Kopf einher schritt und pfiff; der Andere .... Erinnerst du dich, meine höllische Bechlie, der Reisenden, welche vor ungefähr zehn Tagen, in jener stürmischen Nacht in diesen Thurm kamen?...."

„Wie Satan sich des Tags seines Falls erinnert,“ antwortete die Frau.

„Hast du unter jenen Fremden einen jungen Mann bemerkt, der jenen alten mürrischen Doctor mit der großen Perücke begleitete? einen jungen Mann, sage ich, mit einem großen grünen Mantel und einem schwarzen Federhut? . . .“

„In der That, ich glaube ihn noch vor mir zu sehen, wie er sagt: Frau, wir haben Gold . . . . —“

„Gut, Alte, ich will mein Lebenlang nur Auerhahnen erdrosselt haben, wenn der vierte Gefangene nicht dieser junge Mann ist. Seine Feder, sein Hut, seine Haare und sein Mantel haben mir freilich sein Gesicht ganz verborgen; und er senkte auch den Kopf tief . . . — Aber es waren dieselbe Bekleidung, dieselben kurzen Stiefelchen, dasselbe Aeussere . . . . — Ich will den steinernen Galgen von Skongen auf einmal verschlucken, wenn es nicht derselbe ist. Was sagst du dazu, Bechlie? wär' es nicht lustig, wenn dieser Fremde, nachdem er von mir das erhalten hat, was sein Leben fristete, nun auch das von mir empfinge, was es abkürzt, und daß er meine Geschicklichkeit in Anspruch nähme, nachdem er meine Gastfreundschaft genossen hat?“

Der Henker zog sein derbes, unseliges Lachen ein wenig in die Länge und fuhr dann fort:

„Wohlan, freuet Euch also alle und laßt uns trinken! Ja, Bechlie, gieb mir ein Glas jenes Biers, das

die Gurgel reibt, als hätte man Feilen getrunken, damit ich es auf meine künftige Beförderung leere. — Wohlan, Ehre und Gesundheit dem Herrn Nychol Orugix, dem künftigen königlichen Scharfrichter! — Ich muß dir gestehen, alte Sünderin, daß es mich Mühe gekostet hat, mich in den Flecken Noes zu begeben, um dort auf obscure Weise irgend einen gemeinen Kohl- und Eichoriendieb zu henken. Als ich aber recht darüber nachdachte, fiel mir ein, daß zweiunddreißig Schilling noch nicht zu verachten wären, und es meine Hände nicht eher verunglimpfte, wenn ich bloße Diebe und anderes Gezücht dieser Art henkte, als bis sie den edeln Grafen Exgroßkanzler und den berühmten Isländischen Teufel enthauptet hätten. — Ich habe mich also, bis mein Diplom als königlicher Scharfrichter eingetroffen, dazu entschlossen, den armen Teufel vom Flecken Noes zu befördern und hier sind," setzte er hinzu, indem er einen ledernen Beutel aus seinem Tornister zog, „die zweiunddreißig Schillinge, die ich dir bringe, Alte."

In diesem Augenblicke ließ sich außerhalb des Thurmes ein dreimaliger Stoß in das Horn hören.

„Frau," rief Orugix, indem er aufstand, „dies sind die Häscher des Obersyndicus."

Bei diesen Worten stieg er in aller Eile hinab.

Alsbald erschien er wieder mit einem großen Pergament in der Hand, dessen Siegel er erbrochen hatte.

„Sieh!" sagte er zu seiner Frau, „hier ist, was mir

der Obersyndicus sendet. Entziffre mir das, die du Satan's Hexenbuch lesen kannst. Es ist vielleicht schon die Ausfertigung meiner Beförderung; denn wenn der Gerichtshof einen Großkanzler zum Präsidenten und einen Großkanzler zum Beklagten hat, wird es passend sein, daß der Scharfrichter, der dessen Ausspruch vollzieht, ein königlicher Scharfrichter sei."

Die Frau nahm das Pergament und las, nachdem sie ihre Augen eine Zeitlang darüber hatte hingleiten lassen, mit lauter Stimme, während die Kinder starre, gedankenlose Blicke auf sie warfen.

„Im Namen des Obersyndicus des Drontheimhnus: — Man befiehlt dem Nychol Orugix, Provinzial-Henker, sich sofort nach Drontheim zu begeben, und sich mit seinem Ehrenbeil, dem Block und den schwarzen Behängen zu versehen."

„Ist das alles?" fragte der Henker mit unzufriedenem Tone.

„Das ist alles!" antwortete Bechlie.

„Provinzial-Henker!" murmelte Orugix zwischen den Zähnen.

Er warf einen Augenblick mißmuthige Blicke auf das Pergament des Obersyndicus.

„Gut," sagte er endlich, „ich muß gehorchen und abreisen. Indessen verlangt man hier doch das Ehrenbeil und die schwarzen Behänge von mir. — Du wirst dafür sorgen, Bechlie, daß die Rostflecken verschwinden,

welche den Glanz meines Beils verunstalten, und nachsehen, ob die Draperie nicht an mehreren Theilen mit Blut befleckt ist. — Ueberhaupt darf man den Muth nicht verlieren; sie wollen mir eine Beförderung vielleicht nur als Ehrensold für diese schöne Hinrichtung angedeihen lassen. Desto schlimmer für die Verurtheilten — sie werden die Freude nicht haben, von einem königlichen Scharfrichter den Tod zu empfangen."

---

## Zweiundvierzigstes Kapitel.

Elvira.
Was ward aus dem armen Sancho?
In der Stadt hat er seitdem
Sich nicht mehr gezeigt.
Nuns.
Nun, Sancho
Wird sich irgendwo verstecken.
Lope de Vega, der König der beste Alcalde.

In einen weiten, schwarz atlasnen, mit Hermelin gefütterten Mantel gekleidet, die Schultern mit einer großen Magistratsperücke bedeckt und die Brust mit mehrern Sternen und Ehrenzeichen geschmückt, unter denen man die Halsketten der königlichen Orden des Elephanten und des Danebrog erblickte, kurz, im vollständigen Ornate des Großkanzlers von Dänemark und Norwegen erging sich der Graf von Ahlefeld mit düsterer

Miene in dem Gemache seiner Gemahlin, welche in diesem Augenblicke allein mit ihm war.

„Wohlan, es ist neun Uhr, die Sitzung des Gerichtes nimmt ihren Anfang, man darf den Hof nicht warten lassen, denn es ist nothwendig, daß das Urtheil in dieser Nacht gefällt werde, damit es spätestens morgen früh seine Vollstreckung erhalte. — Der Obersyndicus hat mich versichert, der Scharfrichter werde vor Tagesanbruch hier sein. — Elphege, hast du befohlen, daß man das Fahrzeug bereit halte, das mich nach Munkholm übersetzen soll?“

„Herr, es harrt Eurer seit einer halben Stunde wenigstens,“ antwortete die Gräfin, indem sie sich auf dem Sopha erhob.

„Und ist meine Sänfte an der Thüre?“

„Ja, Herr.“

„So will ich gehen! — Du sagst also, Elphege,“ setzte der Graf hinzu, indem er sich vor die Stirne schlug, „es bestehe ein Liebeshandel zwischen Ordener Gyldenlöwe und der Tochter Schumacher's?“

„Ein sehr ernster Liebeshandel, ich schwör' es Euch!“ erwiederte die Gräfin, indem sie vor Zorn und Verachtung lächelte.

„Wer hätte das gedacht...? Indessen versichere ich dich, daß ich es schon vermuthet hatte.“

„Auch ich,“ sagte die Gräfin. — „Diesen Streich hat uns der verwünschte Levin gespielt.“

„Alter Mecklenburger Bösewicht!“ murmelte der Kanzler. „Gut, ich werde dich dem Arensdorf empfehlen! — Wenn ich ihn in Ungnade bringen könnte! Aber höre, Elphege, ich sehe da einen Lichtstrahl.“

„Was denn?“

„Du weißt, daß wir über sechs Personen in der Veste Munkholm Gericht zu halten haben: — über Schumacher, welchen ich hoffentlich morgen um diese Stunde nicht mehr fürchten werde; über jenen Bergkoloß, unsern falschen Han von Island, der geschworen hat, seine Rolle bis zum Ende durchzuführen (du fühlst wohl, wie wichtig dies für mich ist!), in der Hoffnung, Musdämon, von dem er schon große Geldsummen erhalten hat, werde ihn entfliehen lassen. — Dieser Musdämon hat wirklich teuflische Gedanken! — Die vier andern Angeklagten sind die drei Rebellenanführer und ein quidam, der sich, man weiß nicht, wie? in der Versammlung von Apsyl-Corh befunden hat, und welche die von Musdämon getroffenen Vorsichtsmaßregeln in unsere Hände haben fallen lassen. Musdämon hält diesen Menschen für einen Spionen Levin's von Knud. Und in der That war, als er gefangen hierher gebracht wurde, sein erstes Wort, daß er nach dem General verlangte; und als er die Abwesenheit des Mecklenburgers erfuhr, schien er bestürzt. Übrigens hat er auf keine der Fragen antworten wollen, die ihm Musdämon vorlegte.“

„Mein lieber von Ahlefeld,“ fiel die Gräfin ein, „warum habt Ihr ihn nicht selbst verhört?“

„In der That, Elphege, wie hätte ich dies inmitten aller der Sorgen thun können, die mich seit meiner Ankunft bedrängen? Ich habe mich in Bezug auf diese Angelegenheit auf Musdämon verlassen, dem sie eben so sehr am Herzen liegt, wie mir. Aber dieser Mensch ist auch an sich selbst von gar keiner Wichtigkeit; er ist wohl ein armer Landstreicher. Wir werden ihn zu nichts Anderm brauchen können, als daß wir ihn für einen Agenten Levin's von Knud ausgeben, und da er unter den Reihen der Rebellen ergriffen worden ist, könnte dies zwischen dem Mecklenburger und Schumacher ein verbrecherisches Einverständniß beweisen, welches hinreichen dürfte, den verwünschten Mecklenburger, wenn auch nicht in Anklagestand zu versetzen, doch wenigstens um die Gnade des Königs zu bringen.“

Die Gräfin schien einen Augenblick nachzudenken.

„Ganz richtig, Herr.... Aber diese unselige Leidenschaft des Freiherrn von Thorwick für Ethel Schumacher... —“

Der Kanzler rieb sich die Stirne von Neuem; dann zuckte er plötzlich die Achseln und sagte:

„Höre, Elphege, wir sind beide nicht mehr jung und keine Neulinge im Leben, und wir kennen die Menschen, nicht? Wenn Schumacher zum zweiten Mal durch richterlichen Spruch als Hochverräther gebrandmarkt, wenn

er auf dem Blutgerüste einer entehrenden Strafe anheimgefallen, wenn seine Tochter, unter die niedrigsten Klassen der Gesellschaft geschleudert, öffentlich und für immer mit der Schmach ihres Vaters befleckt sein wird — glaubst du, Elphege, Ordener Gyldenlöwe würde sich dann einen Augenblick dieser Kinder-Liebschaft erinnern, welche du nach den überspannten Reden einer jungen, thörigen Gefangenen eine Leidenschaft nennst, und nur einen Tag zwischen der entehrten Tochter eines elenden Verbrechers und der erhabenen Tochter eines glorreichen Kanzlers schwanken? Man muß die Menschen nach sich beurtheilen, meine Liebe; wo hast du je gesehen, daß das menschliche Herz so geschaffen wäre?"

„Ich wünsche, von Ahlefeld, du hättest auch diesmal Recht. — Aber nicht wahr, du findest das Begehren, welches ich an den Syndicus gelangen ließ, — daß nemlich Schumacher's Tochter dem Prozesse ihres Vaters beiwohne und auf derselben Tribüne mit mir ihren Platz habe, nicht überflüssig? Ich bin neugierig, dieses Geschöpf genauer zu beobachten."

„Alles, was uns über diese Sache aufklären kann, ist kostbar," versetzte der Kanzler ruhig. — „Aber sage mir, weiß man, wo Ordener in diesem Augenblicke ist?"

„Niemand in der Welt weiß es; er ist des alten Levin's würdiger Zögling, ein fahrender Ritter wie er. Ich glaube, er besucht in diesem Augenblicke Wardhus...."

„Gut, gut! Unsere Ulrike wird ihn fesseln! Auf! ich vergesse, daß der Gerichtshof meiner wartet ...."

Die Gräfin hielt den Großkanzler zurück.

„Noch ein Wort, Graf! — Ich habe Euch gestern schon gefragt, aber Euer Geist war beschäftigt und ich habe keine Antwort erhalten können. Wo ist mein Friedrich?"

„Friedrich?" sagte der Graf mit einer kläglichen Stimme und bedeckte sein Gesicht mit der Hand.

„Ja, antworte mir, von Ahlefeld, mein Friedrich! Sein Regiment ist ohne ihn nach Drontheim zurückgekehrt. Schwöre mir, daß Friedrich nicht in jener schrecklichen Schlucht des schwarzen Pfeilers war. Warum änderte sich dein Gesicht bei Friedrich's Namen? Ich bin in einer tödlichen Unruhe!"

Die Züge des Kanzlers nahmen ihre gewöhnliche kalte Ruhe wieder an.

„Elphege, beruhige dich. Ich schwöre dir, er war nicht in dem Engpaß des schwarzen Pfeilers. Übrigens hat man die Namen der in diesem Treffen getödteten und verwundeten Offiziere öffentlich bekannt gemacht..."

„Ja," sagte die Gräfin beruhigt, „du ermuthigst mich wieder. Nur zwei Offiziere sind gefallen, der Hauptmann Lory und der junge Freiherr Randmer, der auf den Kopenhagener Bällen so viele Thorheiten mit meinem armen Friedrich beging. O, ich habe das Verzeichniß gelesen und wieder gelesen, sei dessen versichert. Aber

sage mir, Herr, ist mein Sohn denn zu Walhstrom geblieben....?"

„Er ist dort geblieben," antwortete der Graf.

„Wohlan, lieber von Ahlefeld," sagte die Mutter mit einem Lächeln, dem sie den Ausdruck der Zärtlichkeit zu geben strebte, „ich bitte dich nur um eine Gunst, laß meinen Friedrich schnell aus jener gräßlichen Gegend zurückkehren...."

Der Kanzler machte sich mit Mühe von ihren bittenden Armen los.

„Gräfin," sagte er, „der Gerichtshof erwartet mich. Lebe wohl! was du von mir forderst, hängt nicht von mir ab."

Und er ging rasch weg.

Die Gräfin ging düster und nachdenkend zurück.

„Das hängt nicht von mir ab?" sagte sie bei sich; „und es kostete ihn nur ein Wort, um mir meinen Sohn wieder zu geben! — Ich habe es immer gedacht, dieser Mann ist wirklich böse."

## Dreiundvierzigstes Kapitel.

Darf man jemand meines Amtes
So behandeln? Darf man's wagen,
So die Achtung zu vergessen,
Die man dem Gerichte schuldet?
Calderon.

Die bebende Ethel, welche die Wachen bei dem Austritt aus dem Thurm des Schleswiger Löwen von ihrem Vater getrennt haben, ist durch finstere, ihr bis jetzt unbekannte Gänge in eine Art dunkle Zelle geführt worden, die man nach ihrem Eintritt verschloß. Auf der, der Thüre entgegengesetzten Seite der Zelle ist eine große, vergitterte Öffnung, durch welche das Licht von Kerzen und Fackeln dringt. Vor dieser Oeffnung ist eine Bank, auf welcher eine verschleierte, schwarz gekleidete Frau Platz genommen hat und ihr winkt, sich neben sie zu setzen. Schweigend, bestürzt gehorcht sie.

Ihre Augen schweifen jenseits des Gitters. Ein düsteres, ernstes Gemälde stellt sich ihr dar.

Am äußersten Ende eines schwarz behangenen und durch düstere an den Gewölben befestigte Lampen erleuchteten Saales erhebt sich eine schwarze Tribüne in Hufeisen-Form, auf welcher sieben schwarz gekleidete Richter Platz haben, deren einer auf einem erhöhten

Sitze sitzt und auf der Brust glänzende Diamantketten und goldene Sterne hat. Der zu seiner Rechten sitzende Richter zeichnet sich vor den andern durch eine weiße Schärpe und einen Hermelin-Mantel aus, die Insignien des Obersyndicus der Provinz. Rechts von dem Richtersitze ist ein erhöhter Sitz mit einem Himmel, wo ein Greis in bischöflichem Ornate Platz genommen hat; links ein mit Papieren bedeckter Tisch, hinter welchem ein kleingewachsener, mit einer ungeheuren Perrücke versehener und in einen großen schwarzen Mantel gehüllter Mann aufrecht steht.

Vor den Richtern sieht man eine hölzerne Bank, die von Hellebardieren umgeben ist, welche Fackeln tragen, deren Licht, von einem Walde von Piken, Musketen und Partisanen zurückgestrahlt, auf die lärmenden Köpfe einer Masse von Zuschauern, welche an das Eisengitter, das sie von dem Gerichtshof trennt, herandringen, unbestimmte Strahlen wirft.

Ethel sah auf dieses Schauspiel, als wenn sie, erwacht, einem Traum zusähe; sie war indessen weit entfernt, sich gleichgültig gegen das zu fühlen, was sich vor ihren Augen begab. Sie hörte gleichsam eine Stimme in ihrem Innern, welche sie mahnte, aufmerksam zu sein, weil sie einem entscheidenden Augenblicke ihres Lebens sich nähere. Ihr Herz war eine Beute zwei verschiedener Regungen zumal; sie hätte augenblicklich erfahren mögen, was bei dem Schauspiel, das sie vor sich hatte, ihre

Theilnahme ansprach, oder gewünscht, es nie zu erfahren. Schon seit mehreren Tagen hatte der Gedanke, daß ihr Ordener für sie verloren sei, ihr den unerwarteten Wunsch eingeflößt, mit dem Dasein zumal abzuschließen und das ganze Buch ihres Schicksals mit Einem Blicke zu überschauen. Darum betrachtete sie, wohlbegreifend, daß die über ihr Schicksal entscheidende Stunde gekommen sei, das düstere Gemälde, welches sich ihr darbot, weniger mit Widerwillen, als mit einer Art ungeduldiger öder Freude.

Sie sah, wie der Präsident sich erhob und im Namen des Königs verkündete, die Gerichtsitzung sei eröffnet.

Sie hörte den kleinen schwarzen Mann, der zur Linken des Gerichtshofes seinen Platz hatte, eine lange Rede halten, in welcher der Name ihres Vaters, den Wörtern „Verschwörung,“ „Aufstand der Bergwerker,“ „Hochverrath“ zugesellt, häufig vorkam. Jetzt erinnerte sie sich dessen, was die unselige Unbekannte ihr in dem Garten der Veste von der Anklage gesagt hatte, mit welcher ihr Vater bedroht sei, und sie bebte, als sie den kleinen Mann in dem schwarzen Gewande seine Rede mit dem stark betonten Worte „Tod“ schließen hörte.

Erschreckt wandte sie sich zu der verschleierten Frau, gegen welche ein Gefühl, das sie sich nicht erklären konnte, ihr Furcht einflößte.

„Wo sind wir? was bedeutet all das?“ fragte sie schüchtern.

Ein Wink der geheimnißvollen Nachbarin lud sie ein, zu schweigen und aufmerksam zu sein. Sie blickte wieder in den Gerichtssaal.

Der ehrwürdige Greis im bischöflichen Ornate erhob sich und Ethel vernahm diese deutlich ausgesprochenen Worte:

„Im Namen des allmächtigen und allerbarmenden Gottes! — Ich, Panphilus Eleutherius, Bischof der königlichen Stadt Drontheim und der königlichen Provinz Drontheimhuus, grüße das achtbare Gericht, das da richtet im Namen des Königs, unseres Herrn nach Gott;

„Und ich sage und erkläre vor den ehrenwerthen Richtern, daß ich, da ich bemerkt habe, daß die vor den Richterstuhl geführten Angeklagten Menschen und Christen sind, und keine Vertheidiger haben, die Absicht habe, sie mit meinem schwachen Beistand in der schrecklichen Lage, in welche sie der Himmel versetzen wollte, zu unterstützen.

„Ich bitte Gott, unserer hülflosen Schwäche seine Kraft, und unserer großen Blindheit sein Licht huldreich zu schenken.

„So grüße ich, Bischof dieses königlichen Kirchensprengels, den achtbaren und einsichtsreichen Gerichtshof!“

Nach diesen Worten stieg der Bischof von seinem bischöflichen Sitze herab und setzte sich auf die für die

Beklagten bestimmte hölzerne Bank, während ein Murmeln des Beifalls unter dem Volke laut ward.

Der Präsident erhob sich und sagte mit trockner Stimme:

„Hellebardiere, heißt Alle schweigen! — Herr Bischof, der Gerichtshof dankt Euer Hochwürden Gnaden, im Namen der Beklagten. — Bewohner des Drontheimhuus, seid aufmerksam auf die hohe Gerechtigkeit des Königs: der Gerichtshof spricht in letzter Instanz. Häscher, man führe die Beklagten vor!“

Unter den Zuschauern entstand eine Stille der Erwartung und des Schreckens; nur alle Köpfe bewegten sich in der Dunkelheit wie die düstern Wogen eines stürmischen Meeres, über welchem der Donner sich anschickt zu grollen.

Bald hörte Ethel einen dumpfen Lärm und eine ungewöhnliche Bewegung unter ihr, in den düstern Zugängen zu dem Saale sich hinziehen; dann machte die Zuhörerschaft mit zitternder Ungeduld und Neugierde Platz; vielfache Schritte hallten wieder; Hellebarden und Musketen glänzten; und bald kamen sechs gefesselte und von Wachen umgebene Männer entblößten Hauptes in die Schranken des Gerichtes. Ethel sah nur den ersten dieser sechs Gefangenen; es war ein Greis mit weißem Barte, in einen schwarzen Rock gekleidet; es war ihr Vater.

Sie stützte sich, einer Ohnmacht nahe, auf das stei-

nerne Geländer, das vor ihrer Bank war; die Gegenstände trieben sich vor ihren Augen wie in einer wirren Wolke vorüber und es war ihr, als schlüge ihr Herz an ihrem Ohre. Mit schwacher Stimme sagte sie: „O Gott, Hülfe!"

Die verschleierte Frau neigte sich zu ihr und ließ sie Salze einathmen, welche sie wieder aus ihrer Erstarrung erweckten.

„Edle Frau," sagte sie wieder belebt, „laßt mich ein Wort aus Eurem Munde hören, ich bitte Euch, damit ich mich überzeuge, daß ich nicht das Spiel höllischer Trugbilder bin."

Aber die Unbekannte hatte, taub gegen ihre Bitte, den Kopf dem Gerichtshofe zugewendet, und die arme Ethel, die wieder einige Kraft erlangt hatte, entschloß sich, ihrem Beispiele zu folgen.

Der Präsident hatte sich erhoben und sagte mit langsamer, feierlicher Stimme:

„Gefangene, man führt Euch vor uns, damit wir untersuchen sollen, ob ihr des Hochverraths, der Verschwörung und des Aufstandes mit gewaffneter Hand gegen die Macht des Königs, unseres hohen Herrn schuldig seid. Bedenkt Euch jetzt in Euern Gewissen, denn eine Anklage des Verbrechens beleidigter Majestät im ersten Grade lastet auf Euerm Haupte."

In diesem Augenblick fiel ein Lichtstrahl auf das Antlitz eines der sechs Gefangenen, eines jungen Man-

nes, der sein Haupt auf seine Brust neigte, als wollte er seine Züge mit den herabhängenden Locken seiner langen Haare bedecken. Ethel zitterte, und ein kalter Schweis brach aus allen ihren Gliedern; sie hatte ihn zu erkennen geglaubt: — aber nein, es war eine grausame Täuschung; der Saal war schwach erhellt und die Menschen bewegten sich darin wie Schatten; kaum unterschied man das große Christusbild von geglättetem Ebenholz, das über dem Sitze des Präsidenten angebracht war.

Aber der junge Beklagte war mit einem Mantel bekleidet, der von weitem grün schien, seine unordentlichen Haare hatten einen kastanienbraunen Widerschein und der plötzliche Strahl, welcher über seine Züge geflogen war . . . Aber nein, es war nicht — es konnte nicht sein — es war eine schreckliche Täuschung!

Die Angeklagten hatten sich auf die Bank gesetzt, auf welcher der Bischof sich niedergelassen hatte. Schumacher saß an dem einen Ende; er war von dem jungen Mann mit dem kastanienbraunen Haare durch seine vier Unglücksgefährten getrennt, welche in rauhe Kleider gekleidet waren und unter denen man eine Art Riesen bemerkte. Der Bischof saß an dem andern Ende der Bank.

Ethel sah den Präsidenten sich zu ihrem Vater wenden.

„Beklagter," sagte er mit strengem Tone, „sagt uns Euern Namen und wer Ihr seid?"

Der Greis erhebt sein ehrwürdiges Haupt.

„Sonst,“ antwortete er, indem er den Präsidenten fest ansah, „nannte man mich Grafen von Greifenfeld und von Tongsberg, Fürsten von Wollin, Fürsten des heiligen römischen Reichs, Ritter des königlichen Elephantenordens, Ritter des königlichen Danebrogordens, Ritter des goldnen Vließes und des Hosenbandordens, ersten Minister, General-Inspektor der Universitäten, Großkanzler von Dänemark und von —“

Der Präsident unterbrach ihn.

„Beklagter, der Gerichtshof fragt Euch weder, wie man Euch genannt hat, noch was Ihr gewesen seid, sondern wie Ihr heißt und wer Ihr seid.“

„Wohlan,“ sagte der Greis lebhaft, „jetzt heiße ich Johannes Schumacher, ich bin neunundsechzig Jahre alt und bin nichts als Euer ehemaliger Wohlthäter, Kanzler von Ahlefeld.“

Der Präsident schien betroffen.

„Ich habe Euch gekannt, Herr Graf,“ setzte der Exkanzler hinzu, „und da ich zu bemerken glaubte, daß dies von Eurer Seite in Bezug auf mich nicht so wäre, habe ich mir die Freiheit genommen, Eure Gnaden zu erinnern, daß wir alte Bekannte sind.“

„Schumacher,“ sagte der Präsident mit einem Ton, in welchem sich der Ausdruck verhaltenen Zornes kund that, — „vergeudet unsere Augenblicke nicht.“

Der alte Angeklagte fiel ihm wieder ein:

„Wir haben die Rollen gewechselt, Herr Kanzler; sonst nannte ich Euch einfach „von Ahlefeld‘ und Ihr nanntet mich „Herr Graf!“

„Beklagter,“ erwiederte der Präsident, „Ihr schadet Eurer Sache, indem Ihr an das entehrende Urtheil erinnert, welches Euch bereits getroffen.“

„Wenn jenes Urtheil für Jemanden entehrend ist, Graf von Ahlefeld, so ist dasselbe es nicht für mich.“

Der Greis hatte sich halb erhoben, als er diese Worte mit Nachdruck aussprach. Der Präsident streckte seine Hand gegen ihn aus.

„Setzt Euch! Höhnt vor einem Gerichtshofe die Richter nicht, die Euch verurtheilt haben, noch den König, welcher Euch jene Richter gegeben. Erinnert Euch, daß seine Majestät geruht hat, Euch das Leben zu schenken, und beschränkt Euch hier auf Eure Vertheidigung.“

Schumacher antwortete nur durch ein Achselzucken.

„Habt Ihr,“ fragte der Präsident, „dem Gerichtshof Geständnisse hinsichtlich des Kapitalverbrechens zu machen, dessen Ihr angeklagt seid?“

Als der Präsident sah, daß Schumacher schwieg, wiederholte er seine Frage.

„Sprecht Ihr vielleicht mit mir?“ sagte der Ex-Großkanzler. „Ich glaubte, edler Graf von Ahlefeld, Ihr sprächt mit Euch selbst. Von welchen Verbrechen unterhaltet Ihr mich? Habe ich jemals einem Freunde

den Judaskuß gegeben? Habe ich einen Wohlthäter in das Gefängniß geworfen, verurtheilt, entehrt? Den geplündert, welchem ich alles verdankte? Ich weiß in der That nicht, zeitlicher Herr Kanzler, warum man mich hierher führt. Wahrscheinlich soll ich Eure Geschicklichkeit, unschuldige Köpfe fallen zu machen, beurtheilen. Ich würde wirklich nicht ungern sehen, ob Ihr mich eben so gut zu Grund zu richten versteht, wie Ihr das Königreich zu Grund richtet, und ob Euch ein Komma hinreicht, um mir den Tod zu bereiten, wie Euch ein Buchstabe des Alphabet's hinreichte, um den Krieg mit Schweden hervorzurufen *)."

Kaum war dieser bittere Spott ausgesprochen, als der Mann, der vor dem Tische zur Linken des Gerichts seinen Platz hatte, sich erhob.

---

*) Es fanden wirklich sehr ernste Zerwürfnisse zwischen Dänemark und Schweden statt, weil der Graf von Ahlefeld in einer Verhandlung begehrt hatte, ein Vertrag zwischen den zwei Staaten sollte dem König von Dänemark den Titel rex Gothorum geben, was dem dänischen Monarchen die Oberherrlichkeit über Götholand, eine schwedische Provinz, zu verleihen schien, während die Schweden ihn nur als rex Gotorum anerkennen wollten, eine unbestimmte Beziehung, welche dem alten Titel der dänischen Herrscher, König der Goten, gleichkam.

Ohne Zweifel spielte Schumacher auf dieses h an, das zwar keinen Krieg, aber lange, drohende Verhandlungen veranlaßte.

„Herr Präsident," sagte er nach einer tiefen Verbeugung, „meine Herren Richter, ich fordere, daß dem Beklagten, Johannes Schumacher, das Sprechen untersagt werde, wenn er fortfährt auf diese Weise Seine Gnaden, den Präsidenten dieses achtbaren Gerichtshofes, zu beleidigen."

Die ruhige Stimme des Bischofs wurde laut.

„Herr geheimer Sekretär, man kann einem Beklagten das Sprechen nicht verbieten . . ."

„Ihr habt Recht, Hochwürdiger Bischof," rief der Präsident hastig. „Unsere Absicht ist, der Vertheidigung den weitesten Spielraum zu lassen, den man ihr lassen kann. — Ich ersuche den Beklagten nur, seine Sprache zu mäßigen, wenn er sein wahres Beste versteht."

Schumacher schüttelte den Kopf und sagte kalt:

„Es scheint, der Graf von Ahlefeld ist seiner Sache gewisser, als im Jahre 1677."

„Schweigt," sagte der Präsident, wandte sich sogleich an den Beklagten, der neben dem Greise saß und fragte ihn um seinen Namen.

Ein Bergbewohner von kolossalem Wuchse, dessen Stirne mit Binden umgeben war, erhob sich und sagte:

„Ich bin Han von Klipstadur, in Island."

Ein Zittern des Schreckens herrschte eine Zeit lang unter der Menge und Schumacher erhob sein denkendes Haupt, das schon wieder auf seine Brust gefallen war und warf einen raschen Blick auf seinen furchtbaren

Nachbarn, von welchem alle andere Mitangeklagten sich entfernt hielten.

„Han von Island," fragte der Präsident, als die Unruhe vorüber war, — „was habt Ihr dem Gerichtshof zu sagen?"

Unter allen den Zuschauern war Ethel nicht am wenigsten über die Anwesenheit des berüchtigten Räubers betroffen, welcher seit so langer Zeit ihrem Geiste in allen seinen Schrecken erschien. Mit einer furchtsamen Gierigkeit heftete sie ihren Blick auf den ungeheuern Riesen, den ihr Ordener vielleicht bekämpft hatte, dessen Opfer er vielleicht geworden war. Dieser Gedanke zeigte sich ihrem Herzen unter allen seinen schmerzlichen Gestalten wieder. Auch hörte sie, durch eine Menge herzzerreißender Erregungen gänzlich in sich versunken, die Antwort kaum, welche dieser Han von Island, in welchem sie beinahe den Mörder ihres Ordener sah, dem Präsidenten in einer rohen, verlegenen Sprache gab. Sie verstand nur, daß der Räuber sich für den Anführer der Rebellenbanden erklärte.

„Habt Ihr von selbst," fragte der Präsident, „oder auf eine fremde Anstiftung den Befehl der Empörer übernommen?"

Der Räuber antwortete:

„Ich that es nicht von selbst."

„Wer hat Euch zu diesem Verbrechen gereizt?"

„Ein Mann, der sich Hacket nannte."

„Wer war dieser Hacket?“

„Ein Abgesandter Schumachers, den er auch Grafen von Greifenfeld nannte.“

Der Präsident wandte sich an Schumacher.

„Beklagter, kennt Ihr diesen Hacket?“

„Ihr seid mir zuvorgekommen, Graf von Ahlefeld,“ versetzte der Greis; „ich wollte dieselbe Frage an Euch stellen.“

„Beklagter Schumacher, Ihr seid schlecht von Euerem Haß berathen. Der Gerichtshof wird Euer Vertheidigungssystem zu würdigen wissen.“

Der Bischof nahm das Wort:

„Herr Geheimer-Sekretär,“ sagte er zu dem kleinen Mann gewendet, welcher die Stelle eines Schreibers und eines Anklägers übernommen zu haben schien, „ist dieser Hacket unter meinen Schützlingen?“

„Nein, Euer Hochwürden Gnaden,“ antwortete der Sekretär.

„Weiß man, was aus ihm geworden ist?“

„Man hat ihn nicht ergreifen können, er ist entflohen.“

Während der Herr Geheime Sekretär so sprach, hätte man seine Stimme für erkünstelt halten sollen.

„Ich glaube vielmehr, er ist verschwunden,“ sagte Schumacher.

Der Bischof fuhr fort:

„Herr Sekretär, läßt man diesen Hacket verfolgen? Hat man eine genaue Beschreibung von ihm?“

Ehe der Geheimschreiber antworten konnte, erhob sich einer der Angeklagten; es war ein junger Bergwerker mit einem herben, stolzen Gesichte.

„Es wäre leicht, diese zu erhalten,“ sagte er mit starker Stimme. „Dieser elende Hacket, der Abgeordnete Schumachers, ist ein Mann von kleinem Wuchse, offenem Gesichte, aber offen, wie ein Höllenschlund. — Seht, Herr Bischoff, seine Stimme ist der des Herrn sehr ähnlich, welcher dort an jenem Tische schreibt, und von Euer Hochwürden Gnaden Geheimer Sekretär, glaube ich, genannt worden ist . . . Und selbst wenn dieser Saal weniger dunkel wäre und der Herr Geheime Sekretär weniger Haare hätte, um sein Gesicht zu verstecken, wollte ich behaupten, auch seine Züge hätten einige Aehnlichkeit mit denen des Verräthers Hacket.“

„Mein Bruder hat Recht,“ riefen die zwei Angeklagten, welche neben dem jungen Bergmann saßen.

„Wirklich!“ murmelte Schumacher mit einem triumphirenden Ausdrucke.

Indessen hatte der Sekretär eine unwillkürliche Bewegung, entweder der Furcht oder des Unwillens gemacht, den ihm der Vergleich mit jenem Hacket einflößte. Der Präsident, der selbst beunruhigt geschienen, beeilte sich, seine Stimme zu erheben.

„Beklagte, vergeßt nicht, daß ihr nur dann reden

dürft, wenn das Gericht euch fragt, und vor allem beleidigt die Diener der Gerechtigkeit nicht durch unwürdige Vergleichungen."

„Herr Präsident," sagte der Bischof, „es handelt sich hier nur von der nähern Beschreibung einer Person. Wenn der Verbrecher Hacket einige Aehnlichkeit mit dem Sekretär hat, so könnte dies von Nutzen werden... —"

Der Präsident unterbrach ihn:

„Beklagter Han, der ihr so viel mit diesem Hacket verkehrtet, sagt uns, um den hochwürdigen Bischof zufrieden zu stellen, ob jener Mann wirklich unserm sehr geehrten Geheimen Sekretär gleicht."

„Durchaus nicht," antwortete der Riese ohne Zögern.

„Ihr seht, Herr Bischof!" setzte der Präsident hinzu. —

Der Bischof deutete durch ein Zeichen mit dem Kopfe an, daß er sich zufrieden gebe, und der Präsident wandte sich an einen andern Angeklagten, indem er die gewöhnliche Frage stellte:

„Wie heißt Ihr?"

„Wilfried Kennybol, auch der Berger von Kole."

„Wart Ihr unter den Empörern?"

„Ja, Herr; die Wahrheit ist mehr werth, als das Leben. Ich bin in den verfluchten Schlünden des schwarzen Pfeilers gefangen worden. Ich war der Anführer der Gebirgsleute."

„Wer hat Euch zu dem Verbrechen des Aufruhrs verleitet?"

„Unsere Brüder, die Bergwerker klagten über die königliche Vormundschaft und das war ganz einfach, nicht wahr, Euer Edeln? Wenn Ihr nur eine Lehmhütte und zwei schlechte Fuchsbälge hättet, würde es Euch nicht unlieb sein, sie Euer zu nennen. Die Regierung hat nicht auf ihre Bitten gehört. Da fiel es ihnen ein, Herr, sich zu empören und sie haben uns gebeten, ihnen zu helfen. Einen so kleinen Dienst schlagen sich Brüder nicht ab, welche dieselben Gebete beten und dieselben Heiligen verehren. Das ist alles."

„Hat Niemand," sagte der Präsident, „zum Aufstande gereizt, ihn ermuthigt und geleitet?"

„Ein gewisser Herr Hacket sprach uns unaufhörlich davon, einen zu Munkholm gefangenen Grafen zu befreien, dessen Abgeordneter er sich nannte. Wir haben es ihm versprochen, weil eine Freiheit mehr uns nichts kostete."

„Hieß dieser Graf nicht Schumacher oder Greifenfeld?"

„Ganz recht, Euer Edeln."

„Ihr habt ihn nie gesehen?"

„Nein, Herr; wenn es aber der Greis ist, welcher Euch so eben so viele Namen genannt hat, so kann ich nicht umhin, einzugestehen . . . —"

„Was?" fiel der Präsident hastig ein.

„Daß er einen sehr schönen weißen Bart hat, Herr, beinahe so schön, wie der des Vaters des Mannes meiner Schwester Maase aus dem Dorfe Gurb, der ein Alter von hundertundzwanzig Jahren erreicht hat."

Die in dem Saale herrschende Dunkelheit ließ nicht gewahren, ob der Präsident durch die naive Antwort des Bergbewohners in seiner Erwartung getäuscht schien. Er befahl den Häschern, einige feuerfarbene Fahnen aufzurollen, welche vor dem Gerichte niedergelegt worden.

„Beklagter Wilfried Kennybol," sagte er, „erkennt Ihr diese Fahnen?"

„Ja, Euer Edeln; sie sind uns von Hacket, im Namen des Grafen von Schumacher übergeben worden. Der Graf ließ unter den Bergwerkern auch Waffen vertheilen; denn wir Bergbewohner, die von dem Karabiner und der Jagdtasche leben, hatten sie nicht nöthig. Und ich, Herr, wie Ihr mich hier seht, gebunden gleich einem schlechten Huhne, das gebraten werden soll, ich habe mehr als ein Mal aus der Tiefe unserer Thäler alte Adler getroffen, wenn sie in ihrem höchsten Fluge nur wie Lerchen oder Drosseln aussahen."

„Ihr habt gehört, meine Herrn Richter," bemerkte der geheime Sekretär, „der beklagte Schumacher hat durch Hacket Waffen und Fahnen unter den Rebellen vertheilen lassen."

„Kennybol," sagte der Präsident, „habt Ihr nichts mehr vorzubringen?"

„Nichts, Euer Edeln, als daß ich den Tod nicht verdiene. Ich bin nur als guter Bruder den Bergwerkern zu Hülfe gekommen und ich darf vor Euer Edeln Allen versichern, daß das Blei meines Karabiners, ein

so alter Jäger ich auch bin, niemals einen Damhirsch des Königs berührt hat.“

Ohne auf diese Vertheidigungsrede zu antworten, verhörte der Präsident Kennybol's zwei Gefährten. Es waren Anführer der Bergwerker. Der Aelteste, der erklärte, er heiße Jonas, wiederholte in andern Ausdrükken, was Kennybol eingestanden hatte. Der Andere, derselbe junge Mann, dessen Augen so viel Aehnlichkeit zwischen dem geheimen Sekretär und dem treulosen Hacket gefunden hatten, sagte, er nenne sich Norbith, bekannte stolz seine Theilnahme an dem Aufstand, weigerte sich aber, ein Eingeständniß in Bezug auf Hacket und Schumacher zu machen. Er sagte, er habe geschworen zu schweigen, und erinnere sich nur dieses Schwures noch. Der Präsident mochte drohen und bitten, der hartnäckige junge Mann blieb unbeugsam. Uebrigens versicherte er, er habe sich nicht Schumachers wegen empört, sondern nur, weil seine alte Mutter hungere und friere. Er läugnete nicht, daß er vielleicht den Tod verdient hätte; behauptete aber, man begehe eine Ungerechtigkeit, wenn man ihn verurtheile, denn wenn man ihn tödte, tödte man auch seine arme Mutter, die es nicht verschuldet habe.

Als Norbith aufgehört hatte zu reden, legte der geheime Sekretär in wenigen Worten die schweren Anzeichen dar, welche bis auf diesen Augenblick auf den Angeklagten, besonders auf Schumacher lasteten. Er las

einige der aufrührerischen Aufschriften der Fahnen und hob gegen den Ex-Großkanzler das Einstimmige der Antworten seiner Mitschuldigen und selbst das Schweigen des jungen Norbith hervor, welcher durch einen fanatischen Schwur gebunden. — „Wir haben,“ setzte er zum Schlusse hinzu, „nun noch einen Beklagten zu verhören und finden überwiegende Gründe, ihn für den geheimen Agenten der Behörde zu halten, welche so schlecht für die Ruhe des Drontheimhuus gewacht hat. Diese Behörde hat, wenn nicht durch ihre verbrecherische Nachsicht, mindestens durch ihre unselige Nachläßigkeit den Ausbruch der Empörung begünstigt, welche alle diese Unglücklichen verderben und diesen Schumacher, welchen die Gnade des Königs so großmüthig vom Blutgerüste gerettet hat, demselben überliefern wird.“

Bei diesen schrecklichen Worten bebte Ethel, welche von ihrer Angst für Ordener durch einen furchtbaren Uebergang auf ihre Angst für ihren Vater zurückgekommen war, und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen, als sie ihren Vater sich erheben sah, der mit ruhiger Stimme sagte: — „Kanzler von Ahlefeld, ich bewundere alles das. Habt Ihr die Vorsicht gebraucht, den Scharfrichter kommen zu lassen?“

Die Unglückliche glaubte in diesem Augenblicke, ihren letzten Schmerz zu erschöpfen; sie täuschte sich.

Der sechste Angeklagte erhob sich jetzt; edel und stolz hatte er die Haare zurückgeworfen, welche sein Ge-

sicht bedeckten, und antwortete auf die Fragen, welche der Präsident an ihn richtete, mit fester, lauter Stimme.

„Ich bin Ordener Gyldenlöwe, Freiherr von Thorwick, Ritter des Danebrog-Ordens.“

Ein Schrei der Ueberraschung entschlüpfte dem Sekretär: — „der Sohne des Vicekönigs!“

„Der Sohn des Vicekönigs!“ wiederholten alle Stimmen, als hätte der Saal in diesem Augenblicke ein tausendfaches Echo.

Der Präsident fuhr auf seinem Sitze zurück; die Richter, die bisher auf ihren Plätzen unbeweglich gewesen waren, beugten sich unruhig zu einander, wie Bäume, welche entgegengesetzte Winde zu gleicher Zeit schütteln. Die Erregung war noch größer unter der versammelten Menge; die Zuschauer stiegen auf die steinernen Karnieße und auf die Eisengitter; die ganze Masse sprach wie aus Einem Munde, und die Wachen vergaßen zur Stille zu mahnen und mischten ihre Worte des Staunens in den allgemeinen Lärm.

Welche an die plötzlichen Erregungen des Lebens hinreichend gewöhnte Seele könnte sich vorstellen, was in der Seele der armen Ethel vorging? Wer könnte dieses unerhörte Gemisch herzzerreißender Freude und wonnigen Schmerzes wieder geben? diese unruhige Erwartung, welche zumal hoffte und bangte und doch nicht hoffte und bangte? — Er war vor ihr, ohne daß sie vor ihm war! sie sah ihn und er sah sie nicht! es war

ihr geliebter Ordener, ihr Ordener, den sie für todt gehalten, den sie für sich verloren wußte, ihr Freund, der sie getäuscht hatte und den sie wie von neuem anbetete. Er war da — ja, er war da! Kein eitler Traum täuschte sie; ja, er war es, dieser Ordener, ach, von dem sie noch öfter geträumt, als ihn gesehen hatte! — Aber erschien er vor diesen feierlichen Schranken als rettender Engel oder als böser Geist? — Sollte sie auf ihn hoffen oder für ihn zittern? — Tausend Vermuthungen bedrängten zumal ihre Gedanken und erstickten sie, wie eine Flamme durch zu viel Nahrung erlischt; alle diese Gedanken, alle diese Gefühle, welche wir eben angedeutet, durchflogen ihren Geist wie ein Blitz, als der Sohn des Vicekönigs von Norwegen seinen Namen aussprach. Sie war die erste, die ihn erkannte, und die Andern hatten ihn noch nicht erkannt, so war sie in Ohnmacht gefallen.

Bald erhielt sie zum zweiten Male durch die Sorgfalt ihrer geheimnißvollen Nachbarin ihr Bewußtsein wieder. Todtenblaß eröffnete sie ihre Augen, in welchen die Thränen plötzlich versiegt waren. Hastig warf sie auf den jungen Mann, der immer noch aufrecht, ruhig in dem allgemeinen Aufruhr dastand, einen jener Blicke, die ein ganzes Dasein umfassen; und die Unruhe hatte unter dem Gerichte und dem Volke nachgelassen, da klang der Name Ordener Gyldenlöwe immer noch in ihrem Ohre wieder. Sie bemerkte mit einer schmerz-

lichen Unruhe, daß er seinen Arm in der Schärpe trug und daß seine Hände mit Ketten beladen waren; sie bemerkte, daß sein Mantel an mehreren Orten zerrissen war, daß sein treuer Säbel nicht mehr an seinem Gürtel hing. Nichts entging ihrer ängstlichen Sorgfalt; denn das Auge einer Liebenden gleicht dem Auge einer Mutter. Mit ihrer ganzen Seele umgab sie den, welchen sie mit ihrem Leibe nicht bedecken konnte, und — zur Schmach und zum Ruhme der Liebe muß man es sagen, in diesem Saale, welcher ihren Vater und die Verfolger ihres Vaters einschloß, sah Ethel nur noch einen einzigen Mann.

Alles war allmählig wieder ruhig geworden. Der Präsident schickte sich an, das Verhör des Sohnes des Vicekönigs zu beginnen.

„Herr Baron," sagte er mit zitternder Stimme . . .

„Ich heiße hier nicht Herr Baron," antwortete Ordener mit fester Stimme, „ich heiße Ordener Gyldenlöwe, wie der, welcher Graf von Greifenfeld war, Johannes Schumacher heißt."

Der Präsident schwieg einen Augenblick wie bestürzt.

„Wohlan denn," sagte er dann, „Ordener Gyldenlöwe, ohne Zweifel seid Ihr durch einen unglücklichen Zufall vor uns gebracht worden. Die Rebellen werden Euch auf der Reise gefangen genommen und gezwungen haben, ihnen zu folgen, und so seid Ihr, ohne Zweifel, in ihren Reihen gefunden worden."

Der Sekretär erhob sich.

„Edle Richter, schon der Name des Sohns des Vicekönigs von Norwegen ist eine hinreichende Vertheidigungsrede für ihn. Der Freiherr Ordener Gyldenlöwe kann kein Rebelle sein. Unser erleuchteter Präsident hat seine verdriesliche Verhaftung unter den Rebellen vollkommen erklärt. Das einzige Unrecht des edeln Gefangenen besteht darin, daß er seinen Namen nicht früher genannt hat. Wir begehren, daß er augenblicklich in Freiheit gesetzt werde, indem wir jede Anklage in Bezug auf ihn fallen lassen und bedauern, daß er sich auf die, durch den verbrecherischen Schumacher und seine Mitschuldigen besudelte Bank gesetzt hat."

„Was thut Ihr?" rief Ordener.

„Der geheime Sekretär," sagte der Präsident, „steht von jeder gerichtlichen Verfolgung hinsichtlich Eurer ab."

„Er hat Unrecht," versetzte Ordener mit lauter, wohlklingender Stimme, „ich allein muß hier angeklagt, allein verurtheilt werden." — Er hielt einen Augenblick inne und setzte dann mit minder festem Tone hinzu: „denn ich allein bin schuldig."

„Allein schuldig?" rief der Präsident.

„Allein schuldig?" wiederholte der geheime Sekretär.

Ein neuer Ausbruch der Ueberraschung durchlief die Versammlung. Die unglückliche Ethel zitterte; sie dachte nicht daran, daß diese Erklärung ihres Geliebten ihren

Vater rettete. Sie hatte den Tod ihres Ordener vor Augen.

„Hellebardiere, gebietet Stille!“ sagte der Präsident, welcher vielleicht den lärmenden Augenblick benützte, um seine Gedanken zu sammeln und seiner Geistesgegenwart wieder Herr zu werden.

„Ordener Gyldenlöwe, erklärt Euch,“ sagte er.

Der junge Mann war einen Augenblick in sich versunken, dann seufzte er tief, dann sprach er ruhigen, entschlossenen Tones diese Worte:

„Ja ich weiß, ein ehrloser Tod harret meiner; ich weiß, das Leben könnte schön und glorreich für mich sein. Aber Gott lies't in den Tiefen meines Herzens! wahrlich, Gott allein! — Ich will die erste Pflicht meines Daseins erfüllen; ich will ihr mein Blut, meine Ehre vielleicht, opfern; aber ich fühle, daß ich ohne Gewissensbisse und ohne Reue sterben werde. Staunt nicht über meine Worte, ihr Herren Richter! es gibt in der Seele und in dem Geschicke der Menschen Geheimnisse, welche ihr nicht durchdringen könnt und über die nur der Himmel richtet. Hört mich also und verfahrt gegen mich nach Eurem Gewissen, wenn Ihr diese Unglücklichen und vorzüglich jenen beklagenswerthen Schumacher, welcher in seiner Gefangenschaft schon viel mehr Verbrechen abgebüßt hat, als ein Mensch begehen kann, losgesprochen haben werdet. — Ja, ich bin schuldig, edle Richter, ich

allein bin schuldig. Ich bin der Urheber des Aufstandes der Bergwerker."

„Ihr?" riefen zu gleicher Zeit und mit einem seltsamen Ausdrucke der Präsident und der geheime Sekretär.

„Ich! und unterbrecht mich nicht mehr, Herr. Ich muß zu dem Ende eilen, denn, indem ich mich anklage, rechtfertige ich diese Unglücklichen. Ich habe in Schumacher's Namen die Bergwerker aufgewiegelt; ich habe Fahnen unter den Rebellen vertheilen lassen und ihnen, im Namen des Gefangenen von Munkholm Gold und Waffen geschickt. Hacket war mein Agent."

Bei diesem Namen Hacket machte der geheime Sekretär eine Geberde der Bestürzung. Ordener fuhr fort:

„Ich fasse mich kurz, ihr Herren. Ich bin in den Reihen der Bergwerker, die ich zur Empörung anspornte, gefangen worden. Ich allein habe Alles gethan. Jetzt richtet! wenn ich mein Verbrechen dargethan habe, habe ich auch die Unschuld Schumacher's und die der armen Unglücklichen dargethan, in welchen Ihr seine Mitschuldigen seht."

So sprach der junge Mann, die Augen zum Himmel erhoben. Die fast leblose Ethel athmete kaum; es schien ihr nur, als wenn Ordener, obgleich er ihren Vater rechtfertigte, seinen Namen sehr bitter ausspräche. Die Reden des jungen Mannes setzten sie in Erstaunen und Schrecken, ohne daß sie sie begreifen konnte. Sie

sah in dem, was sich ihren Sinnen darbot, nichts klar, als das Unglück.

Ein Gefühl derselben Art schien den Präsidenten zu beherrschen. Es war beinahe, als könnte er nicht glauben, was er mit eigenen Ohren hörte. Demungeachtet richtete er an den Sohn des Vicekönigs die Frage:

„Wenn Ihr wirklich der einzige Urheber dieser Empörung seid — zu welchem Zwecke habt Ihr sie angestiftet?"

„Ich kann es nicht sagen."

Ein Schauer ergriff Ethel, als sie den Präsidenten mit fast erzürnter Stimme erwiedern hörte:

„Hattet Ihr nicht einen Liebeshandel mit der Tochter Schumacher's?"

Aber ihr Ordener, der gefesselt war, hatte einen Schritt gegen die Richterbühne gemacht und mit dem Tone des Unwillens ausgerufen:

„Kanzler von Ahlefeld, begnügt Euch mit meinem Leben, das ich Euch preisgebe; achtet ein edles, unschuldiges Mädchen. Versucht nicht zum zweiten Male, sie zu entehren."

Die arme Ethel, welche ihr Blut wieder in ihr Gesicht steigen fühlte, begriff nicht, was die Worte: „ein zweites Mal" bedeuteten, auf welchen ihr Vertheidiger die Stimme mit Nachdruck ruhen ließ; aber der Zorn, welcher sich auf den Zügen des Präsidenten malte, schien anzudeuten, daß er sie verstehe.

„Ordener Gyldenlöwe, vergeßt Ihr selbst die Achtung nicht, welche Ihr der Gerechtigkeit des Königs und seinen höchsten Beamten schuldig seid. Ich muß Euch im Namen des Gerichtshofs einen Verweis geben. — Jetzt fordere ich Euch von Neuem auf, mir zu erklären, zu welchem Zwecke Ihr das Verbrechen begangen habt, dessen Ihr Euch anklagt?"

„Ich wiederhole Euch, daß ich es nicht sagen kann."

„Geschah es nicht," fragte der Sekretär, „um Schumacher zu befreien?"

Ordener beharrte bei seinem Schweigen.

„Seid nicht stumm, beklagter Ordener," sagte der Präsident; „es ist erwiesen, daß Ihr im Einverständniß mit Schumacher wart, und das Zugeständniß Eurer Schuld klagt den Gefangenen von Munkholm eher an, als es ihn rechtfertigt. Ihr kamt oft nach Munkholm und gewiß knüpftet Ihr an diese Besuche mehr als ein Interesse bloßer Neugierde. Ein Beweis ist diese Diamantschnalle."

Der Präsident nahm von dem Tische eine Diamantschnalle, welche dort niedergelegt worden war und zeigte sie Ordener. — „Erkennt Ihr sie als ein früheres Eigenthum?"

„Ja! — durch welchen Zufall . . . ?"

„Höret! Einer der Rebellen hat sie vor seinem Tode unserm geheimen Sekretär überliefert und erklärt, er habe sie von Euch als Bezahlung erhalten, weil er Euch aus dem Hafen von Drontheim nach der Veste Munk-

holm übergefahren. Nun frage ich euch, meine Herren Richter, beweißt ein solcher, einem bloßen Schiffer gegebener Lohn nicht, welches Gewicht der angeklagte Ordener Gyldenlöwe darauf legte, in dieses Gefängniß zu gelangen, welches das Gefängniß Schumacher's ist?"

„Ha!" rief der angeklagte Kennybol, „was Seine Edeln sagen, ist wahr; ich erkenne die Schnalle; das ist die Geschichte unseres armen Bruders Gyldon Stayper."

„Still!" sagte der Präsident, „laß Ordener Gyldenlöwe antworten."

„Ich werde nicht verhehlen," versetzte dieser, „daß ich Schumacher zu sehen wünschte. — Aber diese Schnalle beweist nichts. Man darf nicht mit Diamanten in die Festung eingehen; der Schiffer, der mich übergesetzt hatte, klagte während der Fahrt über sein Elend; ich warf ihm diese Schnalle zu, die ich nicht bei mir behalten durfte."

„Verzeiht, Euer Edeln," fiel der geheime Sekretär ein, „die Verordnung nimmt von dieser Maaßregel den Sohn des Vicekönigs aus. Ihr konntet also . . ."

„Ich wollte meinen Namen nicht nennen."

„Warum nicht?" fragte der Präsident.

„Dies eben kann ich nicht sagen."

„Euer Einverständniß mit Schumacher und seiner Tochter beweist, daß ihre Befreiung der Zweck Eures Komplotts war."

Schumacher, der bis jetzt kein anderes Zeichen der Aufmerksamkeit gegeben hatte, als daß er verächtlich die Achseln zuckte, erhob sich:

„Meine Befreiung! Der Zweck dieses höllischen Komplottes war, mich zu verdächtigen und zu verderben, wie er es noch ist. Glaubt ihr, Ordener Gyldenlöwe hätte seine Theilnahme an dem Verbrechen eingestanden, wenn er nicht in den Reihen der Rebellen gefangen worden wäre? O, ich sehe, der Haß seines Vaters gegen mich hat sich auf ihn vererbt. Und was das Einverständniß betrifft, welches man zwischen ihm und meiner Tochter und mir annimmt, so wisse er, dieser verruchte Gyldenlöwe, daß mein Haß gegen ihn, gegen das Geschlecht der Gyldenlöwe und von Ahlefeld sich auch auf meine Tochter vererbt hat."

Ordener seufzte tief, während Ethel ganz leise ihren Vater der Unwahrheit zieh, und dieser, noch vor Zorn bebend, auf seine Bank zurückfiel.

„Das Gericht wird entscheiden," sagte der Präsident.

Ordener, der bei Schumacher's Worten die Augen schweigend gesenkt hatte, schien zu erwachen.

„Oh, edle Richter, hört. Ihr geht jetzt mit Euerm Gewissen zu Rath; vergeßt nicht, daß Ordener Gyldenlöwe allein der Schuldige ist. Diese andere Unglücklichen sind von Hacket getäuscht worden, der mein Agent war. Alles Uebrige ist mein Werk."

Kennybol unterbrach ihn:

„Seine Edeln sprechen wahr, ihr Herren Richter; denn sie unternahmen es, uns den berüchtigten Han von Island zuzuführen, dessen Name mir kein Unglück bringen möge! Ich weiß es, daß dieser junge Herr es gewagt hat, ihn in der Höhle von Walderhog aufzusuchen, um ihm den Vorschlag zu thun, unser Anführer zu werden. Er hat mir das Geheimniß seines Unternehmens in dem Dorfe Surb, bei meinem Bruder Braal, anvertraut. Und auch in Bezug auf das Uebrige spricht der junge Herr wahr: wir sind von diesem verfluchten Hacket betrogen worden, woraus folgt, daß wir den Tod nicht verschuldet haben.“

„Herr geheimer Sekretär,“ sagte der Präsident, „das Verhör ist geschlossen. Was ist Euer Gutachten?“

Der Sekretär erhob sich, grüßte den Gerichtshof mehrmals und brachte seine Hand einige Zeit in die Falten seines Spitzenkragens, ohne einen Moment seine Augen von den Augen des Präsidenten zu verwenden. Endlich ließ er mit dumpfer, düsterer Stimme diese Worte hören:

„Herr Präsident, achtungswerthe Richter! die Anklage bleibt siegreich. Es ist dem beklagten Ordener Gyldenlöwe, welcher den Glanz seines ruhmwerthen Namens für immer trübt, nur gelungen, seine Schuld darzuthun, ohne die Unschuld des Exkanzlers Schumacher und seiner Mitschuldigen, Han's von Island, Wilfried Kennybol's, Jonas und Norbith's beweisen zu können. —

Ich fordere von der Gerechtigkeit des Gerichtes, daß die sechs Angeklagten des Verbrechens des Hochverraths und der beleidigten Majestät, im ersten Grade, schuldig erklärt werden."

Ein unbestimmtes Murren erhob sich unter der Menge. Der Präsident war im Begriffe, die Schlußformel auszusprechen, als der Bischof eine augenblickliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Gelehrte Richter, es ziemt sich, daß die Vertheidigung der Angeklagten zuletzt sich hören lasse. Ich wünschte, diese hätte ein besseres Organ; denn ich bin alt und schwach und habe keine andere Kraft mehr in mir, als die, welche mir von Gott kömmt. — Ich erstaune über die strenge Anträge des geheimen Sekretärs. Nichts beweist hier die Schuld meines Schutzbefohlenen, Schumacher's. Man kann durchaus keine unmittelbare Theilnahme an dem Aufstande der Bergwerker gegen ihn herstellen; und da mein anderer Schutzbefohlene, Ordener Gyldenlöwe, erklärt, daß er den Namen Schumacher's mißbraucht hat und überdieß, daß er der einzige Anstifter dieser verdammenswerthen Empörung ist, verschwinden alle die Verdachtgründe, welche auf Schumacher lasteten: ihr müßt ihn folglich freisprechen. Eurer christlichen Nachsicht empfehle ich die übrigen Angeklagten, welche, wie das Schaf des guten Hirten, nur verirrt waren und selbst den jungen Ordener Gyldenlöwe, welcher mindestens das, vor dem Herrn sehr große Verdienst hat, daß er

sein Verbrechen eingesteht. Bedenkt, ihr Herren, daß er noch in dem Alter ist, in welchem der Mensch straucheln und selbst fallen kann, ohne daß Gott es verschmäht, ihn zu stützen oder ihn wieder aufzurichten. Ordener Gyldenlöwe trägt kaum den vierten Theil der Last des Daseins, welches schon beinahe ganz auf meinem Haupte lastet. Legt in die Wagschale eures Ausspruches seine Jugend und seine Unerfahrenheit und entzieht ihm nicht so früh das Leben, welches der Herr ihm kaum gegeben hat!"

Der Greis schwieg und setzte sich neben Ordener, der lächelte, während die Richter auf die Einladung des Präsidenten sich von ihren Sitzen erhoben und schweigend über die Schwelle des furchtbaren Saales ihrer Berathungen schritten.

Während einige Männer in diesem schrecklichen Heiligthum über sechs Geschicke entschieden, blieben die Angeklagten zwischen zwei Reihen von Hellebardieren unbeweglich auf ihrer Bank sitzen. Schumacher schien, das Haupt auf seiner Brust, in ein tiefes Nachsinnen versunken; der Riese ließ links und rechts seine Blicke ergehen, in welchen sich eine gedankenlose Zuversicht malte; Jonas und Kennybol falteten die Hände und beteten leise, während ihr Kamrad Norbith zuweilen heftig mit dem Fuße auf den Boden stampfte oder mit krampfhaftem Zittern seine Ketten schüttelte. Zwischen ihm und dem ehrwürdigen Bischof, welcher die Bußpsalmen las,

saß Ordener mit gekreuzten Armen und zum Himmel erhobenen Augen.

Hinter ihnen hörte man den Lärm der Menge, welcher beim Abgange der Richter ungestümm ausgebrochen war. Der berühmte Gefangene von Munkholm, der furchtbare Isländische Teufel, vor allem aber der Sohn des Vicekönigs waren die Gegenstände aller Gedanken, aller Reden, aller Blicke. Das aus Klagen, Gelächter und wirrem Geschrei gemischte Getöse sank und hob sich wie eine Flamme, welche im Winde hin- und herflattert.

So vergingen mehrere Stunden der Erwartung, welche so lang waren, daß Jeder staunte, daß sie einer und derselben Nacht angehörten. Von Zeit zu Zeit warf man einen Blick auf die Thüre des Berathungsgemaches; allein man sah dort nichts, als zwei Soldaten, welche wie zwei Schattenbilder vor der verhängnißvollen Schwelle auf- und niedergingen.

Endlich begannen die Fackeln und die Lampen zu erbleichen und einige weiße Strahlen des Morgenlichtes fielen durch die engen Fenster des Saales, als die schreckliche Thüre aufging. — Ein tiefes Schweigen trat augenblicks, wie durch Zauberei, an die Stelle des ganzen Getöses des Volks und man hörte nichts mehr, als verhaltene Athemzüge und die unbestimmte, dumpfe Bewegung der erwartungsvollen Menge.

Die Richter traten langsamen Schrittes aus dem

Berathungssaal und nahmen mit dem Präsidenten an ihrer Spitze, ihre Sitze auf der Gerichtsbühne wieder ein.

Der geheime Sekretär, welcher während ihrer Abwesenheit in seine Gedanken verloren schien, verneigte sich:

„Herr Präsident, welches Urtheil hat der Gerichtshof, der in letzter Instanz spricht, im Namen des Königs gefällt? Wir sind bereit, es mit frommer Ehrfurcht zu hören.“

Der Richter, welcher zur Rechten des Präsidenten saß, erhob sich mit einem Pergament in seinen Händen.

„Seine Gnaden, unser edler Präsident, ermüdet durch die Länge dieser Sitzung, geruhen, Uns, dem Obersyndikus des Drontheimhuus, dem natürlichen Präsidenten dieses achtbaren Gerichtshofs, aufzutragen, an seiner Stelle das im Namen des Königs erlassene Urtheil vorzulesen. Wir erfüllen nun diese ehrenvolle, peinliche Pflicht, indem wir den hier versammelten Zuschauern auferlegen, vor der unfehlbaren Gerechtigkeit des Königs zu schweigen.“

Die Stimme des Obersyndikus ging jetzt in einen feierlichen, ernsten Ton über und alle Herzen bebten.

„Im Namen unseres erhabenen Gebieters und recht-„mäßigen Herrn, des Königs Christian! Dieses Urtheil „erlassen wir, die Richter des Obergerichtshofs des „Drontheimhuus, von Rechts wegen in Betreff Johannes „Schumacher's, Staatsgefangenen; Wilfried Kennybol's, „Bewohners des Gebirgs von Kole; Jonas, königlichen

„Bergwerkers; Hans von Klipstadur, in Island, und „Ordener Gyldenlöwe's, Freiherrn von Thorwick, Ritters „des Danebrogs-Ordens, sämmtlich der Verbrechen des „Hochverraths und der beleidigten Majestät, im ersten „Grade, angeklagt, Han von Island aber überdies noch „der Verbrechen des Mordes, der Brandstiftung und des „Straßenraubs beschuldigt."

„1. Johannes Schumacher ist nicht schuldig."

„2. Wilfrid Kennybol, Jonas und Norbith sind schuldig, aber der Gerichtshof entschuldigt sie, weil sie verführt worden.

„3. Han von Island ist aller Verbrechen schuldig, deren er angeklagt wurde.

„4. Ordener Gyldenlöwe ist des Hochverraths und der beleidigten Majestät im ersten Grade schuldig."

Der Richter hielt einen Augenblick inne, als wollte er Athem schöpfen. Ordener heftete einen Blick voll himmlischer Freude auf ihn.

„Johannes Schumacher," fuhr der Richter fort, „der Gerichtshof spricht Euch frei und sendet Euch in Euer Gefängniß zurück.

„Kennybol, Jonas und Norbith, der Gerichtshof verwandelt die Strafe, welcher ihr verfallen seid, in lebenslängliche Haft und in eine Buße von tausend königlichen Thalern für jeden.

„Han von Klipstadur, Mörder und Brandstifter, Ihr werdet diesen Abend auf den Exerzierplatz von Munk-

holm geführt und an dem Halse gehängt, bis der Tod erfolgt ist.

„Ordener Gyldenlöwe, Hochverräther, Ihr werdet, nachdem Ihr von diesem Gerichtshofe Eurer Würden entsetzt worden, diesen Abend, mit einer Fackel in der Hand, an denselben Ort geführt, damit Euer Haupt abgeschlagen, Euer Leib verbrannt, Eure Asche in den Winden zerstreut und Euer Kopf auf der Mauerbrüstung ausgestellt werde.

„Entfernt euch Alle, das ist das im Namen des Königs erlassene Urtheil.“

Kaum hatte der Obersyndikus diesen traurigen Vortrag geendigt, als man im Saal einen Schrei hörte. — Bei diesem Schrei erstarrten die Anwesenden mehr noch, als bei den schrecklichen Anstalten zum Todesurtheil; bei diesem Schrei erbleichte einen Augenblick das heitere, glänzende Antlitz des verurtheilten Ordener's.

---

# Vierundvierzigstes Kapitel.

Wir haben uns gefunden, halten uns
Umschlungen, fest und ewig. Glaube mir!
Das ist um vieles mehr, als sie gewollt.
Drum laß es uns, wie einen heil'gen Raub
In unsers Herzens Innerstem bewahren.
Aus Himmels Höhen fiel es uns herab,
Und nur dem Himmel wollen wir's verdanken.
Er kann ein Wunder für uns thun.
Schiller, Wallenstein.

Es ist also geschehen; alles naht dem Ende, oder vielmehr, alles ist schon beendigt. Er hat den Vater der Geliebten gerettet, er hat sie selbst gerettet, indem er ihr den väterlichen Schutz erhielt. Die edle Verschwörung des jungen Mannes für Schumacher's Leben ist gelungen; jetzt ist das Übrige nichts; er erwartet nur noch den Tod.

Mögen die, welche diesen edeln Ordener für schuldig oder für wahnsinnig hielten, ihn jetzt richten, wie er in seiner Seele mit einem heiligen Entzücken sich selbst richtet! Denn es war, als er in die Reihen der Rebellen trat, stets sein Gedanke, er würde, wenn er auch die Ausführung des Verbrechens Schumacher's nicht hindern könnte, wenigstens die Strafe dafür abwenden können, indem er diese auf sein eigenes Haupt nähme.

Ach, sagte er dann zu sich, Schumacher ist ohne Zweifel schuldig; aber das Verbrechen des durch seine Gefangenschaft und sein Unglück Erbitterten ist verzeihlich. Er will nur seine Befreiung, er versucht sie selbst durch die Empörung. — Was wird übrigens aus meiner Ethel werden, wenn man ihr den Vater nimmt, wenn sie ihn durch das Henkerbeil verliert, wenn eine neue Schmach sein Leben brandmarkt, was wird aus ihr werden, ohne Stütze, ohne Hülfe, allein in einem Kerker, oder in einer Welt voller Feinde irrend? Dieser Gedanke hatte ihn bestimmt, sich zu opfern, und er hatte sich mit Freuden darauf vorbereitet; denn ein Wesen, das liebt, kennt kein größeres Glück, als sein Dasein, ich will nicht sagen dem Dasein, nein, einem Lächeln, einer Thräne des geliebten Wesens zu opfern.

So war er also unter den Rebellen, so ist er vor die Richter geschleppt worden, welche Schumacher verurtheilen sollten, er hat seine edle Lüge vorgebracht und sein Urtheil empfangen, er wird eines grausamen, schmachvollen Todes sterben, er wird ein beflecktes Andenken hinter sich lassen; — aber was liegt dem edeln jungen Mann daran? er hat ja den Vater seiner Ethel gerettet.

Auf seinen Ketten sitzt er jetzt in einem feuchten Kerker, wo Licht und Luft kaum durch dunkle Zuglöcher eindringen; neben ihm liegt die Nahrung für den Rest seines Daseins, ein Stück schwarzes Brod, ein Krug voll Wasser. Eine eiserne Kette lastet auf seinem Halse; eiserne

Arm- und Fußbänder drücken seine Hände und Füße. Jede Stunde, die entschwindet, nimmt ihm mehr Leben, als ein Jahr andern Sterblichen entzieht. — Er träumt wonnig.

Wird mein Andenken mich vielleicht, wenigstens in einem der Herzen, welche unter den Menschen schlagen, überleben? wird sie mir vielleicht eine Thräne für mein Blut geben? wird sie vielleicht den, der ihr sein Leben geweiht hat, bedauern? stellt sich vielleicht in ihren jungfräulichen Träumen zuweilen das unbestimmte Bild ihres Freundes dar? Wer weiß übrigens, was hinter dem Tode ist? wer weiß, ob die aus ihrem materiellen Gefängniß befreiten Seelen nicht zuweilen zurückkehren können, um über die Seelen, welche sie lieben, zu wachen, geheimnißvoll mit jenen süßen, noch gefangenen Gefährten zu verkehren und ihnen heimlich eine Tugend der Engel, eine Freude des Himmels zu bringen...? —

Dennoch mischten sich auch bittere Gedanken zu diesen tröstenden Betrachtungen. Der Haß, welchen ihm Schumacher selbst in dem Augenblicke seines Opfers gezeigt hatte, drückte seine Seele. Der herzzerreißende Schrei, welchen er zu gleicher Zeit mit seinem Todesurtheil gehört hatte, ach, er hatte ihn tief erschüttert; denn er allein unter dieser Menschenmenge hatte jene Stimme erkannt, jenen Schmerz verstanden. Und dann, soll er sie denn nicht mehr sehen, seine Ethel? sollen die letzten Augenblicke ihm in demselben Gefängnisse verfließen,

welches sie einschließt, ohne daß er noch einmal die süße Hand berühren, die süße Stimme hören kann von ihr, für die er stirbt? —

So überließ er seine Seele jenen unbestimmten, düstern Träumen, welches für den Gedanken das ist, was der Schlaf für das Leben, als das rauhe Stöhnen der alten rostigen Riegel ungestümm an sein Ohr schlug, das gewissermaßen schon auf die Harmonien einer andern Sphäre horchte, welchen er im Begriff war zuzueilen. — Die schwere eiserne Thüre seines Kerkers krachte aus ihren Angeln und ging auf. Der junge Verurtheilte erhob sich ruhig und beinahe froh, denn er dachte, der Scharfrichter werde ihn holen und er hatte sich des Daseins schon entledigt, wie des Mantels, auf welchen sein Fuß trat.

Er wurde in seiner Erwartung getäuscht; eine weiße, schlanke Gestalt zeigte sich, einem glänzenden Trauerbilde ähnlich, auf der Schwelle seines Kerkers. Ordener mißtraute seinen Augen und fragte sich, ob er nicht schon im Himmel wäre? Sie war's — es war seine Ethel.

Das junge Mädchen war in seine gefesselten Arme gefallen; sie bedeckte Ordener's Hände mit Thränen, welche die langen schwarzen Locken ihres gelös'ten Haares trockneten; die Ketten des Verurtheilten küssend, verwundete sie ihre reinen Lippen an den entehrenden Armbändern; sie sprach nicht, aber ihr ganzes Herz schien

bereit, in dem ersten Worte, das ihr Schluchzen durchbräche, ihr zu entfliehen.

Er, — er fühlte die himmlischeste Freude, welche er seit seiner Geburt empfunden hatte. Er schloß seine Ethel sanft an seine Brust und die vereinigten Kräfte der Erde und der Hölle wären in diesem Augenblicke nicht im Stande gewesen, die zwei Arme, mit denen er sie umfing, zu lösen. Das Gefühl seines nahen Todes gesellte seinem Entzücken etwas Feierliches zu und er bemächtigte sich seiner Geliebten, als hätte er schon für die Ewigkeit sich ihren Besitz gesichert.

Er fragte seine Ethel nicht, wie sie bis zu ihm habe gelangen können. Sie war ja da, konnte er an etwas anders denken? Uebrigens war er darüber nicht erstaunt. Er fragte sich nicht, wie dieses junge, geächtete, schwache, einsame Mädchen trotz der dreifachen Eisenthüren, den dreifachen Reihen Soldaten, ihr eigenes und das Gefängniß ihres Geliebten habe öffnen können; dies schien ihm einfach; er trug in sich das innere Bewußtsein dessen, was die Liebe vermag.

Wozu auch mit der Stimme reden, wenn man mit der Seele reden kann? Warum die Körper nicht schweigend auf die geheimnißvolle Sprache der Geister hören lassen? — Alle Beide schwiegen, weil es Gefühle gibt, welche man nur ausdrücken kann, indem man schweigt.

Indessen erhob das junge Mädchen endlich ihr auf das stürmische Herz des jungen Mannes gestütztes Haupt.

„Ordener,“ sagte sie, „ich will dich retten;“ und sie sprach dieses Hoffnungswort mit einer schmerzlichen Angst aus.

Ordener schüttelte lächelnd den Kopf.

„Mich retten, Ethel? du irrst dich — die Flucht ist unmöglich.“

„Ach, ich weiß es zu gut. Dieses Schloß ist mit Soldaten bevölkert und alle Thüren, durch welche man hierher gelangt, sind von Häschern und Kerkerknechten bewacht, welche nicht schlafen. —“ Sie setzte mit Anstrengung hinzu: „Aber ich bringe dir ein anderes Rettungsmittel.“

„Gehe, deine Hoffnung ist eitel. Wiege dich nicht mit Einbildungen, Ethel; in wenigen Stunden würde ein Hieb des Beiles sie zu grausam vernichten . . .“

„Oh, vollende nicht, Ordener! Du wirst nicht sterben. O nimm mir diesen gräßlichen Gedanken, oder vielmehr, ja, stelle mir ihn in seinen ganzen Schrecken dar, um mir die Kraft zu geben, deine Rettung und mein Opfer zu vollbringen.“

In der Stimme des jungen Mädchens war ein unerklärlicher Ausdruck. Ordener sah sie mild an:

„Dein Opfer! Was meinst du?“

Sie verbarg ihr Gesicht mit ihren Händen und schluchzte, indem sie mit kaum hörbarer Stimme sagte:

„O Gott! . . . .“

Diese Niedergeschlagenheit war von kurzer Dauer;

sie erhob sich wieder; ihre Augen glänzten, ihr Mund lächelte. Sie war schön wie ein Engel, der aus der Hölle zum Himmel empor steigt.

„Höre, mein Ordener: Dein Blutgerüste wird nicht gebaut werden; damit du lebest, darfst du nur versprechen, Ulrike von Ahlefeld zu eheligen.“

„Ulrike von Ahlefeld! Dieser Name in deinem Munde, meine Ethel!“

„Unterbrech mich nicht,“ fuhr sie mit der Ruhe einer Blutzeugin fort, welche ihre letzten Martern besteht; „die Gräfin von Ahlefeld hat mich hierher gesendet. Man verspricht dir, deine Begnadigung vom König zu erlangen, wenn man dagegen deine Hand für die Tochter des Großkanzlers erlangte. Ich bin hier, um deinen Schwur zu empfangen, daß du Ulrike eheligen und für sie leben willst. Man hat mir diese Botschaft übertragen, weil man glaubte, meine Stimme habe einige Gewalt über dich.“

„Ethel,“ sagte der Verurtheilte mit eiskalter Stimme, „lebe wohl! wenn du diesen Kerker verlässest, sage, man soll den Scharfrichter senden.“

Sie erhob sich, und stand einen Augenblick vor ihm, blaß, zitternd; dann beugten sich ihre Knie, sie fiel auf den Stein auf die Knie, indem sie die Hände faltete.

„Was hab' ich gethan?“ flüsterte sie mit erstickter Stimme.

Ordener heftete stumm seinen Blick auf den Stein.

„Herr," sagte sie, indem sie sich auf den Knien zu ihm schleppte, „Ihr antwortet mir nicht? Ihr wollt also nicht mehr mit mir sprechen . . .? Es bleibt mir nichts mehr als der Tod."

Eine Thräne rollte in dem Auge des jungen Mannes.

„Ethel, du liebst mich nicht mehr."

„O Gott!" rief das arme junge Mädchen, indem sie die Knie des Gefangenen in ihre Arme drückte — „ich liebe ihn nicht mehr! Du sagst, ich liebe dich nicht mehr, mein Ordener. Ist es wohl wahr, daß du dies sagen konntest?"

„Du liebst mich nicht mehr, da du mich verachtest."

Er bereute es in demselben Augenblick, dieses grausame Wort ausgesprochen zu haben: denn Ethel's Stimme war herzzerreißend, als sie ihre angebeteten Arme um seinen Hals warf und mit einer von Thränen erstickter Stimme rief:

„Vergib mir, mein geliebter Ordener, vergib mir, wie ich dir vergebe. Ich, dich verachten! Großer Gott! Bist du nicht mein Alles, mein Stolz, mein Abgott! — Sage mir, war in meinen Worten etwas anderes, als eine hohe Liebe, eine glühende Bewunderung für dich? Ach, deine strenge Sprache hat mir sehr weh gethan, als ich dich zu retten kam, mein angebeteter Ordener, indem ich mein ganzes Dasein dem Deinigen zum Opfer darbrachte."

„Wohlan," versetzte der junge Mann besänftigt, in-

dem er Ethel die Thränen von den Augen küßte, — „hieß es wohl nicht, mir wenig Achtung beweisen, als du mir vorschlugst, mein Leben durch das Aufgeben meiner Ethel, durch ein feiges Vergessen meiner Schwüre, durch das Opfer meiner Liebe zu erkaufen?“ — das Auge auf seine Ethel heftend, setzte er hinzu — „meiner Liebe, für die ich heute all mein Blut vergieße!“

Ein tiefer Seufzer ging Ethel's Antwort voran.

„Höre mich, mein Ordener, klage mich nicht so rasch an. Ich habe vielleicht mehr Kraft, als einem armen Mädchen gewöhnlich zu Gebot steht. — Von der Höhe unseres Thurms sieht man auf dem Exercierplatze das Blutgerüste erbauen, das für dich bestimmt ist. O Ordener, du kennst den gräßlichen Schmerz nicht, langsam den Tod dessen bereiten zu sehen, der unser Leben mit sich nimmt. Die Gräfin von Ahlefeld, in deren Nähe ich war, als ich dein Todesurtheil aussprechen hörte, besuchte mich in dem Thurme, wohin ich mich mit meinem Vater wieder begeben hatte. Sie fragte mich, ob ich dich retten wollte; sie trug mir diesen verhaßten Vorschlag auf. Mein Ordener, ich mußte mein armes Geschick vernichten, dir entsagen, dich auf immer verlieren, einer Andern diesen Ordener, das ganze Glück der verlassenen Ethel geben, oder dich dem Tode überliefern; man ließ mir die Wahl zwischen meinem Unglück und deinem Tode; ich habe nicht geschwankt.“

Er küßte mit Achtung die Hand dieses Engels.

„Ich schwanke auch nicht, Ethel. Du hättest mir das Leben nicht mit der Hand Ulrikens von Ahlefeld angeboten, wenn du gewußt hättest, wie es geschieht, daß ich sterbe.“

„Wie? welches Geheimniß . . . .?“

„Erlaube mir, ein Geheimniß vor dir zu haben, meine vielgeliebte Ethel. Ich will sterben, ohne daß du erfährst, ob du mir Dank oder Haß für meinen Tod schuldig bist.“

„Du willst sterben? Du willst also sterben? O Gott! Und es ist wahr! Und das Blutgerüste wird in diesem Augenblick hergerichtet und keine menschliche Macht kann meinen Ordener befreien, den man zum Tode führt! Hier, wirf einen Blick auf deine Magd, auf deine Freundin, und versprich mir, theurer Ordener, mir ohne Zorn zuzuhören. Bist du dir es bewußt — antworte deiner Ethel, als stündest du vor Gott — daß du kein glückliches Leben mit diesem Weibe, mit dieser Ulrike von Ahlefeld führen würdest? bist du dessen ganz gewiß, Ordener? sie ist vielleicht, ohne Zweifel sogar, schön, sanft, tugendhaft; sie ist mehr werth als die, für welche du stirbst. — Wende den Kopf nicht hinweg, theurer Freund, mein Ordener. — Du bist so edel, so jung, und solltest ein Blutgerüst besteigen! Sieh, du würdest mit ihr in einer glänzenden Stadt leben, wo du nicht mehr an diesen traurigen Thurm dächtest; du ließest deine Tage friedlich dahin fließen, ohne dich um mich zu be-

kümmern; mir ist es recht, du möchtest mich aus deinem Herzen, selbst aus deinem Gedächtniß verbannen, Ordener. Aber lebe, laß mich allein hier, ich — ich will sterben. Und glaube mir, wenn ich dich in den Armen einer Andern weiß, brauchst du dich meinetwegen nicht zu beunruhigen, ich werde nicht lange dulden."

Sie hielt inne; ihre Stimme verlor sich in ihren Thränen. Indessen las man in ihrem trostlosen Blicke den schmerzlichen Wunsch: den unglücklichen Sieg, welcher ihr den Tod geben sollte, davon zu tragen.

Ordener sagte:

„Ethel, sprich mir davon nicht ferner. Es soll in diesem Augenblicke kein anderer Name aus unserm Munde gehen, als der deinige und der meinige."

„Also — ach! ach! Du willst also sterben?" fragte sie.

„Ich muß. — Ich werde mit Freuden für dich auf das Blutgerüste gehen: ich würde mit Schauder für jedes andere Weib an den Altar gehen. Sprich mir nicht mehr davon: du betrübst und beleidigst mich!"

Sie weinte und sagte immer leise vor sich hin:

„Er wird sterben, o Gott! und eines ehrlosen Todes sterben!"

Der Verurtheilte antwortete mit einem Lächeln:

„Glaube mir, Ethel, es ist weniger Schmachvolles in meinem Tode als in einem Leben, wie du mir es anbietest."

In diesem Augenblicke fiel sein Blick, der sich von

der weinenden Ethel losriß, auf einen Greis im geistlichen Gewande, welcher im Schatten, unter dem niedrigen Gewölbe der Thüre stand.

„Was wollt Ihr?“ fragte er lebhaft.

„Herr,“ sagte er, „ich bin mit der Abgeordneten der Gräfin von Ahlefeld gekommen. Ihr habt mich nicht bemerkt und ich erwartete schweigend, daß Eure Augen auf mich fielen.“

Wirklich, Ordener hatte nur seine Ethel gesehen, und diese hatte, als sie Ordener sah, ihren Begleiter vergessen.

Der Greis fuhr fort: — „Ich bin der Geistliche, der beauftragt ist . . .“

„Ich verstehe,“ sagte der junge Mann, „ich bin bereit.“

Der Geistliche trat auf ihn zu.

„Gott ist auch bereit, Euch zu empfangen, mein Sohn.“

„Geistlicher Herr,“ sagte Ordener, „Euer Gesicht ist mir nicht unbekannt. Ich habe Euch irgendwo gesehen.“

Der Geistliche verbeugte sich.

„Ich erkenne Euch auch, mein Sohn! — Es war im Thurme von Vygla. Wir haben alle Beide an jenem Tage gezeigt, wie wenig Gewißheit menschliche Worte versprechen, und ich habe nicht an Euer Versprechen geglaubt, da ich nicht ahnen konnte, daß Ihr der wäret, welcher Ihr seid — der Sohn des Vicekönigs; und Ihr, Herr, Ihr rechnetet auf Eure Macht, auf Euern Rang, als Ihr mir jene Zusicherung gabt . . . .“

Ordener ergänzte den Gedanken, den Athanasius Münder nicht zu vollenden wagte.

„Ich kann jetzt keine, nicht einmal meine eigene Begnadigung erwirken; Ihr habt Recht, geistlicher Herr! Ich habe die Zukunft zu wenig geachtet, und sie hat mich dafür gestraft, indem sie mir ihre Macht zeigte, die der meinigen überlegen ist.“

Der Geistliche senkte sein Haupt.

„Gott ist stark,“ sagte er. Dann erhob er seine freundlichen Augen zu Ordener und setzte hinzu: — „Gott ist gütig.“

Ordener, der in Nachdenken verloren schien, rief nach einem kurzen Schweigen:

„Hört, geistlicher Herr, ich will das Versprechen halten, das ich Euch in dem Thurm von Vygla gegeben habe. Wenn ich todt bin, begebt Euch nach Bergen zu meinem Vater, dem Vicekönig von Norwegen, und sagt ihm, die letzte Gunst, welche sein Sohn von ihm verlange, sei die Begnadigung Euerer zwölf Schützlinge. Er wird sie Euch zugestehen, ich bin dessen gewiß.“

Eine Thräne der Rührung benetzte das ehrwürdige Antlitz des Athanasius.

„Mein Sohn, Eure Seele müssen edle Gedanken erfüllen, da Ihr in derselben Stunde Eure eigne Begnadigung muthig zu verwerfen und die Anderer gütig zu erflehen wißt. Denn ich habe Eure Weigerung gehört, und bin dadurch, obwohl ich das gefährliche Ueber-

maß einer menschlichen Leidenschaft tadeln muß, tief gerührt worden. Jetzt sage ich mir: Unde scelus? Wie geschieht es, daß ein Mensch, welcher der wahren Frömmigkeit so nahe kömmt, sich mit dem Verbrechen besudeln konnte, um deßwillen er verurtheilt worden ist?"

„Mein Vater, ich habe es diesem Engel nicht gesagt, ich kann es Euch nicht sagen. Glaubt nur, daß der Grund meiner Verurtheilung kein Verbrechen ist."

„Wie! erklärt Euch, mein Sohn."

„Dringt nicht in mich," antwortete der junge Mann mit Festigkeit. „Laßt mich das Geheimniß meines Todes mit in das Grab nehmen."

„Dieser junge Mann kann nicht schuldig sein," murmelte der Geistliche. Dann nahm er ein schwarzes Crucifix aus seinem Busen und stellte es auf einer Art Altar auf, welcher aus einer an die feuchte Mauer des Gefängnisses gelehnten Granitvertiefung roh gebildet war. Neben das Crucifix stellte er eine kleine eiserne Lampe, die er mit sich gebracht und angezündet hatte, und legte eine offene Bibel darneben.

„Mein Sohn, betet und sammelt Euern Geist. Ich werde in einigen Stunden wiederkommen. — Mein Kind," fügte er hinzu, indem er sich zu Ethel wandte, welche während der ganzen Unterhaltung zwischen Ordener und Athanasius ein sinniges Schweigen beobachtet hatte, „wir müssen den Gefangenen verlassen. Die Zeit verfließt . . ."

Sie erhob sich freudestrahlend und ruhig; etwas Göttliches entflammte ihren Blick.

„Geistlicher Herr, ich kann Euch noch nicht folgen. Ihr müßt vorher Ethel Schumacher mit ihrem Gatten Ordener Gyldenlöwe vereinigen.“

Sie sah Ordener an: — „Wärst du noch mächtig, frei und stolz, mein Ordener, würde ich weinen und mein unglückliches Geschick von dem deinigen trennen.— Jetzt aber, da du die Ansteckung meines Unglückes nicht mehr fürchtest; da du gefangen, entehrt, niedergebeugt bist; jetzt, da du zum Tode gehst, komme ich zu dir und hoffe, Ordener, mein Gebieter, du wirst ihr, welche die Gefährtin deines Lebens nicht hätte werden können, wenigstens vergönnen, die Gefährtin deines Todes zu werden; denn nicht wahr, du liebst mich ja genug, um nicht einen Augenblick daran gezweifelt zu haben, daß ich mit dir zugleich sterben würde.“

Der Verurtheilte fiel ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres Kleides.

Ethel fuhr fort: „Ihr, alter Mann, werdet bei uns die Stelle von Familien und Vätern vertreten; dieser Kerker wird die Kirche, dieser Stein der Altar sein. Hier ist mein Ring, wir liegen auf den Knieen vor Gott und vor Euch. Segnet uns und les't die heiligen Worte, welche Ethel Schumacher mit Ordener Gyldenlöwe, ihrem Herrn, verbinden.“

Und sie knieten vor dem Priester nieder, der sie mit Erstaunen und Mitleid zumal betrachtete.

„Wie, meine Kinder? Was thut Ihr?“

„Mein Vater,“ sagte das junge Mädchen, „die Zeit drängt. Gott und der Tod warten auf uns.“

Man begegnet im Leben zuweilen einer unwiderstehlichen Macht, einem Willen, welchem man plötzlich nachgibt, als wenn ihm etwas Höheres beiwohnte, als dem Willen des Menschen. Der Geistliche erhob die Augen seufzend:

„Der Herr vergebe mir, wenn meine Nachgiebigkeit sündhaft ist! Ihr liebt euch, Ihr habt nur noch wenig Zeit, euch auf der Erde zu lieben; ich glaube, unserer heiligen Pflicht nicht entgegen zu handeln, indem ich eure Liebe gesetzlich mache.“

Die schöne und furchtbare Feierlichkeit war zu Ende. Beide erhoben sich unter dem letzten Segensspruche des Geistlichen; sie waren Gatten.

Das Antlitz des Verurtheilten glänzte in schmerzlicher Wonne: es war, als begänn' er jetzt, da er das Glück des Lebens zu kosten anfing, die Bitterkeit des Todes zu fühlen. Die Züge seiner Ethel waren durch Größe und Einfalt erhaben; sie war noch sittsam wie ein junges Mädchen und schon fast stolz, wie eine junge Frau.

„Höre mich, mein Ordener,“ sagte sie, „nicht wahr, nun sind wir glücklich, daß wir sterben, da das

Leben uns doch nicht vereinigen konnte? Du weißt nicht, Freund, was ich thun werde: — ich werde mich an den Fenstern des Thurmes so stellen, daß ich dich auf das Blutgerüst steigen sehen kann; auf diese Weise entfliehen unsere Seelen miteinander in den Himmel. Wenn ich sterbe, ehe das Beil gefallen ist, werde ich dich erwarten; denn wir sind Gatten, mein angebeteter Ordener und diesen Abend wird das Leichentuch unser Hochzeitsbett sein."

Er drückte sie an sein übervolles Herz und konnte nur diese Worte hervorbringen, welche der Gedanke seines ganzen Daseins waren:

„Ethel, so bist du mein . . .?"

„Meine Kinder," sprach die gerührte Stimme des Almoseniers: „sagt euch Lebewohl. Es ist Zeit."

„Ach!" — rief Ethel. Ihre ganze Engelskraft kehrte ihr zurück und sie fiel vor dem Verurtheilten nieder. — „Lebewohl, mein vielgeliebter Ordener! Mein Gebieter gib mir deinen Segen!"

Der Gefangene erfüllte diesen rührenden Wunsch und wandte sich dann um, den ehrwürdigen Athanasius Münder zu grüßen. Der Greis kniete ebenfalls vor ihm.

„Was wollt Ihr, mein Vater," fragte er erstaunt.

Der Greis sah ihn mit demüthigem, mildem Blicke an: — „Euern Segen, mein Sohn!"

„Der Himmel segne Euch und gieße alles Glück über

Euch aus, welches Eure Gebete auf Eure Brüder, die andern Menschen, herabrufen," antwortete Ordener mit bewegter, feierlicher Stimme.

Bald hörte das Grabgewölbe das letzte Lebewohl und die letzten Küsse; bald schlossen sich geräuschvoll die harten Riegel wieder und die eiserne Thüre trennte die zwei jungen Gatten, welche sterben sollten, nachdem sie ihren Zusammenkunftsort in der Ewigkeit verabredet hatten.

---

# Fünfundvierzigstes Kapitel.

Wer mir, lebend oder todt,
Luis Perez kann ausliefern,
Soll von mir zwei tausend Thaler
Als Geschenk erhalten . . .

Calderon.

Ein Kind, lernt' ich klatschen und jubelnd mich laben,
Vom Dache des Thurm, den die Flammen umgaben,
Die Finger zu tauchen in Erschlagener Blut,
Und Wang' und Lippen zu malen mit der Purpurglut.

Walter Scott, Harold der Unerschrockene.

Mein Leben steht im gelben Laub
Und Blüth' und Früchte sind dahin.

Lord Byron, vermischte Gedichte.

„Freiherr Voethaun, Obrist der Schützen von Munkholm, welcher unter den Soldaten, die unter Euern Befehlen im schwarzen Pfeiler gefochten haben, hat Han von Island zum Gefangenen gemacht? Nennt ihn dem Gerichtshof, damit er die tausend königliche Thaler empfange, welche für diese Gefangennehmung versprochen wurden.“

So sprach der Präsident des Gerichtshofes zu dem Schützenobristen. Der Gerichtshof ist versammelt, denn nach der alten norwegischen Sitte müssen die Richter, welche in letzter Instanz Recht sprechen, auf ihren Sitzen bleiben, bis das Urtheil, das sie gefällt haben, vollzogen ist. Vor ihnen sieht man den Riesen, den man eben wieder hierher geführt hat, und der den Strick um den Hals trägt, an welchen in einigen Stunden die Reihe kommen soll, den Riesen zu tragen.

Der Obrist, der an dem Tische des geheimen Sekretärs Platz genommen, erhebt sich. Er grüßt den Gerichtshof und den Bischof, der seinen hohen Sitz wieder eingenommen hat.

„Meine Herren Richter, der Soldat, welcher Han von Island gefangen genommen, ist in diesem Saale. Er nennt sich Toric Belfast und ist zweiter Arkebusier meines Regimentes.“

„Er trete sonach hervor,“ versetzte der Präsident, „und empfange den versprochenen Lohn.“

Ein junger Soldat, in der Uniform der Schützen von Munkholm, stellt sich dar.

„Ihr seid Toric Belfast?“ fragt der Präsident.

„Ja, Euer Gnaden.“

„Ihr habt Han von Island gefangen genommen?“

„Ja, mit Hülfe des heiligen Belzebub, wenn Euer Excellenz erlauben.“

Ein schwerer Sack wird vor dem Gerichtshof hingestellt.

„Ihr erkennt doch wohl diesen Mann für den berüchtigten Han von Island?" setzte der Präsident hinzu, indem er auf den gefesselten Riesen zeigte.

„Ich kannte das Gesicht der hübschen Katty besser, als das des Han von Island; aber ich betheure bei dem Ruhme des heiligen Belphegon, wenn Han von Island irgendwo ist, so ist er unter der Gestalt dieses großen Teufels."

„Tretet herzu, Toric Belfast," sprach der Präsident. „Hier sind die von dem Obersyndicus versprochenen tausend Thaler."

Der Soldat trat hastig vor das Gericht, als eine Stimme sich in der Menge erhob: — „Schütze von Munkholm, du hast Han von Island nicht gefangen genommen!"

„Bei allen seligen Teufeln," rief der Soldat, indem er sich umwandte, „ich habe nichts als meine Pfeife und den Augenblick, in welchem ich spreche; aber ich verspreche dem, welcher dies eben gesagt hat, zehn tausend Goldthaler, wenn er beweisen kann, was er gesagt hat."

Und die beiden Arme übereinanderschlagend, warf er einen festen Blick auf die Zuschauer. — „Wohlan! Er zeige sich doch, der eben gesprochen hat."

„Ich bin's!" sagte ein kleiner Mann, der die Menge durchbrach, um zu den Schranken vorzudringen.

Dieser kleine Mann war in eine Matte von Binsen

und Seehundhaare, die Kleidung der Krönländer, gehüllt, welche um ihn fiel, wie das kegelförmige Dach einer Hütte. Sein Bart war schwarz und dichtes Haar von derselben Farbe fiel auf seine rothen Augenbraunen und verbarg sein Gesicht, das, so weit man es sehen konnte, abschreckend häßlich war. Man sah weder seine Arme, noch seine Hände.

„Ah, du bist's?“ sagte der Soldat mit lautem Lachen. „Und wer hat denn dir zufolge, mein schöner Herr, die Ehre gehabt, diesen teuflischen Riesen zu fangen?“

Der kleine Mann schüttelte den Kopf und sagte mit einer Art boshaftem Lächeln: — „Ich!“

In diesem Augenblicke glaubte der Freiherr Voethaun in diesem seltsamen Manne das geheimnißvolle Wesen, welches ihm zu Skongen die Nachricht von der Ankunft der Rebellen gegeben hatte, der Kanzler von Ahlefeld den Bewohner der Ruine von Arbar, und der geheime Sekretär einen gewissen Dörfler von Oelmoe zu erkennen, welcher eine ähnliche Matte trug und ihm den Aufenthaltsort Han's von Island so gut angegeben hatte. Da sie aber alle drei getrennt waren, konnten sie sich ihren flüchtigen Eindruck nicht mittheilen, welchen die Verschiedenheit der Tracht und der Züge, die sich ihnen hernach aufdrang, bald wieder verlöscht hatte.

„Wirklich, du bist's!“ antwortete der Soldat spöttisch. „Ohne deine Tracht zweibeiniger grönländischer Seehunde, wäre ich nach dem Blick, den du mir zu-

wirfst, versucht, in dir einen andern possenhaften Zwerg zu erkennen, der vor ungefähr vierzehn Tagen im Spladgest mit mir anzubinden suchte; — es war grade an dem Tage, an welchem man die Leiche des Bergmanns Gill Stadt einbrachte . . . "

„Gill Stadt," fiel der kleine Mann zitternd ein.

„Ja, Gill Stadt," wiederholte der Soldat gleichgültig, — „der abgewiesene Anbeter eines Mädchens, welche die Geliebte eines unserer Kamraden war und um derentwillen er wie ein Geck gestorben ist."

Der kleine Mann sagte dumpf:

„War nicht auch die Leiche eines Offiziers von deinem Regiment in Spladgest?"

„Richtig, ich werde mein ganzes Leben an jenen Tag denken; ich hatte mich in dem Spladgest verspätet und wäre beinahe meines Grades entsetzt worden, als ich in die Veste zurückkam. Jener Offizier war der Hauptmann Dispolsen . . . —"

Bei diesem Namen erhob sich der geheime Sekretär.

„Diese zwei Personen mißbrauchen die Geduld des Gerichtes. Wir bitten den Herrn Präsidenten, diese unpassende und unnütze Unterhaltung abzubrechen."

„Bei der Ehre meiner Katty, ich verlange es nicht besser," sagte Toric Belfast, „vorausgesetzt, daß Euer Edeln mir die tausend Thaler zusprechen, welche auf Han's Kopf gesetzt worden sind, denn i ch habe ihn gefangen genommen."

„Du lügst,“ rief der kleine Mann.

Der Soldat griff nach dem Säbel an seiner Seite.

„Es ist dein Glück, Schelm, daß wir vor dem Gerichte stehen, Angesichts dessen ein Soldat, selbst ein Schütze von Munkholm, waffenlos wie ein alter Hahn erscheinen muß.“

„Mir,“ sagte der kleine Mann kalt, „mir gehört der Preis, denn ohne mich hätte man den Kopf Han's von Island nicht.“

Der Soldat schwor wüthend, er habe Han von Island gefangen, als er, auf dem Schlachtfelde niedergestürzt, angefangen habe, die Augen wieder aufzuschlagen.

„Wohl,“ sagte sein Gegner, „es ist möglich, daß du ihn gefangen genommen hast; aber ich habe ihn niedergestreckt; ohne mich hättest du ihn nicht gefangen wegführen können; also gehören die tausend Thaler mir.“

„Falsch,“ erwiederte der Soldat; „du hast ihn nicht niedergestreckt, sondern ein in Thierhäute gekleidetes Gespenst.“

„Das bin ich.“

„Nein! Nein!“

Der Präsident befahl den Streitenden zu schweigen; dann fragte er den Obristen Voethaun nochmals, ob Torik Belfast ihm Han von Island als Gefangenen zugeführt habe; auf die bejahende Antwort erklärte er, die Belohnung gehöre dem Soldaten.

Der kleine Mann fletschte die Zähne und der Schütze

streckte gierig die Hand aus, um den Sack in Empfang zu nehmen.

„Einen Augenblick!“ rief der kleine Mann. — „Herr Präsident, diese Summe gehört nach dem Erlasse des Obersyndikus nur dem, der Han von Island ausliefert.“

„Gut!“ sagten die Richter.

Der kleine Mann wandte sich zu dem Riesen.

„Dieser Mann ist nicht Han von Island.“

Ein Murmeln der Ueberraschung durchlief den Saal. Der Präsident und der geheime Sekretär bewegten sich unruhig auf ihren Sitzen.

„Nein,“ wiederholte der kleine Mann kräftig, „das Geld gehört nicht dem verfluchten Schützen von Munkholm, denn dieser Mann ist nicht Han von Island.“

„Hellebardiere,“ sagte der Präsident, „man führe diesen Rasenden hinweg, er hat den Verstand verloren.“

Der Bischof erhob seine Stimme:

„Der achtbare Präsident erlaube mir zu bemerken, daß man, wenn man sich weigert, diesen Mann zu hören, dem hier gegenwärtigen Verurtheilten das letzte Rettungsmittel entzieht. Ich fordere im Gegentheil, daß die Gegenüberstellung fortdauere.“

„Hochwürdiger Bischof, der Gerichtshof wird Euch zu Gefallen sein,“ antwortete der Präsident. Dann wandte er sich zu dem Riesen:

„Ihr habt erklärt, ihr wärt Han von Island; bestätigt ihr vor dem Tode euere Erklärung?“

Der Verurtheilte antwortete:

„Ich bestätige sie — ich bin Han von Island."

„Habt Ihr gehört, Herr Bischof?"

Der kleine Mann rief zugleich mit dem Präsidenten:

„Du lügst, Gebirgsmann von Kole! du lügst! Beharre nicht dabei, einen Namen führen zu wollen, der dich zu Grunde richtet; erinnere dich, daß er dir schon Unheil gebracht hat."

„Ich bin Han von Klipstadur in Island," wiederholte der Riese, seine Augen auf den geheimen Sekretär heftend.

Der kleine Mann näherte sich dem Soldaten von Munkholm, welcher, wie die ganze Versammlung, diesem Auftritte neugierig zusah.

„Bergbewohner von Kole, man sagt, Han von Island trinke Menschenblut. Wenn du Han bist, so trinke — hier ist Menschenblut."

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so schlug er seinen Matte-Mantel zurück, stieß einen Dolch in des Schützen Herz und warf die Leiche zu den Füßen des Riesen.

Ein Schrei des Schreckens und des Schauders erhob sich; die Soldaten, welche den Riesen bewachten, wichen zurück. Rasch wie der Blitz sprang der kleine Mann auf den schutzlosen Bergbewohner und stürzte ihn durch einen zweiten Dolchstich auf die Leiche des Soldaten. Jetzt warf er seine Binsenmatte, sein falsches Haar

und seinen schwarzen Bart ab und zeigte seine sehnigen, mit Thierhäuten gräßlich bedeckten Glieder und ein Antlitz, das unter den Zuschauern noch mehr Schrecken verbreitete, als der blutige Dolch, dessen von zwei Mordthaten triefende Klinge er erhob.

„Ha, Richter, wo ist Han von Island?"

„Wachen, ergreift dieses Ungeheuer!" rief der erschreckte Präsident.

Er warf seinen Dolch in den Saal.

„Er ist mir unnütz, wenn es hier keine Soldaten von Munkholm mehr gibt."

Indem er so sprach, überlieferte er sich ohne Widerstand den Hellebardieren und Häschern, welche ihn umgaben und sich eben anschickten, ihn wie eine Stadt zu belagern. Man fesselte das Ungeheuer an die, für die Angeklagten bestimmte Bank und eine Bahre brachte seine zwei Opfer weg, deren eines, der Bergbewohner, noch athmete.

Es ist unmöglich, die verschiedenen Gefühle des Schreckens, der Ueberraschung und des Unwillens zu schildern, welche während dieses schauderhaften Auftrittes das Volk, die Wachen und die Richter bewegt hatten. Als der Räuber ruhig und gleichgültig auf der unglücklichen Bank Platz genommen hatte, legte das Gefühl der Neugierde jedem andern Eindruck Schweigen auf und die Aufmerksamkeit stellte die Ruhe wieder her.

Der ehrwürdige Bischof erhob sich:

„Meine Herren Richter,“ sagte er …

Der Räuber unterbrach ihn:

„Bischof von Drontheim, ich bin Han von Island; gib dir nicht die Mühe, mich zu vertheidigen.“

Der geheime Sekretär erhob sich:

„Edler Präsident …“

Das Ungeheuer schnitt ihm das Wort ab:

„Geheimschreiber, ich bin Han von Island; mache dir die Last nicht, mich anzuklagen.“

Die Füße im Blut warf er jetzt sein wildes Auge auf das Gericht, auf die Häscher und die Menge und es war, als wenn alle diese Menschen vor dem Blicke dieses Mannes, der waffenlos, allein und gefesselt war, zitterten und bangten.

„Hört, Richter, erwartet keine langen Reden von mir. Ich bin der Dämon von Klipstadur. Meine Mutter ist jene Vulkanen-Insel, das alte Island. Sie war ehemals nur ein Berg, ist aber durch die Hand eines Riesen, der sich auf dessen Gipfel stützte, als er vom Himmel fiel, zertrümmert worden. Ich brauche nicht von mir zu reden; ich bin der Nachkomme Ingulphs des Würgers und trage seinen Geist in mir. Ich habe mehr Mordthaten begangen, mehr Feuersbrünste angestiftet, als ihr alle in euerm Leben falsche Urtheile gefällt habt. Ich habe Geheimnisse mit dem Kanzler von Ahlefeld. — Ich würde gern alles Blut, das in euern Adern fließt, trinken. Meine Natur ist es, die Menschen zu hassen, meine

Bestimmung, ihnen zu schaden. Obrist der Schützen von Munkholm, ich habe dir die Nachricht von dem Marsche der Bergwerker durch den schwarzen Pfeiler gegeben, da ich wußte, du würdest eine große Anzahl Menschen in jenen Schluchten tödten; ich habe ein Bataillon deines Regimentes mit Felsenstücken zerschmettert: ich rächte meinen Sohn. Jetzt, Richter, ist mein Sohn dahin; ich suche hier den Tod. Die Seele Ingulph wird mir zur Last, weil ich sie allein trage und sie keinem Erben übermachen kann. Ich bin des Lebens müde, weil es fortan nicht das Beispiel und die Lehre eines Nachfolgers sein kann. — Ich habe Blut genug getrunken: ich habe keinen Durst mehr. — Ihr habt mich nun — ihr könnt das meinige trinken."

Er schwieg und alle Stimmen wiederholten dumpf ein jedes seiner schrecklchen Worte.

Der Bischof sagte zu ihm: „Mein Sohn, in welcher Absicht habt ihr so viele Verbrechen begangen?"

Der Räuber begann zu lachen. — „Wahrlich, ich schwör' es dir, hochwürdiger Bischof, daß es nicht, wie bei deinem Kollegen, dem Bischofe von Borghem, in der Absicht geschah, mich zu bereichern *). Es war etwas in mir, was mich spornte."

---

*) Einige Chronikenschreiber behaupten, im Jahre 1525 habe sich ein Bischof von Borghem durch verschiedene Räu-

„Gott wohnt nicht immer in allen seinen Dienern,“ antwortete der fromme Greis demüthig. „Ihr wollt mich schmähen und ich möchte euch vertheidigen können.“

„Deine Hochwürden verliert Ihre Zeit. Frage deinen andern Kollegen, den Bischof von Scalholt in Island. Bei Ingulph, es ist auffallend, daß zwei Bischöfe für mein Leben Sorge getragen haben, der eine an meiner Wiege, der andere an meinem Grabe. — Bischof, du bist ein alter Narr.“

„Mein Sohn, glaubt ihr an Gott?“

„Warum nicht! Ich will, daß ein Gott sei, damit ich ihn lästern kann.“

„Haltet ein, Unglücklicher! Ihr geht bald zum Tode und küßt die Füße Christi nicht?“

Han von Island zuckte die Achseln.

„Wenn ich es thäte, geschähe es nach der Art des Gardereiters von Roll, der den König niederwarf, indem er ihm die Füße küßte.“

Tief betrübt ließ sich der Bischof auf seinen Sitz nieder.

„Nun, Richter,“ fuhr Han von Island fort, „was wartet Ihr? Wäre ich an Eurer, und Ihr an meiner Stelle, würde ich Euch nicht so lange auf Euer Todesurtheil warten lassen.“

---

bereien berüchtigt gemacht. Er besoldete Seeräuber, welche die Küsten von Norwegen unsicher machten. Diese Thatsache ist jedoch sehr zweifelhaft.

Das Gericht begab sich hinweg. Nach einer kurzen Berathung trat es wieder in den Saal und der Präsident verlas mit lauter Stimme ein Urtheil, welches den Formeln zufolge Han von Island verurtheilte, am Hals gehenkt zu werden, bis der Tod erfolgte.

„Das ist gut," sagte der Räuber. „Kanzler von Ahlefeld, ich weiß genug von dir, um dir ein gleiches Urtheil zu erwirken. Aber lebe, denn du thust den Menschen Böses. — Wohlan, ich weiß jetzt, daß ich nicht in das Nysthiem *) gehe."

Der geheime Sekretär befahl den Wachen, welche ihn wegführten, ihn in das Schloß des Schleswiger Löwen zu bringen, während man ihm in dem Quartier der Schützen von Munkholm einen Kerker zurecht machte, um dort die Vollstreckung seines Urtheils zu erwarten.

„In dem Quartier der Schützen von Munkholm!" murmelte das Ungeheuer mit einem freudigen Brüllen.

*) Nach dem Volksglauben war das Nysthiem die Hölle derer, welche an Krankheit oder Alter starben.

# Sechsundvierzigstes Kapitel.

> Indessen hatte die Sonne die Leiche des Ponce von Leon, welche bei der Quelle liegen geblieben war, entstellt und die Mauren bemächtigten sich derselben und brachten sie nach Granada.
>
> E. H, le Captif d'Ochali.

> Aus den unbemerklichsten Ursachen lassen die Launen des Schicksals wichtige Begebnisse entstehen oder verwirren den Lauf der Dinge.
>
> Von Eckstein.

Indessen war, vor dem Anbruch des Tages, in welchem wir schon ziemlich vorgerückt sind, und zu derselben Stunde, in welcher Ordener's Verurtheilung zu Munkholm ausgesprochen wurde, der neue Aufseher des Spladgest zu Drontheim, der alte Gehülfe und jetzige Nachfolger des Benignus Spiagudry, Oglypiglap, durch wiederholte heftige Schläge an der Thüre des Gebäudes ungestümm von seinem Lager aufgeschreckt worden.

Ungern erhob er sich, nahm seine kupferne Lampe, deren schwaches Licht seinen schlaftrunkenen Augen weh that, fluchte über die Feuchtigkeit des Leichensaals und öffnete denen, welche ihn seinem Schlafe so früh entrissen.

Es waren Fischer vom Sparbo-See; sie brachten auf einer Bahre von Binsen, Schilf und Meergras eine in dem Wasser des Sees gefundene Leiche.

Sie setzten ihre Last in dem Innern des Todtenhauses nieder und Oglypiglap gab ihnen einen Empfangschein des Todten, damit sie ihre Belohnung fordern konnten.

Als er wieder allein im Spladgest war, begann er die Leiche zu entkleiden, welche ihm durch ihre Länge und Magerkeit auffiel. Das Erste, was sich seinen Augen darbot, als er die Hülle, mit welcher sie bedeckt war, aufhob, war eine ungeheuere Perücke.

„Wahrhaftig," sagte er für sich, „diese sonderbar aussehende Perücke ist mir schon durch die Hände gegangen; sie gehörte jenem hübschen jungen Franzosen . . . . Aber," fuhr er fort, indem er seine Arbeit fortsetzte, „dies sind die Steifstiefel des armen Postillons Cramner, welchen seine Pferde zertraten und . . . . was Teufels bedeutet denn das? . . . . der vollständige schwarze Anzug des Professors Syngramtax, jenes alten Gelehrten, der sich neulich ertränkte. — Wer ist denn dieser neue Gast, der mit dem Putze aller meiner alten Bekanntschaften hierher kömmt?"

Er beleuchtete sorgfältig mit seiner Lampe das Gesicht des Todten, aber umsonst; die schon verwes'ten Züge hatten ihre Form und ihre Farbe verloren; er durchsuchte die Taschen des Rockes und zog einige alte mit Wasser getränkte und mit Schlamm beschmutzte Pergamentblätter heraus; er wischte sie mit seiner ledernen Schürze tüchtig ab und es gelang ihm, auf einem derselben folgende

halb verwischte, zusammenhanglose Worte zu lesen: — „Rudbeck; Saxo grammatikus; Arngrimm, Bischof von „Holum. — Es gibt in Norwegen nur zwei Grafschaften, „Larwig und Jarlsberg, und eine Baronie . . . Silber- „Bergwerke findet man nur zu Kongsberg; Diamanten, „Asbeste nur zu Sundmoer; Amethyst nur zu Syld- „branshal; Chalcedone, Agate, Jaspis nur auf den In- „seln Faroer. — Auf Nukahiwa speisen, wenn Hungers- „noth entsteht, die Männer ihre Weiber und Kinder. — „Thermodus Thorfoeus; Isleif, Bischof von Scalholt, „erster Isländischer Geschichtschreiber. — Merkur spielte „mit Luna Schach und gewann ihr die zweiundsiebenzigste „Parthie des Tages ab. — Malhstrom, Strudel. — Hi- „rundo, hirudo. — Cicero, Kichererbse: Ruhm. — Frode, „der Gelehrte. — Odin fragte den Kopf Mimers, eines „Weisen, um Rath (Mahomed und seine Taube, Steto- „rius und seine Hirschkuh). — Je mehr der Boden ... „desto mehr Gyps enthält er . . . .“

„Ich traue kaum meinen Augen!“ rief er und ließ das Pergament fallen; „es ist die Hand meines alten Herrn Benignus Spiagudry . . . .“

Jetzt untersuchte er die Leiche von Neuem und erkannte seine langen Hände, die spärlichen Haare und die ganze Körperbeschaffenheit des Unglücklichen.

Nicht mit Unrecht hat man, dachte er und schüttelte den Kopf, eine Anklage wegen Heiligthumsschändung und Schwarzkunst gegen ihn erlassen. Der Teufel hat ihn

geholt, um ihn in dem Sparbo zu ertränken. — So geht es mit uns! — Wer hätte je geglaubt, der Doktor Spiagudry würde einst, nachdem er Andere so lange in dieser Todtenherberge bewacht hat, aus der Ferne herkommen, um sich selbst bewachen zu lassen?"

Der kleine Lappländische Philosoph hob die Leiche auf, um sie auf eine der sechs Granitlager zu tragen, als er bemerkte, daß etwas Schweres mit einem ledernen Riemen an den Hals des unglücklichen Spiagudry befestigt war.

„Ohne Zweifel ist es der Stein, mit welchem der Teufel ihn in den See gestürzt hat," murmelte er.

Er irrte sich; es war ein kleines, eisernes Kästchen, auf welchem er, nachdem er genauer hingeschaut und es sorgfältig abgeputzt hatte, einen breiten Schildverschluß bemerkte.

„Wahrscheinlich ist irgend eine Teufelei in diesem Kästchen," sagte er für sich: „dieser Mann war ein Heiligthumsschänder und Hexenmeister. Ich will dieses Kästchen bei dem Bischof abgeben; vielleicht ist ein Teufel darin."

Er machte es nun von der Leiche, welche er in dem Ausstellungssaal niederlegte, los und ging in aller Eile davon, um sich in den bischöflichen Palast zu begeben; unterwegs murmelte er Gebete gegen das furchtbare Kästchen, das er trug, vor sich hin.

## Siebenundvierzigstes Kapitel.

Sind dies die Worte eines Menschen oder eines höllischen Geistes? Wer ist dieser böse Geist, der dich quält? Zeige mir den unversöhnlichen Feind, der dein Herz bewohnt.

Maturin, Bertram.

Han von Island und Schumacher sind in demselben Saale des Schleswiger Thurmes. Der freigesprochene Exkanzler geht mit langsamen Schritten, die Augen voll bitterer Thränen, auf und nieder; der verurtheilte, von Wachen umgebene Räuber lacht seiner Ketten.

Die beiden Gefangenen beobachteten sich lange schweigend; es ist, als wenn beide einander belauerten und sich gegenseitig als Menschenfeinde erkännten.

„Wer bist du?“ fragt endlich der Exkanzler den Räuber.

„Ich werde dir meinen Namen sagen,“ versetzte der Andere, „um dich zu verscheuchen. Ich bin Han von Island.“

Schumacher geht auf ihn zu und sagt:

„Nimm meine Hand!“

„Willst du, daß ich sie fresse?“

„Han von Island," antwortet Schumacher, „ich liebe dich, weil du die Menschen hassest."

„Gerade darum hass' ich dich."

„Höre, ich hasse die Menschen, wie du, weil ich ihnen Gutes gethan habe und sie mir Böses thaten."

„Du hassest sie nicht wie ich; ich hasse sie, weil sie mir Gutes gethan haben und ich ihnen Böses dafür zurückgab."

Schumacher zitterte vor dem Blicke des Ungeheuers. Mag er auch seine Natur besiegen, seine Seele kann mit dieser nicht gleich fühlen.

„Ja!" ruft er, „ich verfluche die Menschen, weil sie falsch, undankbar, grausam sind. Ich verdanke ihnen alles Unglück meines Lebens."

„Um so besser! — Ich verdanke ihnen alles Glück des meinigen."

„Welches Glück?"

„Das Glück, zuckendes Fleisch unter meinem Zahne zittern, ein dampfendes Blut meine durstige Kehle erfrischen zu fühlen; die Wollust, lebende Geschöpfe an den Ecken der Felsen zu zerschmettern und das Geschrei des Opfers sich mit dem dumpfen Geräusch der zerschellenden Glieder mischen zu hören. — Das sind die Freuden, welche die Menschen mir bereitet haben."

Schumacher weicht erschreckt vor dem Ungeheuer zurück, welchem er beinahe mit Stolz, ihm zu gleichen, sich genähert hatte. Von Scham durchdrungen, verhüllt

er sein ehrwürdiges Antlitz mit seinen Händen; denn seine Augen waren voll von Thränen des Zornes, nicht gegen das Menschengeschlecht, sondern gegen sich selbst. Sein edles, großes Herz begann vor dem Hasse, welchen er seit so langer Zeit gegen die Menschen in sich trug, zu erschrecken, als er ihn in dem Herzen Han's von Island wie in einem gräßlichen Spiegel zurückgestrahlt sah.

„Wohlan," sagte das Ungeheuer lachend, „wagst du es, Menschenfeind, dich zu rühmen, mir ähnlich zu sein?"

Der Greis schauderte: — „O Gott! bevor ich sie hasse wie du, wollte ich sie eher lieben."

Die Wachen holten das Ungeheuer, um es in einen sichrern Kerker zu bringen. Schumacher blieb allein, nachsinnend, in dem Thurme; es blieb aber kein Menschenfeind mehr dort.

## Achtundvierzigstes Kapitel.

Sein Mörderfest mit Sorgfalt zubereitend,
Sieht man beim Block, den schwarzes Tuch umwallt,
Den Henker, der die sichre Hand stolz ballt,
Und auf des Beiles neues Eisen blickt,
Ob's in dem Doppelringe unverrückt. —
Des Tod's ist Hugo heitern Aug's gewärtig.
J. Lefèvre, Parisina.

— Wenn der Böse mich erspäht,
Laßt mich nicht fallen, Herr, in dieses Mann's Gewalt;
Ihm dankt die schlechten Weg' ihr, diesen Aufenthalt.
O straft mich nicht! denn meine Schuld ist auch die seine.
Graf A. de Vigny, La Prison.

Die unglückliche Stunde war gekommen; die Sonne zeigte nur noch die Hälfte ihrer Scheibe über dem Gesichtskreis. Die Posten waren in der ganzen Veste Munkholm verdoppelt worden; vor jeder Thüre gingen Schildwachen stumm, mürrisch auf und nieder. Lauter und geräuschvoller scholl das Getümmel der Stadt zu den düstern Thürmen der Veste herüber, in welcher selbst eine ungewöhnliche Bewegung herrschte. Man hörte in allen Höfen den dumpfen Klang der mit Flor bekleideten

Trommeln; der Donner der Kanonen des untern Thurmes rollte dann und wann; die schwere Glocke der Veste wiegte sich langsam mit ernsten, gehaltenen Tönen und von allen Seiten des Havens drängten sich mit Menschen besetzte Fahrzeuge dem furchtbaren Felsen entgegen.

Ein schwarz ausgeschlagenes Blutgerüst, um welches sich eine ungeduldige Menge unaufhörlich dichter und zahlreicher sammelte, erhob sich auf dem Exercierplatz des Schlosses in der Mitte eines Vierecks von Soldaten. Auf dem Blutgerüste ging ein in rothe Sarsche gekleideter Mann auf und ab und stützte sich bald auf ein Beil, das er in der Hand hielt, bald schob er einen Block und eine Schleife *), die auf der schaurigen Estrade waren, zurecht. Nahe dabei war ein Scheiterhaufen errichtet, vor welchem einige Harzfackeln brannten. Zwischen dem Blutgerüste und dem Scheiterhaufen hatte man einen Pfahl aufgesteckt, an welchem die Worte angeschlagen waren: Ordener Gyldenlöwe, Verräther. — Von dem Exercierplatz sah man auf der Höhe des Schleswiger Thurmes eine große schwarze Fahne.

In diesem Augenblick erschien vor dem, immer noch in dem Verhörsaal versammelten Gerichte der verurtheilte

---

*) Auf solchen Schleifen oder Hürden wurden die Verbrecher zuweilen nach ihrer Hinrichtung von einem Pferde durch die Straßen geschleift.

Ordener. Nur der Bischof war abwesend; sein Amt als Vertheidiger war zu Ende.

Der Sohn des Vicekönigs war schwarz gekleidet und trug an seinem Hals die Kette des Danebrog-Ordens. Sein Gesicht war blaß, aber stolz. Er war allein; denn man hatte ihn zur Hinrichtung abgeholt, ehe der Almosenier Athanasius Münder in seinen Kerker zurückgekehrt war.

Ordener hatte innerlich sein Opfer schon vollbracht. Indessen dachte Ethel's Gatte nicht ohne Gram noch an das Leben und hätte vielleicht gern zur ersten Hochzeitsnacht eine andere Nacht als die des Grabes wählen mögen. Er hatte in seinem Gefängniß gebetet und geträumt. Er fühlte in sich die Stärke, welche Gott und die Liebe geben.

Die Menge, die bewegter war als der Verurtheilte, betrachtete ihn mit einer gierigen Aufmerksamkeit. Der Glanz seines Standes, der Schrecken seines Schicksals erweckten das allgemeine Bedauern und das allgemeine Mitleid. Jeder fand sich bei seiner Bestrafung ein, ohne sich seine Verbrechen zu erklären. Es lebt in der Tiefe des Menschenherzens ein seltsames Gefühl, welches sie, wie zu Vergnügungen, zu dem Schauspiele der Hinrichtungen spornt. Mit einem gräßlichen Eifer suchen sie den Gedanken der Vernichtung in den entstellten Zügen dessen zu fassen, der da stirbt, als wenn sich eine Offenbarung des Himmels oder der Hölle in diesem feierlichen Augenblick

in den Blicken des Unglücklichen aussprechen müßte; als wenn sie sehen wollten, welchen Schatten die über einem menschlichen Haupte schwebenden Todesschwingen werfen; als wenn sie erforschen wollten, was von einem Menschen übrig ist, wenn die Hoffnung ihn verlassen hat. Dieses Geschöpf, das, ganz Kraft und Gesundheit, sich bewegt, das athmet, das lebt, und das in einem Augenblick aufhören wird, sich zu bewegen, zu athmen, zu leben, von ihm ähnlichen Geschöpfen umgeben, welchen es nichts gethan hat, die es alle beklagen und von denen ihm keines zu Hülfe kommen wird; — dieser Unglückliche, der stirbt, ohne siech zu sein, zumal unter einer körperlichen Macht und einer unsichtbaren Kraft gebeugt; — dieses Leben, das die Gesellschaft nicht geben konnte und das sie mit Pomp nimmt: — alle diese ergreifenden Feierlichkeiten des Gerichtsmordes erschüttern die Einbildungskraft lebhaft. Indeß wir alle mit unbestimmten Fristen zum Tode verdammt sind, ist der Unglückliche, welcher genau weiß, zu welcher Stunde seine Frist aufgehoben wird, für uns ein Gegenstand seltsamer, schmerzlicher Neugierde.

Man erinnert sich, daß Ordener, bevor er zum Blutgerüste ging, vor das Gericht geführt werden sollte, um seiner Titel und seiner Ehren entsetzt zu werden. Kaum hatte die durch seine Ankunft in der Versammlung erregte Bewegung der Ruhe Platz gemacht, als der Präsident sich das Wappenbuch der beiden Königreiche und die Gesetze des Danebrog's-Ordens überreichen ließ.

Nachdem er den Verurtheilten aufgefordert hatte, ein Knie zu beugen, empfahl er den Zuschauern Schweigen und Achtung, öffnete das Buch der Ritter des Danebrog-Ordens und begann mit lauter, strenger Stimme zu lesen:

„Christian, durch die Gnade und Barmherzigkeit des Allmächtigen, König von Dänemark und Norwegen, der Vandalen und Gothen, Herzog von Schleswig, Holstein, Stormarn und Dithmarsen, Graf von Oldenburg und Delmenhorst! Kund und zu wissen! Nachdem wir auf den Vortrag unseres Großkanzlers, Grafen von Greifenfeld, (die Stimme des Präsidenten schlüpfte so schnell über diesen Namen hinweg, daß man ihn kaum hörte) den königlichen Danebrog-Orden, den unser erhabener Vorfahr, der h. Waldemar, gründete, wieder eingesetzt haben,

„Nachdem wir erwogen, daß, da dieser ehrwürdige Orden zum Andenken an die, unserm gesegneten Königreiche vom Himmel geschickte Fahne Danebrog gestiftet worden ist,

„Es eine Entehrung der göttlichen Stiftung des Ordens wäre, wenn einer der Ritter ungestraft gegen die Ehre und die heiligen Gesetze der Kirche und des Staats handeln könnte,

„Befehlen wir auf den Knien vor Gott, daß jeder Ritter des Ordens, der durch Untreue oder Verrath seine Seele dem bösen Feinde übergeben hat, zuerst eine

öffentliche Zurechtweisung vor einem Richter erhalten und dann des Ranges eines Ritters unseres königlichen Ordens vom Danebrog entsetzt werden soll.“

Der Präsident schloß das Buch wieder.

„Ordener Gyldenlöwe, Freiherr von Thorwick, Ritter des Danebrog-Ordens, Ihr habt Euch des Hochverraths schuldig gemacht, eines Verbrechens, um deßwillen Euer Haupt abgeschlagen, Euer Leib verbrannt und Eure Asche in den Wind verstreut wird. — Ordener Gyldenlöwe, Verräther, Ihr habt Euch unwürdig gemacht, unter den Rittern des Danebrog Sitz zu nehmen, ich fordere Euch auf, Euch zu demüthigen, denn ich werde Euch öffentlich im Namen des Königs Eurer Würde entsetzen.“

Der Präsident legte die Hand auf das Buch und schickte sich an, die unglückliche Formel über Ordener, der ruhig, unbeweglich blieb, auszusprechen, als rechts von der Richterbühne eine Seitenthüre aufging. Ein geistlicher Diener erschien und kündigte Seine Hochwürden Gnaden, den Bischof des Drontheimhuus an.

Er war es wirklich. Er trat, von einem anderen Geistlichen, auf den er sich stützte, begleitet, eilig in den Saal.

„Haltet ein, Herr Präsident!“ rief er mit einer Kraft, welche seinem Alter nicht mehr anzugehören schien: „haltet ein! Der Himmel sei gepriesen! ich komme noch zu rechter Zeit!“

Die Aufmerksamkeit der Versammlung verdoppelte

sich, da man irgend ein neues Begebniß ahnte. Der Präsident wandte sich mürrisch zu dem Bischofe:

„Der hochwürdige Herr Bischof wird mir erlauben, zu bemerken, daß seine Gegenwart hier unnöthig ist. Der Gerichtshof entsetzt eben den Verurtheilten, welchem der Augenblick seiner Bestrafung nahe ist, seiner Wurden."

„Hütet Euch," sagte der Bischof, „den zu berühren, der da rein ist vor dem Herrn. Dieser Verurtheilte ist unschuldig."

Nichts läßt sich mit dem Schrei des Erstaunens, der in dem Saale widerhallte, vergleichen, als der Schrei des Schreckens, welchen der Präsident und der geheime Sekretär ausstießen.

„Ja, zittert, Richter!" fuhr der Bischof fort, ehe der Präsident Zeit gewonnen hatte, seine Kaltblütigkeit wieder zu erlangen, „zittert, denn Ihr wart im Begriff, unschuldiges Blut zu vergießen."

Während die Erregung des Präsidenten sich verlor, hatte Ordener sich bestürzt erhoben. Der edle junge Mann fürchtete, seine großmüthige List möchte entdeckt und Beweise von Schumacher's Strafbarkeit gefunden worden sein.

„Herr Bischof," sagte der Präsident, „bei dieser Angelegenheit scheint uns das Verbrechen entschlüpfen zu wollen, indem es von einem Haupt auf das andere übergeht. Traut eitlem Scheine nicht. Wenn Ordener Gyldenlöwe unschuldig ist, wer ist denn der Schuldige?"

„Euer Gnaden werden es erfahren," antwortete der Bischof. — Dann zeigte er dem Gericht ein eisernes Kästchen, das ein Diener hinter ihm trug, und sagte: — „Edle Herrn, Ihr habt in der Finsterniß gerichtet; in diesem Kästchen ist das wunderbare Licht, das sie zerstreuen soll."

Der Präsident, der geheime Sekretär und Ordener schienen zumal beim Anblick des geheimnißvollen Kästchens betroffen. Der Bischof fuhr fort:

„Edle Richter, höret uns! Heute, im Augenblicke, als wir in unsern bischöflichen Palast zurückkehrten, um von den Anstrengungen der Nacht auszuruhen und für die Verurtheilten zu Gott zu beten, brachte man uns dieses eiserne Kästchen versiegelt. Der Aufseher des Spladgest hatte es, wie man uns gesagt, diesen Morgen in unsern Palast gebracht, damit es uns zugestellt werde, wobei er versicherte, es enthalte ohne Zweifel irgend ein satanisches Geheimniß, denn er habe es auf dem Körper des Heiligthumsschänders Benignus Spiagudry gefunden, dessen Leiche man aus dem Sparbo-See hervorgezogen."

Ordeners Aufmerksamkeit verdoppelte sich. Die ganze Zuhörerschaft schwieg andächtig. Der Präsident und der geheime Sekretär senkten die Köpfe wie zwei Verurtheilte. Es war, als hätten Beide ihre Schlauheit und ihre Verwegenheit verloren. Es gibt einen

Moment in dem Leben des Bösen, in welchem ihn seine Kraft verläßt.

„Nachdem wir dieses Kästchen gesegnet,“ fuhr der Bischof fort, „zerbrachen wir das Siegel, welches, wie Ihr noch sehen könnt, das alte, vertilgte Wappen Greifenfeld's trug. — Wir haben wirklich ein satanisches Geheimniß darin gefunden. — Ihr werdet darüber entscheiden, ehrenwerthe Herrn. — Widmet uns Eure ganze Aufmerksamkeit, denn es handelt sich hier um Menschenblut und der Herr wägt jeden Tropfen desselben.“

Jetzt öffnete er das furchtbare Kästchen und nahm ein Pergament heraus, auf dessen Rücken folgendes Zeugniß geschrieben war:

„Ich, Blaxtham Cumbysulsum, Doctor, erkläre in „meiner Todesstunde, daß ich dem Hauptmann Dispol„sen, des alten Grafen von Greifenfeld Anwald zu Ko„penhagen, nachstehendes Actenstück, vollständig von der „Hand Turiaf Musdämon's, Dieners des Kanzlers, „Grafen von Ahlefeld, zugestellt habe, damit der oben„genannte Hauptmann beliebigen Gebrauch davon mache. — „Und ich bitte Gott, er möge mir mein Verbrechen ver„zeihen! Kopenhagen, den eilften Tag des Monats Ja„nuar, tausend sechs hundert neun und neunzig.

Cumbysulsum.“

Der geheime Sekretär zitterte krampfhaft. Er wollte sprechen und konnte nicht. Indessen übergab der

Bischof dem Präsidenten, der blaß und unruhig war, das Pergament.

„Was seh' ich?“ rief dieser, als er das Pergament entfaltet hatte. — Note an den edeln Grafen von Ahlefeld über das Mittel, Schumachers auf eine rechtsförmige Weise los zu werden...! Ich schwöre Euch, hochwürdiger Bischof...“

Das Pergament entfiel den Händen des Präsidenten.

„Les't, les't, Herr,“ fuhr der Bischof fort. „Ich zweifle nicht, daß Euer unwürdiger Diener Euern Namen misbraucht hat, wie er den des unglücklichen Schumachers misbrauchte. Seht nur, was Euer unchristlicher Haß gegen Euern gefallenen Vorgänger veranlaßt hat. Eine Eurer Kreaturen hat in Eurem Namen einen Anschlag gemacht, ihn zu Grund zu richten, indem er ohne Zweifel hoffte, sich daraus ein Verdienst bei Euer Gnaden zu machen.“

Diese Worte, welche dem Präsidenten bewiesen, daß der Verdacht des Bischofs, der den ganzen Inhalt des Kästchens kannte, nicht auf ihn fiel, belebte ihn von neuem. Ordener athmete gleichfalls wieder auf; es begann ihm klar zu werden, daß die Unschuld des Vaters seiner Ethel zugleich mit seiner eigenen an den Tag kommen würde. Er fühlte ein hohes Erstaunen über jenes wunderliche Geschick, welches ihn zur Verfolgung eines furchtbaren Räubers geleitet hatte, um dieses Kästchen wieder zu finden, welches sein alter Führer Benignus

Spiagudry bei sich trug, so daß es ihm folgte, während er es suchte. Er dachte auch über die ernste Lehre der Ereignisse nach, welche, nachdem sie ihn durch dieses verhängnißvolle Kästchen zu Grunde gerichtet hatten, ihn durch dasselbe retteten.

Der Präsident, dessen Kaltblütigkeit zurückgekehrt war, las mit den Zeichen eines Unwillens, den die ganze Zuhörerschaft theilte, einen langen Aufsatz, in welchem Musdämon den schrecklichen Plan, welchen wir ihn im Laufe dieser Geschichte verfolgen sahen, bis in seine Einzelnheiten auseinander setzte. Mehre Male wollte sich der geheime Sekretär erheben, um sich zu vertheidigen; immer aber drängte ihn der öffentliche Aufruhr auf seinen Sitz zurück. Endlich schloß der gehässige Vortrag inmitten eines Murrens des Abscheus.

„Hellebardiere, ergreift diesen Mann!“ sagte der Präsident, mit dem Finger den geheimen Sekretär bezeichnend.

Der Elende stieg, ohne Kraft und ohne Worte, von seinem Sitze herab und wurde unter dem Zischen des Pöbels auf die Schandbank geworfen.

„Meine Herrn Richter,“ sagte der Bischof, „schaudert und freut Euch! die Wahrheit, welche sich eben vor Euerm Geiste enthüllt hat, wird noch durch das bestätigt werden, was der Almosenier der Gefängnisse dieser königlichen Stadt, unser geehrter Bruder Athanasius Münder, der hier anwesend ist, Euch mittheilen wird.“

Wirklich war Athanasius Münder der Begleiter des

Bischofs. Er verbeugte sich vor seinem Oberhirten und dem Gerichtshof und drückte sich dann, auf einen Wink des Präsidenten, so aus:

„Was ich sagen werde, ist die Wahrheit. Der Himmel strafe mich, wenn ich hier ein Wort in einer andern Absicht, als Gutes zu thun, vorbringe. — Nach dem, was ich diesen Morgen von dem Sohne des Vicekönigs im Kerker gesehen, habe ich bei mir gedacht, dieser junge Mann könne nicht schuldig sein, obgleich die edeln Herrn ihn nach seinem Geständniß verurtheilt hatten. Nun bin ich vor wenigen Stunden aufgefordert worden, den letzten geistlichen Beistand dem armen Bergbewohner zu leihen, der so grausam vor Euern Augen ermordet wurde, und welchen Ihr, achtbare Herrn, als Han von Island verurtheilt habt. So sprach dieser Sterbende zu mir: „Ich bin nicht Han von Island! Ich bin schwer bestraft „worden, daß ich diesen Namen angenommen. Der, „welcher mich bezalt hat, damit ich diese Rolle spielte, „ist der geheime Sekretär der Kanzlei; er heißt Musdä„mon und hat unter dem Namen Hacket diesen ganzen „Aufstand angezettelt. Ich glaube, er allein ist bei allem „diesem der Schuldige." — Dann hat er mich um meinen Segen gebeten und mir empfohlen, in aller Eile seine letzten Worte dem Gerichtshof zu hinterbringen. — Gott ist Zeuge dessen, was ich sage. Könnte ich das Blut des Unschuldigen retten, und verhüten, daß das des Schuldigen vergossen werde!"

Er schwieg, indem er sich abermals vor dem Bischofe und den Richtern verbeugte.

„Euer Gnaden sehen, Herr," sagte der Bischof zu dem Präsidenten, „daß der Eine meiner Schutzbefohlenen nicht mit Unrecht so viel Aehnlichkeit zwischen diesem Hacket und Euerm geheimen Sekretär gefunden hat."

„Turiaf Musdämon," fragte der Präsident den neuen Angeklagten, „was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung anzuführen?"

Musdämon warf seinem Gebieter einen Blick zu, der ihn erschreckte. Seine ganze Zuversicht war zurückgekehrt. Nach einem augenblicklichen Schweigen versetzte er:

„Nichts, Herr!"

Der Präsident begann wieder mit bestürzter, schwacher Stimme:

„Ihr bekennt Euch also des Verbrechens schuldig, dessen Ihr angeklagt seid? Ihr gesteht ein, der Urheber einer Verschwörung zu sein, welche zumal gegen den Staat und gegen ein Individuum, Namens Schumacher, angezettelt worden?"

„Ja, Herr," antwortete Musdämon.

Der Bischof erhob sich.

„Herr Präsident, damit kein Zweifel in dieser Sache übrig bleibe, fragen Euer Gnaden doch den Beklagten, ob er Mitschuldige gehabt?"

„Mitschuldige?" wiederholte Musdämon.

Er schien einen Augenblick nachzudenken. Eine schreckliche Unbehaglichkeit malte sich in den Zügen des Präsidenten.

„Nein, Herr Bischof!“ sagte er endlich.

Der Präsident warf ihm einen beruhigten Blick zu, welcher dem seinigen begegnete.

„Nein, ich habe keine Mitschuldige gehabt,“ wiederholte Musdämon mit mehr Kraft. Ich hatte dieses ganze Komplot aus Anhänglichkeit an meinen Gebieter, der nichts davon wußte, angezettelt, um seinen Feind Schumacher zu Grund zu richten.“

Die Blicke des Angeklagten und des Präsidenten begegneten sich wieder.

„Eure Gnaden werden fühlen,“ sagte der Bischof, „daß der Freiherr Ordener Gyldenlöwe nicht schuldig sein kann, da Musdämon keine Mitschuldigen hatte.“

„Wenn er es nicht gewesen, hochwürdiger Bischof, wie hätte er das Verbrechen eingestanden?“

„Herr Präsident, wie hat jener Bergbewohner, selbst mit Gefahr seines Lebens darauf bestehen können, Han von Island zu sein? Gott allein weiß, was in der Tiefe der Herzen vorgeht.“

Ordener nahm das Wort. — „Meine Herrn Richter, ich kann es jetzt, da der wahrhaft Schuldige entdeckt ist, sagen. Ja, ich habe mich falsch angeklagt, um den alten Kanzler Schumacher zu retten, dessen Tod seine Tochter ohne Beschützer gelassen hätte.“

Der Präsident biß sich in die Lippen.

„Wir fordern den Gerichtshof auf," sagte der Bischof, „die Unschuld unseres Schutzbefohlenen, Ordeners, öffentlich auszusprechen."

Der Präsident antwortete durch ein beistimmendes Zeichen; auf das Begehren des Obersyndicus beendigte man die Untersuchung des furchtbaren Kästchens, in welchem man nichts mehr vorfand, als das Diplom und die Urkunden Schumachers, nebst einigen Briefen der Gefangenen von Munkholm an Hauptmann Dispolsen, bittere Briefe, ohne darum verbrecherisch zu sein, und welche niemand erschrecken konnten, als den Kanzler von Ahlefeld.

Bald begab sich das Gericht hinweg und, während die auf dem Exercierplatze versammelten Neugierigen mit hartnäckiger Ungeduld den verurtheilten Sohn des Vicekönigs erwarteten, und der Henker nachläßig auf dem Blutgerüste auf und niederging, sprach der Präsident nach einer kurzen Berathung mit fast lautloser Stimme das Urtheil aus, welches Turiaf Musdämon zum Tode verdammte und Ordener Gyldenlöwe in seine vorigen Rechte einsetzte, indem es ihm seine Ehren, Würden und Privilegien zurückgab.

---

## Neunundvierzigstes Kapitel.

Welcher schreckliche Gedanke erfüllt ihn denn mit Freude?
Bruchstück.

Wie hoch, du Schelm, verkaufst du die Liebkosung mir?
Auf Ehre; nicht 'nen Heller geb' ich dir dafür.
Der h. Michael zu Satan.

Was von dem Schützenregiment von Munkholm noch übrig war, hatte die alte Kaserne, ein allein stehendes inmitten eines viereckigen Hofes der Veste gelegenes Gebäude, wieder bezogen. Mit der anbrechenden Nacht verrammelte man, der Sitte gemäß, die Thüren dieses Gebäudes, in welches sich alle Soldaten, mit Ausnahme der auf den Thürmen zerstreuten Schildwachen und der kleinen Mannschaft, welche das an die Kaserne sich lehnende Militär-Gefängniß bewachte, begeben hatten. Dies letztere Gefängniß, das sicherste und am besten bewachte von allen Gefängnissen zu Munkholm, umschloß die zwei Verurtheilten, welche am nächsten Morgen gehenkt werden sollten, Han von Island und Musdämon.

Han von Island ist allein in seinem Kerker. Er liegt auf der Erde hingestreckt, gefesselt, den Kopf auf einen Stein gestützt; ein schwacher Lichtstrahl fällt auf

ihn durch eine viereckige vergitterte Oeffnung, die in der dicken Eichenthüre angebracht ist, durch welche sein Kerker von dem nahen Saale getrennt wird, wo man die Wachen lachen und fluchen und den Klang von Flaschen, die sie leeren, und von Würfeln hört, welche auf einer Trommel rollen. Das Ungeheuer bewegt sich unruhig in dem Düster, seine Arme verschränken sich und fahren auseinander, seine Knie ziehen sich zusammen und dehnen sich aus, seine Zähne beisen in die Ketten.

Plötzlich erhebt er seine Stimme; er ruft: ein Kerkerknecht zeigt sich an der vergitterten Thüre. „Was willst du?" fragt er den Räuber.

Han von Island rafft sich auf: — „Kamrad, mich friert; mein steinernes Lager ist hart und feucht; gib mir einen Bündel Stroh, um darauf zu schlafen und ein wenig Feuer, mich zu erwärmen."

„Es ist billig," sagte der Kerkerdiener, „einem armen Teufel, der gehenkt werden soll, und wär' er auch der Isländische Satan, wenigstens einige Bequemlichkeit zu gönnen. Ich will dir bringen, was du verlangst. — Hast du Geld?"

„Nein," antwortete der Räuber.

„Wie? du, der berüchtigste Dieb in Norwegen, hast in deiner Tasche nicht einmal ein Paar elende Goldducaten?"

„Nein," antwortete der Räuber.

„Einige kleine Königsthaler?"

„Nein, sag' ich dir."

„Nicht einmal einige arme Schillinge?"

„Nein, nein! Nichts! Nicht so viel, um ein Rattenfell oder eine Menschenseele zu kaufen."

Der Kerkerknecht schüttelte den Kopf: — „das ist etwas anderes; du hast Unrecht, dich zu beklagen; deine Zelle ist nicht so kalt, wie die, in welcher du morgen schlafen wirst, ohne — ich schwöre es dir — die Härte deines Lagers gewahr zu werden."

Bei diesen Worten ging er weg und nahm eine Verwünschung des Ungeheuers mit sich, das fortfuhr, seine Ketten zu rütteln, deren Ringe dann und wann einen schwachen Klang hören ließen, als wenn sie unter heftigem und wiederholtem Reiben langsam brächen.

Die Eichenthüre ging auf; ein großer, in rothe Sarsche gekleideter Mann mit einer Blendlaterne in der Hand, trat in das Gefängniß, vom Kerkerknecht begleitet, welcher die Bitte des Gefangenen verweigert hatte. Der Letztere verhielt sich jetzt ganz ruhig.

„Han von Island," sagte der roth gekleidete Mann; „ich bin Nychol Orugix, der Henker des Drontheimhuus; ich soll morgen, bei Tagesanbruch, die Ehre haben, deine Excellenz auf dem öffentlichen Platze von Drontheim an einem schönen neuen Galgen am Halse zu henken."

„Weißt du es wirklich ganz gewiß, daß du mich henkst?"

Der Henker begann zu lachen: — „Ich wollte, du wüßtest es eben so gewiß, daß du auf der Leiter Jakobs grade himmelan steigst, als du überzeugt sein kannst, daß du morgen auf der Leiter des Nychol Orugix galgenan steigst.“

„In der That?“ sagte das Ungeheuer mit einem boshaften Blicke.

„Ich wiederhole es dir, Herr Räuber, daß ich der Henker der Provinz bin.“

„Wär' ich nicht Han, möchte ich Orugix sein!“ sprach der Räuber.

„Ich kann das nicht von mir sagen,“ versetzte der Henker und rieb sich dann mit eitler, geschmeichelter Miene die Hände: — „Mein Freund, du hast recht, unser Stand ist ein schöner Stand. Ah...! meine Hand weiß, wie schwer ein Menschenkopf ist.“

„Hast du zuweilen Menschenblut getrunken?“ fragte der Räuber.

„Nein; aber ich habe oft die Folter gespannt.“

„Hast du zuweilen die Eingeweide eines kleinen noch lebenden Kindes gegessen?“

„Nein, aber ich habe die Knochen unter den Brettern einer eisernen Marterbank krachen lassen; ich habe Glieder in den Speichen eines Rades verrenkt; ich habe Stahlsägen an Schädeln zerbrochen, denen ich die Haare nahm; ich habe mit Zangen, welche von einem brennenden Feuer geröthet waren, zuckendes Fleisch gezwickt; ich habe das

Blut in den geöffneten Adern verbrannt, indem ich Ströme geschmolzenen Bleis und siedenden Oeles hineingoß."

„Ja," sagte der Räuber gedankenvoll, „du hast wohl auch deine Freuden."

„Ueberhaupt," fuhr der Henker fort, „obgleich du Han von Island bist, glaube ich doch, daß aus meinen Händen mehr Seelen, als aus den deinigen entwichen sind, ohne die zu rechnen, welche du morgen ausathmen wirst."

„Wenn man annimmt, daß ich eine habe! — Glaubst du also, Henker des Drontheimhuus, du könntest den Geist Ingulph's von dem Körper Han's von Island trennen, ohne daß er den deinigen mitnähme?"

Die Antwort des Henkers begann mit einem lauten Lachen.

„Ha, wahrlich, wir werden das morgen sehen!"

„Wir werden sehen!" sagte der Rauber.

„Pah," sagte der Henker, „ich bin nicht hierher gekommen, um mich von deinem Geiste, sondern von deinem Körper zu unterhalten. Höre mich! — deine Leiche gehört mir von Rechtswegen nach deinem Tode; indessen gesteht dir das Gesetz es zu, mir sie zu verkaufen: sage mir, was du dafür willst?"

„Was ich für meine Leiche will?" sagte der Räuber.

„Ja, und bedenke dein Gewissen!"

Han von Island wandte sich an den Kerkerknecht:

„Sage mir, Kamrad, wie theuer verkaufst du mir ein Bündel Stroh und ein wenig Feuer?“

Der Kerkerknecht besann sich einen Augenblick.

„Um zwei Goldducaten,“ antwortete er.

„Wohlan,“ sagte der Räuber zu dem Henker, „du gibst mir zwei Goldducaten für meine Leiche.“

„Zwei Goldducaten?“ rief der Henker. „Das ist furchtbar theuer. Zwei Goldducaten für eine abscheuliche Leiche. Nein, gewiß, so viel gebe ich nicht.“

„Dann bekömmst du sie nicht,“ antwortete das Ungeheuer ruhig.

„Du wirst auf den Schindanger geworfen werden, statt das königliche Museum zu Kopenhagen, oder das Curiositäten-Kabinet zu Bergen zu zieren.“

„Was liegt daran?“

„Lange nach deinem Tode würde die Menge herbeiströmen, um dein Gerippe zu untersuchen und man würde sagen: D a s s i n d d i e U e b e r b l e i b s e l d e s b e r ü h m t e n H a n v o n I s l a n d! Man würde deine Knochen sorgfältig glätten, man würde sie mit kupfernen Stiften wieder verbinden; man würde dich unter einen großen gläsernen Käfig stellen, von welchem man jeden Tag den Staub mit Sorgfalt entfernen würde. Bedenke, was dich statt dieser Ehre erwartet, wenn du mir deine Leiche nicht verkaufst; man wird dich in irgend einem Beinhaus verfaulen lassen und du wirst die Nahrung der Würmer und die Beute der Geier zumal werden.“

„Gut! ich werde den Lebenden gleichen, die ohne Unterlaß von den Kleinen gequält und von den Großen verschlungen werden.“

„Zwei Goldducaten!“ wiederholte der Henker zwischen den Zähnen; „welche furchtbare Forderung! Wenn du mit deinem Preise nicht herabgehst, mein lieber Han von Island, können wir nicht mit einander handeln.“

„Ich treibe zum ersten und wahrscheinlich zum letzten Male Handel mit meinem Leben; ich bestehe darauf, es vortheilhaft zu verkaufen.“

„Bedenke, daß ich dich deine Hartnäckigkeit bereuen lassen kann. Morgen bist du in meiner Gewalt.“

„Glaubst du?“

Diese Worte wurden mit einem Ausdrucke ausgesprochen, welcher dem Henker entging.

„Ja, es gibt eine Art, die Schlinge zusammenzuziehen . . . während ich dich, wenn du vernünftig wirst, besser henken werde.“

„Mir liegt wenig daran, was du morgen mit meinem Halse anfängst!“ antwortete das Ungeheuer mit spöttischer Miene.

„Ei, könntest du nicht mit zwei Königsthaler zufrieden sein? was willst du damit beginnen?“

„Wende dich an deinen Kamraden,“ sagte der Räuber, indem er auf den Kerkerknecht zeigte; „er fordert zwei Goldducaten für ein wenig Stroh und Feuer.“

„Bei der Säge des heiligen Josephs,“ sagte der

Henker, den Kerkerknecht mürrisch anredend, — „es ist wirklich empörend, sich ein wenig Feuer und schlechtes Stroh mit Gold aufwiegen zu lassen. Zwei Ducaten!“

Der Kerkerknecht antwortete empfindlich:

„Ich bin gutmüthig, daß ich nicht vier dafür verlange. — Ihr, Meister Nychol, Ihr seid ein Erzgeizhalz, weil ihr diesem armen Gefangenen zwei Goldducaten für seine Leiche verweigert, die ihr irgend einem Gelehrten oder Arzt wenigstens um zwanzig Ducaten verkaufen könnt.“

„Ich habe nie für eine Leiche mehr als fünfzehn Schillinge bezahlt,“ sagte der Henker.

„Ja,“ versetzte der Kerkerdiener, „für die Leiche eines schlechten Diebs oder eines armen Juden, das ist möglich; aber Jedermann weiß, daß Ihr für das Skelet Han's von Island bekommt, was Ihr verlangt.“

Han von Island schüttelte den Kopf.

„In was mischt Ihr Euch?“ sagte Orugix lebhaft, „bekümmre ich mich um Euren Raub, die Kleider, die Kleinodien, die Ihr den Gefangenen stehlt, das Salzwasser, das Ihr in ihre magere Fleischbrühe gießt, die Qualen, die Ihr sie erdulden laßt, um Geld von ihnen zu erpressen? — Nein, ich gebe keine zwei Goldducaten.“

„Ohne zwei Ducaten in Gold kein Stroh und kein Feuer,“ antwortete der eigensinnige Kerkerknecht.

„Ohne zwei Ducaten in Gold keine Leiche,“ wiederholte der unbewegliche Räuber.

Nach einem augenblicklichen Schweigen stampfte der Henker mit dem Fuße auf den Boden:

„Wohlan, die Zeit drängt. Man hat mich anderswo bestellt!“ — Er zog aus seiner Weste einen ledernen Beutel, und öffnete ihn langsam und gleichsam wider Willen. — „Hier, verfluchter isländischer Teufel, hier sind deine zwei Ducaten. Satan gäbe gewiß für deine Seele nicht, was ich für deinen Leib gebe.“

Der Räuber empfing die zwei Goldstücke. Alsbald hielt der Kerkerknecht die Hand hin, um sie wieder zu nehmen.

„Einen Augenblick, Kamrad, gib mir erst, was ich von dir gefodert habe.“

Der Kerkerknecht ging hinaus und kam sogleich mit einem Bündel frischen Strohs und einer Pfanne voll glühender Kohlen zurück, die er neben den Gefangenen stellte.

„So ist's recht,“ sagte der Räuber, indem er ihm die zwei Ducaten zustellte, — „ich werde mich diese Nacht wärmen. — Noch ein Wort,“ setzte er mit unheilverkündender Stimme hinzu: — „Stößt dieses Gefängniß nicht an die Kaserne der Schützen von Munkholm?“

„So ist's,“ antwortete der Kerkerknecht.

„Und woher weht der Wind?“

„Aus Osten, glaube ich.“

„Es ist gut,“ versetzte der Räuber.

„Was willst du denn damit, Kamrad?“ fragte der Kerkerdiener.

„Nichts,“ antwortete der Räuber.

„Lebewohl, Kamrad, morgen,“ sagte der Henker, „morgen bei guter Zeit.“

„Ja, morgen!“ wiederholte der Räuber.

Und das Geräusch der schweren Thüre, welche zuging, hinderte den Henker und seinen Begleiter das wilde, spöttische Hohnlachen zu hören, das diese Worte begleitete.

---

# Fünfzigstes Kapitel.

Es gibt nichts Blindes, als die Macht des Bösen, welche den Zweck nicht kennt, obgleich sie ihre Absichten vollkommen beurtheilen und ihre Mittel verbinden kann.

Von Eckstein.

Du hofftest, eines andern Todes zu sterben?

Alex. Soumet, Saul.

Werfen wir jetzt einen Blick in den andern Kerker des an die Kaserne der Schützen stoßenden Militärgefängnisses, in welchem sich unser alter Bekannter, Turiaf Musdämon, befindet.

Man war vielleicht erstaunt zu hören, daß der so grundlos verschmitzte, so grundlos feige Musdämon mit so viel Gradheit dem Gerichtshof, der ihn verurtheilte, das Geheimniß seines Verbrechens eröffnete und mit so viel Edelmuth den Antheil verhehlte, welchen sein undankbarer Gebieter, der Kanzler von Ahlefeld, daran genommen hatte. Man beruhige sich jedoch: Musdämon war nicht bekehrt. Jene edle Gradheit war vielleicht die größte Probe seiner Gewandtheit, die er je gegeben

hatte. Als er seinen höllischen Anschlag so unversehens enthüllt und so unwiderleglich bewiesen sah, war er einen Augenblick fassungslos und erschreckt. Als dieser erste Eindruck vorüber war, ließ der ungemein richtige Blick seines Verstandes ihn einsehen, daß er, da ihm nun die Möglichkeit benommen, seine erwählten Opfer zu Grund zu richten, nur noch auf seine eigene Rettung denken dürfe. Er hatte zwei Wege einzuschlagen: er mußte entweder alle Schuld auf den Grafen von Ahlefeld wälzen, der ihn so feig verließ, oder das ganze Verbrechen, an welchem der Graf mit ihm gleichen Antheil hatte, auf sich nehmen. Musdämon wählte den letztern. Der Kanzler war Kanzler, auch lag in jenen Papieren, welche seinen geheimen Sekretär als den Schuldigen hinstellten, nichts, das ihn unmittelbar eines Verbrechens verdächtig machte; dann hatte er mit Musdämon einige Blicke des Einverständnisses gewechselt und dies reichte hin, diesen zu bestimmen, sich verurtheilen zu lassen, da er überzeugt war, der Graf von Ahlefeld würde ihm weniger noch aus Erkenntlichkeit gegen den vergangenen Dienst, als weil er seiner künftigen Dienste bedurfte, zur Flucht behülflich sein.

Er ging in seinem Gefängnisse, das von einer düstern Lampe kaum beleuchtet war, auf und nieder und zweifelte nicht, die Thüre würde ihm in der Nacht geöffnet werden. Er untersuchte die Beschaffenheit dieses alten steinernen Verließes, das von ehemaligen heidni-

schen Königen gebaut worden, und wunderte sich nur, daß der Fußboden mit Holz ausgelegt war, auf welchem seine Schritte dumpf widerhallten, als wenn er ein unterirdisches Gewölbe bedeckte. Er bemerkte einen dicken eisernen Ring, der in dem Schlußstein des gothischen Gewölbes befestigt war und von welchem ein Stück von einem alten zerrissenen Seile niederhing. Und die Stunden entflohen und er hörte ungeduldig die Thurmuhr langsam die Stunden schlagen und ihren düsteren Klang in der Stille der Nacht träg verhallen.

Endlich ließ sich außerhalb des Kerkers der Ton von Schritten hören und sein Herz schlug erwartungsvoll. Das ungeheure Schloß knarrte, die Vorlegschlösser bewegten sich, die Sperrketten fielen; und als die Thüre aufging, strahlte sein Gesicht vor Freude.

Es war dieselbe in Scharlach gekleidete Person, welche wir so eben in dem Kerker Han's gesehen haben. Er hatte unter dem Arme eine Rolle Hanfseil und war von vier schwarz gekleideten, mit Säbeln und Partisanen bewaffneten Hellebardieren begleitet.

Musdämon war noch in der obrigkeitlichen Tracht und Perrücke. Dieser Anzug schien dem rothen Manne aufzufallen. Er verbeugte sich vor ihm, gleichsam gewöhnt, ihn zu achten.

„Herr," fragte er den Gefangenen mit einigem Zaudern, — „haben wir mit Euer Edeln zu thun?"

„Ja, ja!" antwortete in Eile Musdämon, welchen

dieser höfliche Eingang in seiner Hoffnung, entweichen zu können, bestärkte und der die blutige Farbe der Kleider dessen nicht bemerkte, der mit ihm redete.

„Ihr nennt Euch," sagte der Mann, die Augen auf ein Pergament, das er auseinander gelegt hatte, geheftet, „Turiaf Musdämon?"

„Richtig. Ihr kommt vom Großkanzler, meine Freunde?"

„Ja, Euer Edeln."

„Vergeßt nicht, wenn ihr eure Botschaft bestellt habt, Seiner Gnaden meine ganze Erkenntlichkeit auszudrücken."

Der Mann mit dem rothen Kleide warf einen erstaunten Blick auf ihn.

„Eure . . . Erkenntlichkeit . . .?"

„Ja, gewiß, meine Freunde; denn es wird mir wahrscheinlich unmöglich sein, meinen Dank sogleich selbst darzubringen."

„Wahrscheinlich!" antwortete der Mann spöttisch.

„Und ihr fühlt," fuhr Musdämon fort, „daß ich mich gegen einen ähnlichen Dienst nicht undankbar zeigen darf."

„Bei dem Kreuze des guten Räubers," rief der andere mit einem schwerfälligen Lachen, „wenn man Euch hört, sollte man glauben, der Kanzler thue für Euer Edeln ganz das Gegentheil."

„Ohne Zweifel läßt er mir in diesem Augenblicke nur eine strenge Gerechtigkeit widerfahren...!"

„Streng, ja! — aber Ihr gebt doch zu, daß es Gerechtigkeit sei. Dies ist das erste Geständniß dieser Art, das ich seit meinen sechsundzwanzig Dienstjahren höre. Wohlan, Herr, die Zeit vergeht mit Worten; seid Ihr bereit?"

„Ich bin's!" sagte Musdämon freudig und that einen Schritt auf die Thüre zu.

„Wartet, wartet einen Augenblick!" rief der rothe Mann, indem er sich bückte, um seine Seilrolle auf den Boden zu legen.

Musdämon hielt ihn zurück. — „Wozu all dieses Seil?"

„Euer Edeln haben recht, mir diese Frage zu stellen; ich habe dessen hier in der That mehr als nöthig ist; aber ich glaubte im Anfange dieses Prozesses, viel mehr Verurtheilte zu bekommen."

Bei diesen Worten machte der Mann seine Seilrolle auf.

„Wohlan, beeilen wir uns!" sagte Musdämon.

„Euer Edeln sind sehr dringend.... Habt Ihr nicht vielleicht noch ein höheres Anliegen....?"

„Kein anderes, als das bereits erwähnte, Seiner Gnaden statt meiner zu danken. — Um Gotteswillen beeilen wir uns!" setzte Musdämon hinzu, „ich sehne mich,

diesen Ort zu verlassen. Haben wir einen weiten Weg vor uns?"

„Weg?" sagte der Mann im Scharlachkleide, indem er sich erhob und mehrere Klafter des aufgerollten Seiles abmaß, — „der Weg, den Euer Edeln zu machen haben, wird Sie nicht sehr ermüden; denn wir werden Alles abmachen, ohne den Fuß aus der Thüre zu setzen."

Musdämon bebte. — „Was meint Ihr?"

„Was meint Ihr selbst?" fragte der Andere.

„O Gott!" sagte Musdämon erblassend, als ging ihm ein schreckliches Licht auf. — „Wer seid Ihr?"

„Ich bin der Henker."

Der Unglückliche zitterte wie ein dürres Blatt, das der Wind schüttelt. — „Kommt Ihr denn nicht, um mich entweichen zu lassen?" murmelte er mit schwacher Stimme.

Der Henker schlug ein lautes Gelächter auf. — „Ja, wahrlich! um Euch in das Land der Geister entweichen zu lassen, wo man Euch — ich schwöre es — gewiß nicht mehr einholen wird."

Musdämon warf sich nieder, das Gesicht dem Boden zugekehrt. — „Gnade! habt Mitleid mit mir! . . . . Gnade! . . ."

„Auf mein Wort," sagte der Henker kalt, „zum ersten Mal stellt man ein solches Begehren an mich. — Haltet Ihr mich vielleicht für den König?"

Der Unglückliche schleppte sich auf den Knien fort, indem er sein Amtskleid beschmutzte, mit seiner, einen

Augenblick vorher so froh glänzenden Stirne, gegen den Fußboden stieß und die Füße des Henkers mit dumpfem Geschrei und erstickten Seufzern umfaßte.

„Pah! Stille!“ sagte der Henker. — „Ich hatte das schwarze Amtskleid sich vor meinem rothem Wams noch nicht demüthigen sehen.“

Er stieß den Flehenden mit dem Fuße zurück. — „Kamrad, flehe Gott und die Heiligen an; sie erhören dich eher, als ich.“

Musdämon blieb auf den Knien liegen, das Gesicht mit seinen Händen bedeckend und bitterlich weinend. Indessen hatte der Henker, indem er sich auf die Fußspitzen stellte, das Seil durch den Ring im Gewölbe gezogen, ließ es bis auf den Fußboden herabhängen, befestigte es dann durch einen doppelten Knoten und machte dann an dem äußersten, auf den Boden reichenden Ende eine Schlinge. — „Ich bin fertig,“ sagte er zu dem Verurtheilten, als er mit diesen bedrohlichen Zurüstungen zu Ende war, — „hast du auch mit dem Leben abgeschlossen?“

„Nein!“ sagte Musdämon sich erhebend, — „nein, das kann nicht sein! Ihr begeht einen schrecklichen Irrthum! Der Kanzler von Ahlefeld ist nicht ehrlos genug .... Ich bin ihm zu unentbehrlich... Es ist unmöglich, daß man Euch meinetwegen hierher geschickt hat. Laßt mich fliehen, — zittert, den Zorn des Kanzlers auf Euch zu laden....“

„Hast du uns nicht erklärt,“ antwortete der Henker, „du seist Turiaf Musdämon?“

Der Gefangene schwieg einen Augenblick. — „Nein,“ sagte er plötzlich; „ich heiße nicht Musdämon, ich heiße Turiaf Orugix.“

„Orugix!“ schrie der Henker, — „Orugix!“

Er riß rasch die Perrücke weg, welche das Gesicht des Verurtheilten bedeckte, und stieß einen Schrei der Überraschung aus: „Mein Bruder!“

„Dein Bruder!“ antwortete der Verurtheilte mit einem Erstaunen, in welchem sich Schaam und Freude mischten. „Wärst du...?“

„Nychol Orugix, Henker des Drontheimhuus, dir zu dienen, mein Bruder Turiaf.“

Der Verurtheilte warf sich an den Hals des Henkers, indem er ihn seinen Bruder, seinen geliebten Bruder nannte. Dieses brüderliche Wiedererkennen hätte das Herz dessen nicht erhoben, der Zeuge davon gewesen wäre. Turiaf verschwendete an Nychol tausend erzwungene Liebkosungen mit einem erkünstelten, furchtsamen Lächeln, das Nychol durch düstere, verlegene Blicke erwiederte; es war, als wenn ein Tiger dem Elephanten in dem Augenblick schmeichelte, wo der schwere Fuß des riesigen Thieres sich auf seinen zuckenden Bauch stemmt.

„Welches Glück, Bruder Nychol...! Wie freue ich mich, dich wieder zu sehen.“

„Und mir — mir thut es um deinetwillen leid, Bruder Turiaf.“

Der Verurtheilte stellte sich, als hörte er diese Worte nicht, und fuhr mit zitternder Stimme fort: „Du hast ohne Zweifel eine Frau und Kinder? — du wirst mich zu meiner liebenswürdigen Schwester führen, sie mich sehen, meine holden Neffen mich umarmen lassen....“

„Kreuzzeichen des Teufels!“ murmelte der Henker.

„Ich will ihr zweiter Vater sein.... Höre, Bruder, ich bin mächtig, ich habe Einfluß....“

Der Bruder antwortete mit düsterm Tone: „Ich weiß, daß du solchen hattest...! Jetzt denke nur an den, welchen du dir ohne Zweifel bei den Heiligen zu verschaffen wußtest.“

Jede Hoffnung wich aus dem Antlitz des Verurtheilten. — „O Gott! was bedeutet das, theurer Nychol? Ich bin gerettet, da ich dich wiedergefunden habe! — Bedenke, daß derselbe Leib uns getragen, daß dieselbe Brust uns genährt hat, daß dieselben Spiele unsere Kindheit beschäftigt haben. Erinnre dich, Nychol, daß du mein Bruder bist!“

„Bis auf diese Stunde hattest du dich dessen nicht erinnert,“ antwortete der rauhe Nychol.

„Nein, ich kann nicht von der Hand meines Bruders sterben...!“

„Es ist deine Schuld, Turiaf. — Du hast meine Laufbahn untergraben; du hast mich gehindert, königlicher

Scharfrichter zu Kopenhagen zu werden; du hast mich als Provinzial-Henker in dieses elende Land geworfen. Hättest du nicht auf diese Weise als schlechter Bruder gehandelt, würdest du dich nicht über das beklagen, was dich heute empört. Ich wäre nicht in dem Drontheimhuus und ein Anderer würde deinen Handel abmachen. — Wir haben genug gesprochen, mein Bruder, es muß gestorben sein."

Der Tod ist für den Bösen abschreckend, aus demselben Gefühle, das ihn dem Guten schön erscheinen läßt; beide verlassen das, was sie Menschliches haben; aber der Gerechte wird von seinem Körper, wie von einem Gefängniß erlöſ't, der Böse demselben, wie einer Veste entrissen. Im letzten Augenblicke enthüllt sich die Hölle der verderbten Seele, welche das Nichts geträumt hat. Unruhig klopft sie an der dunkeln Pforte des Todes, und die Leere antwortet ihr nicht.

Der Verurtheilte wälzte sich auf dem Fußboden, indem er mit herzzerreißenderem Jammer, als die ewige Klage eines Verdammten, die Hände rang. — „Göttliche Barmherzigkeit! Ihr heiligen Engel des Himmels, wenn es solche gibt, habt Mitleid mit mir! — Nychol! mein Nychol, im Namen unserer gemeinschaftlichen Mutter, o laß mich leben!"

Der Henker zeigte sein Pergament.

„Ich kann nicht; der Befehl ist bestimmt."

„Dieser Befehl geht nicht auf mich," stammelte der

verzweifelte Gefangene, „er trifft einen gewissen Musdämon, nicht mich; ich bin Turiaf Orugix."

„Du willst Scherz treiben," sagte Nychol, indem er die Achseln zuckte. — „Ich weiß wohl, daß es sich von dir handelt. Übrigens wärst du," setzte er hart hinzu, „gestern für deinen Bruder nicht Turiaf Orugix gewesen; du bist heute für ihn nur Turiaf Musdämon."

„Mein Bruder! mein Bruder!" sagte der Unglückliche, — „wohlan, warte bis morgen; es ist unmöglich — der Großkanzler hat den Befehl zu meinem Tode nicht gegeben. Es ist ein gräßliches Mißverständniß. Der Graf von Ahlefeld liebt mich sehr. Ich beschwöre dich, mein lieber Nychol, das Leben... Ich werde bald wieder in Gunst sein und dir alle Gefälligkeiten vergelten..."

„Du kannst mir nur noch eine erzeigen, Turiaf," fiel der Henker ein. „Ich bin schon um zwei Hinrichtungen gekommen, auf welche ich am meisten zählte — um die des Exkanzlers Schumacher und um die des Sohns des Vicekönigs. Ich habe stets Unglück. Mir bleiben nur noch Han von Island und du. Deine Hinrichtung bringt mir, als eine nächtliche und geheime, zwölf goldene Dukaten ein. Laß mich also ruhig gewähren: das ist die einzige Gefälligkeit, welche ich von dir erwarte."

„O Gott!..." sagte der Verurtheilte schmerzlich.

„Es wird wahrlich die erste und letzte sein; dagegen aber verspreche ich dir auch, daß du schmerzlos sterben

sollst. Ich werde dich brüderlich henken. — Ergib dich in dein Schicksal."

Musdämon erhob sich; die Wuth trieb seine Nasenlöcher auf, seine grünen Lippen zitterten, seine Zähne klapperten, sein Mund schäumte vor Verzweiflung.

„Satan! ich hätte diesen Ahlefeld gerettet? ich hätte meinen Bruder umarmt? und sie tödten mich? Und ich müßte in der Nacht, in einem Kerker sterben, ohne daß die Welt meine Verwünschungen hören könnte, ohne daß meine Stimme über ihnen von dem einen Ende des Königreichs bis zum andern donnern könnte, ohne daß meine Hand den Schleier aller ihrer Verbrechen zerreißen könnte? Um zu diesem Tode zu kommen, hätte ich mein ganzes Leben befleckt? Unglücklicher!" fuhr er fort, indem er sich zu seinem Bruder wandte, „du willst also ein Brudermörder werden?"

„Ich bin Henker," antwortete der kaltblütige Nychol.

„Nein," rief der Verurtheilte. Und er stürzte sich blindlings auf den Henker, und seine Augen schossen Flammen und vergossen Thränen, wie die des verzweifelten Stieres. — „Nein! ich werde so nicht sterben! Ich werde nicht wie eine furchtbare Schlange gelebt haben, um wie ein elender Wurm zu sterben, den man zertritt. Ich werde mein Leben in meinem letzten Biß verhauchen; aber er wird tödtlich sein."

Bei diesen Worten umklammerte er als Feind den, welchen er so eben als Bruder umarmt hatte. Der schmeichelnde und liebkosende Musdämon zeigte sich in

diesem Augenblick als der, welcher er seiner Natur nach war. Die Verzweiflung hatte die Tiefe seiner Seele wie Hefen aufgerührt, und nachdem er wie der Tiger gekrochen, erhob er sich wie dieser. Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, welcher der beiden Brüder in diesem Augenblick des Kampfes der schrecklichste war, der eine mit der starren Rohheit eines wilden Thieres, der andere mit der verschmitzten Wuth eines Teufels.

Aber die vier Hellebardiere, welche bisher unthätig gewesen, waren nicht unbeweglich geblieben. Sie hatten dem Henker Beistand geleistet und Musdämon, der keine andere Kraft hatte, als seine Wuth, wurde gezwungen, abzulassen. Er warf sich flachen Leibes gegen die Mauer, stieß ein dumpfes Geheul aus und stumpfte seine Nägel an den Steinen ab.

„Sterben! — Teufel der Hölle! — . . . Sterben, ohne daß mein Geschrei diese Gewölbe zersprengt, ohne daß meine Arme diese Mauern einstürzen! . . .“

Man ergriff ihn, ohne Widerstand zu erfahren. Seine unnütze Anstrengung hatte ihn erschöpft. Man zog ihm sein Gewand aus, um ihn zu binden. In diesem Augenblick fiel ein versiegeltes Päckchen aus seinen Kleidern.

„Was ist das?“ sagte der Henker.

Eine höllische Hoffnung leuchtete in dem hohlen Auge des Verurtheilten. — „Wie konnte ich dies vergessen?“ murmelte er. — „Höre, Bruder Nychol,“ setzte er mit fast freundschaftlicher Stimme hinzu, — „diese Papiere

gehören dem Großkanzler. Versprich mir, sie ihm einzuhändigen, und mache dann mit mir, was du willst."

„Da du nun ruhig bist, verspreche ich dir, deinen letzten Wunsch zu erfüllen, obgleich du eben wie ein schlechter Bruder gegen mich gehandelt hast. Diese Papiere sollen dem Kanzler überliefert werden, mein Wort darauf!"

„Bitte, sie ihm selbst übergeben zu dürfen," sagte der Gefangene, indem er den Henker anlächelte, welcher, seiner Natur gemäß, sich wenig auf das Lächeln verstand. — „Das Vergnügen, welches sie Seiner Gnaden machen werden, kann dir vielleicht zu irgend einer Gnade behülflich sein."

„Wahrhaftig, Bruder!" sagte Orugix. „Dank! Vielleicht das Diplom als königlicher Scharfrichter, nicht wahr? Wohlan, scheiden wir als gute Freunde. Ich verzeihe dir die Nagelhiebe, welche du mir gegeben hast; verzeihe mir die hänfene Halskette, die du von mir empfangen wirst."

„Der Kanzler hatte mir eine andere Halskette versprochen," antwortete Musdämon.

Die Hellebardiere führten den Gebundenen jetzt in die Mitte des Kerkers; der Henker legte ihm die unselige Schlinge um den Hals.

„Turiaf, bist du bereit?"

„Einen Augenblick! einen Augenblick!" sagte der Verurtheilte, dessen Angst zurückgekehrt war. — „Ich

bitte dich, Bruder, ziehe das Seil nicht an, ehe ich dir es sage.“

„Ich werde das Seil nicht anzuziehen brauchen,“ antwortete der Henker.

Eine Minute später wiederholte er seine Frage: „Bist du bereit?“

„Noch einen Augenblick! Ach, ich muß also sterben!“

„Turiaf, ich habe nicht Zeit zu warten!“ Bei diesen Worten ersuchte Orugix die Hellebardiere, sich von dem Verurtheilten zu entfernen.

„Noch ein Wort, Bruder! Vergiß nicht, dem Grafen von Ahlefeld das Päckchen zuzustellen.“

„Sei ruhig,“ versetzte der Bruder, und fragte dann zum dritten Male: „Bist du bereit?“

Der Unglückliche öffnete den Mund, um vielleicht noch eine Minute Leben zu erflehen, als der ungeduldige Henker sich bückte. Er drehte an einem kupfernen Knopf, der sich aus dem Fußboden erhob. — Der Fußboden wich unter dem Missethäter; der Unglückliche verschwand in einer viereckigen Fallthüre unter dem dumpfen Knarren des Seils, das sich plötzlich mit schauerlichen Schwingungen spannte, welche theilweise durch die letzten Zuckungen des Sterbenden veranlaßt wurden. Man sah nur noch das Seil, das sich in der dunkeln Oeffnung bewegte, aus welcher ein frischer Wind und ein Geräusch hervor ging, welches dem fließenden Wassers ähnlich war.

Die Hellebardiere wichen, von Schrecken betroffen,

zurück. Der Henker näherte sich dem Abgrund, faßte das stets noch schwingende Seil mit der Hand und hängte sich über die Oeffnung, indem er seine zwei Füße auf die Schultern des armen Sünders setzte. Mit einem dumpfen Tone dehnte sich das verhängnißvolle Seil aus und blieb unbeweglich. Ein erstickter Seufzer stieg noch aus der Fallthüre empor.

„Es ist gut!" sagte der Henker, indem er wieder in den Kerker stieg. „Lebe wohl, Bruder!"

Er zog ein Messer aus seinem Gürtel.

„Nähre nun die Fische des Meerbusens. Dein Leib sei die Beute des Wassers, während deine Seele die des Feuers werden wird."

Bei diesen Worten schnitt er das angespannte Seil ab. Das, was am eisernen Ringe hängen blieb, schlug heftig gegen das Gewölbe an, während das tiefe, dunkle Wasser vom Falle des Körpers aufspritzte und dann seinen unterirdischen Lauf in dem Meerbusen fortsetzte.

Der Henker schloß die Fallthüre wieder, wie er sie geöffnet hatte. — Als er sich emporrichtete, sah er den Kerker voller Rauch.

„Was ist das?" fragte er die Hellebardiere; „woher kommt dieser Rauch?"

Sie wußten es so wenig als er. Erstaunt öffneten sie die Thüre des Kerkers; die Gänge des Gefängnisses waren gleichfalls mit einem dichten, ekelhaften Rauch erfüllt. Eine geheime Thüre führte die Erschreckten in den

viereckigen Hof, wo ein furchtbares Schauspiel sie erwartete.

Ein ungeheurer Brand, den die Heftigkeit des Ostwindes vermehrte, wüthete in dem Militärgefängniß und in der Kaserne der Schützen. Die in Wirbeln aufsprühenden Flammen leckten das Gemäuer, kränzten die brennenden Dächer, stiegen wie aus einem Schlunde aus den verzehrten Fenstern, und die schwarzen Thürme von Munkholm rötheten sich bald von einer schrecklichen Helle, bald verschwanden sie in dichten Rauchwolken.

Ein Kerkerdiener, der sich in den Hof flüchtete, berichtete ihnen in wenigen Worten, der Brand sei, während des Schlafs der Wächter Han's von Island, in dem Kerker des Ungeheuers ausgebrochen, welchem man die Unvorsichtigkeit gehabt habe, Stroh und Feuer zu geben.

„Ich bin sehr unglücklich," rief Orugix bei dieser Erzählung: „da wird mir gewiß auch noch Han von Island entgehen. Der Unglückliche wird verbrannt sein! und ich werde nicht einmal seine Leiche bekommen, für die ich zwei Dukaten bezahlt habe! —"

Indessen drängten sich die unglücklichen Schützen von Munkholm, welche durch diesen schrecklich drohenden Tod vom Schlafe aufgeschreckt worden waren, in Masse zu dem großen Thore, welches durch unheilbringende Barrikaden versperrt war; man hörte von Außen ihr Jammer- und Angstgeschrei: man sah sie an den brennenden Fenstern die Hände ringen oder sich auf die Platten des

Hofes stürzen, indem sie einen Tod durch den andern vermieden. Die siegreiche Flamme schloß das ganze Gebäude ein, ehe der übrige Theil der Garnison Zeit hatte, herbeizukommen. Jede Hülfe war bereits vergeblich. Das Gebäude lag glücklicherweise allein: man begnügte sich, durch Axtschläge das Hauptthor zu sprengen; es war aber zu spät; denn im Augenblick, wo es sich öffnete, stürzte mit einem langen Krachen das ganze in Flammen stehende Dach-Gebälke der Kaserne über den unglücklichen Soldaten zusammen und nahm in seinem Fall die brennenden Giebel und Zwischenbalken des Hauses mit sich. Das ganze Gebäude verschwand jetzt in einem Wirbel entflammten Staubs und brennenden Rauchs, in welchem ein schwaches Wimmern schnell verstummte.

Am folgenden Morgen erhoben sich in dem viereckigen Hofe nur vier hohe, schwarze und noch heiße Mauern, die ein schreckliches Chaos rauchender Trümmer umgaben, welche fortfuhren einander zu verzehren, wie Thiere in einem Cirkus. Als diese ganze Ruine ein wenig abgekühlt war, untersuchte man ihr Inneres: unter einer Lage von Steinen, Balken und durch das Feuer abgelös'tem Eisenwerke ruhte eine Masse gebleichter Gebeine und entstellter Leichen; dies war, nebst ungefähr dreißig größtentheils verstümmelten Soldaten alles, was von dem schönen Regimente von Munkholm übrig war.

Als man die Trümmer des Gefängnisses aufräumte, gelangte man zu dem unseligen Kerker, von welchem der

Brand ausgegangen war und den Han von Island bewohnt hatte; man fand hier die Ueberbleibsel eines menschlichen Körpers, die neben einer eisernen Kohlenpfanne auf zerbrochenen Ketten lagen. Man bemerkte zwei Schädel unter dieser Asche, obgleich nur Ein Gerippe sich vorfand.

---

## Einundfünfzigstes Kapitel.

Saladin.

Brav, Ibrahim,
Du bist mir wahrlich ein willkomm'ner Bote! —
— — — — — Habe Dank
Der guten Zeitung.

Der Mameluk (wartend).

Saladin.

Nur her damit.
Was wart'st du? Geh' nur wieder!

Der Mameluk.

Dem guten Boten
Kein Botenlohn? . . . . . . . . . . .

Lessing, Nathan der Weise.

So erhielten alle Frevelthaten ihren Lohn.

Ed. Gérard, les Enfans dans les bois, Ballade.

Bleich und abgezehrt geht der Graf von Ahlefeld mit großen Schritten in seinem Gemache auf und nieder;

er zerknittert in den Händen ein Päckchen Papiere, die er eben durchlaufen und stampft mit dem Fuße auf den geglätteten Marmor und die Teppiche mit goldenen Fransen.

Am andern Ende des Gemaches sehen wir stehend, aber doch in ehrfurchtsvoller, tief gebückter Haltung, Nychol Orugix, in seinen ehrlosen Purpur gekleidet und seinen Filzhut in der Hand.

„Du hast mir einen Dienst geleistet, Mnsdämon!“ murmelte der Kanzler zwischen seinen vor Zorn verschlossenen Zähnen.

Der Henker erhebt schüchtern seinen stumpfen Blick: „Seine Gnaden sind zufrieden . . . .“

„Was willst du?“ sagt der Kanzler, sich rasch umwendend.

Der Henker, stolz, einen Blick des Kanzlers auf sich gezogen zu haben, lächelt hoffnungsreich. — „Was ich will, Eure Gnaden? die Scharfrichterstelle zu Kopenhagen, wenn Eure Gnaden durch diese hohe Gunst die guten Nachrichten, welche ich Ihnen bringe, zu belohnen geruhen.“

Der Kanzler ruft die zwei Hellebardiere, welche an seiner Thüre die Wache halten, herein: — „Man ergreife diesen Schelm, der es wagt, über mich zu spotten!“

Die zwei Wachen schleppen den verblüfften und bestürzten Nychol weg, der noch ein Wort wagt: — „Gnädiger Herr . . . .“

„Du bist nicht mehr Henker des Drontheimhuus!

Ich entsetze dich deiner Stelle!“ spricht der Kanzler, indem er die Thüre heftig zuschlägt.

Der Kanzler greift wieder nach den Briefen, liest sie, liest sie wieder in Wuth und berauscht sich gewissermaßen in seiner Schande, denn diese Briefe sind die alte Korrespondenz der Gräfin mit Musdämon. Es ist die Hand Elphegen's. Er sieht daraus, daß Ulrike nicht seine Tochter ist, daß dieser so sehr betrauerte Friedrich vielleicht nicht sein Sohn war. Der unglückliche Graf wird durch denselben Stolz gestraft, welcher alle seine Verbrechen verursachte. Es ist nicht von Belang, daß er seine Rache sich entgehen sah; er sieht alle seine ehrgeizigen Träume verschwinden, seine Vergangenheit entehrt, seine Zukunft todt. Er hat seine Feinde verderben wollen; er hat es nur dahin gebracht, daß er seinen Einfluß, seinen Rathgeber und selbst seine Rechte als Gatte und Vater eingebüßt hat.

Er will wenigstens Ein Mal noch die Elende sehen, die ihn verrathen hat. Raschen Schritts, die Briefe in seiner Hand schüttelnd, als hielt er den Blitz darin, durchschreitet er die großen Säle. Wüthend öffnet er die Thüre von Elphegen's Gemach. Er tritt ein . . . .

Die verbrecherische Gattin hatte eben unvorbereitet die Nachricht von dem schrecklichen Tode ihres Sohnes Friedrich durch den Obristen Voethaun erhalten. — Die arme Mutter war wahnsinnig.

# Schluß.

Was im Scherze ich gesagt,
Habt als Ernst ihr aufgenommen.
Spanische Romanzen.

Seit vierzehn Tagen waren die eben erzählten Begebenheiten der Gegenstand aller Unterhaltungen zu Drontheim und in dem Drontheimhuus und wurden nach den verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt, aus welchem man sie betrachtete. Der Pöbel der Stadt, der sich vergeblich auf das Schauspiel von sieben auf einander folgenden Hinrichtungen gefreut hatte, fing an, an diesem Vergnügen zu verzweifeln; und die alten, halbblinden Weiber erzählten noch, sie hätten Nachts während des beklagenswerthen Brandes der Kaserne Han von Island in dem Brand lachen, mit dem Fuße das brennende Dach des Gebäudes auf die Schützen von Munkholm herabstoßen und dann in einer Flamme davon fliegen sehen; als Ordener nach einer Abwesenheit, welche seiner Ethel sehr lange vorgekommen war, in Begleitung des Generals Levin von Knud und des Almoseniers Athanasius Münder in dem Thurme des Schleswiger Löwen erschien.

Schumacher erging sich in diesem Augenblicke, auf

seine Tochter gelehnt, im Garten. Die beiden jungen Gatten hatten Mühe, sich nicht gegenseitig in die Arme zu fallen; sie mußten sich noch mit einem Blicke begnügen. Schumacher schüttelte Ordener's Hand liebevoll und grüßte mit freundlicher Miene die beiden Fremden.

„Junger Mann," sagte der Gefangene, „der Himmel segne Eure Rückkunft."

„Herr," antwortete Ordener, „ich kehre eben zurück. Ich habe meinen Vater zu Bergen gesehen und komme nun, meinen Vater zu Drontheim zu umarmen."

„Was heißt das?" fragte der erstaunte Greis.

„Ihr möchtet mir Eure Tochter geben, edler Herr!"

„Meine Tochter?" rief der Gefangene, sich zu der erröthenden und bebenden Ethel wendend.

„Ja, Herr, ich liebe Eure Ethel; ich habe ihr mein Leben geweiht; sie ist mein."

Schumacher's Stirne verdüsterte sich.

„Ihr seid ein edler, würdiger junger Mann, mein Sohn; obgleich Euer Vater mir viel Böses gethan hat, vergeb' ich ihm aus Liebe zu Euch und würde diese Verbindung gerne sehen; aber es findet sich ein Hinderniß..."

„Welches, Herr?" fragte Ordener beinahe unruhig.

„Ihr liebt meine Tochter; seid Ihr aber auch gewiß, daß sie Euch liebt ....?"

Stumm vor Erstaunen betrachteten sich die zwei Liebenden.

„Ja," fuhr der Vater fort. „Es thut mir leid;

denn ich liebe Euch und hätte Euch gern meinen Sohn genannt. Aber maeine Tochter wird nicht wollen. Sie hat mir neulich ihren Widerwillen gegen Euch eröffnet. Seit Eurer Abreise schweigt sie, wenn ich von Euch spreche und scheint den Gedanken an Euch zu vermeiden, als wenn er ihr störend wäre. Entsagt also Eurer Liebe, Ordener. Nun, man genes't von der Liebe, wie vom Haß!"

„Herr!" — sagte Ordener staunend ....

„Mein Vater! ...." sagte Ethel, die Hände faltend.

„Meine Tochter, sei ruhig," fiel der Greis ein: „die Heirath gefällt mir, aber dir mißfällt sie. Ich will dein Herz nicht martern, Ethel; seit vierzehn Tagen, sieh, bin ich ein ganz anderer geworden; ich werde deinem Widerwillen gegen Ordener keine Gewalt anthun. Du bist frei."

Athanasius Münder lächelte: — „Sie ist es nicht!" sagte er.

„Ihr irrt Euch, mein edler Vater," setzte Ethel ermuthigt hinzu. „Ich hasse Ordener nicht!"

„Wie?" rief der Vater.

„Ich bin," versetzte Ethel, „ich..." Sie hielt inne. Ordener kniete vor dem Greise nieder.

„Sie ist meine Gattin, Vater! Vergebt mir, wie mein anderer Vater schon vergeben hat und segnet Eure Kinder."

Schumacher, der jetzt seinerseits überrascht war, segnete das junge vor ihm kniende Paar.

„Ich habe in meinem Leben so viel geflucht," sagte

er, „daß ich jetzt ohne Untersuchung alle Gelegenheiten zu segnen ergreife. Aber jetzt erklärt mir ....“

Man erklärte ihm Alles. Er weinte vor Rührung, Dankbarkeit und Liebe.

„Ich hielt mich für weise, ich bin alt und habe das Herz eines jungen Mädchens nicht begriffen!“

„Ich heiße also Ordener Gyldenlöwe,“ rief Ethel mit der Freude eines Kindes.

„Ordener Gyldenlöwe,“ sagte der alte Schumacher, „du stehst höher als ich; denn in meinem Glücke wär' ich nicht von meinem Range herabgestiegen, um mich mit der armen, ihrer Ansprüche entsetzten Tochter eines unglücklichen Geächteten zu verbinden.“

Der General nahm die Hand des Gefangenen und übergab ihm eine Pergamentrolle.

„Herr Graf, sprecht nicht so. Hier sind Eure Diplome, welche der König Euch schon durch Dispolsen zurückgeschickt hatte. Seine Majestät fügt jetzt noch das Geschenk Eurer Begnadigung und Eurer Freiheit hinzu. Dies ist die Mitgabe der Gräfin von Daneskiold, Eurer Tochter.“

„Begnadigung! in Freiheit!“ wiederholte Ethel entzückt.

„Gräfin von Daneskiol!“ setzte der Vater hinzu.

„Ja, Graf,“ fuhr der General fort: „Ihr seid wieder in alle Eure Würden eingesetzt, alle Eure Güter werden Euch wiedergegeben.“

„Wem verdanke ich all das?“ fragte der unglückliche Schumacher.

„Dem General Levin von Knud,“ antwortete Ordener.

„Levin von Knud? Ich sagte es Euch wohl, Herr Statthalter, dieser Levin von Knud ist der beste der Menschen. Aber warum kam er nicht selbst, mir mein Glück zu überbringen?“

Ordener zeigte erstaunt auf den General, der lächelte und weinte: „da ist er!“

Das Wiedererkennen der zwei alten Macht- und Jugend-Genossen war ein rührendes Schauspiel. Schumacher's Herz dehnte sich endlich aus. Indem er Han von Island kennen lernte, hatte er aufgehört, die Menschen zu hassen; indem er Ordener und Levin kennen lernte, fing er an, sie zu lieben.

Bald feierten schöne, süße Feste die düstere Trauung des Kerkers. Das Leben begann den zwei jungen Gatten zu lächeln, die des Todes zu lächeln gewußt hatten. Der Graf von Ahlefeld sah sie glücklich; dies war seine grausamste Strafe.

Athanasius Münder ging auch nicht freudenlos aus. Er erhielt die Begnadigung seiner zwölf Verurtheilten und Ordener fügte noch die seiner alten Unglücksgefährten, Kennybol's, Jonas und Norbith's hinzu, welche frei und froh heimkehrten, um den beruhigenden Bergwerkern zu verkündigen, daß der König sie von der Vormundschaft befreit habe.

Schumacher freute sich der Verbindung Ethel's und Ordener's nicht lange; die Freiheit und das Glück hatten seine Seele zu sehr erschüttert; sie freute sich bald eines andern Glückes und einer andern Freiheit. Er starb in demselben Jahre (1699) und dieser Schmerz traf seine Kinder, als sollte er sie lehren, daß es kein vollkommenes Glück auf Erden gebe. Man begrub ihn in der Kirche von Veer, einer Besitzung seines Schwiegersohnes in Jütland, und das Grab bewahrte ihm alle die Würden, welche die Gefangenschaft ihm genommen hatte. Aus Ordener's und Ethel's Verbindung ersproſ'te die Familie des Grafen von Daneskiold.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hugo, Victor, / Adrian, Johann Valentin, / Wagner, Waldemar

Victor Hugo's sämmtliche Werke

Bd.: 3

Frankfurt am Main 1835

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.d.57(1/3#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11717997-1